<36632505360015

<36632505360015

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

17 Bg

Jugend-Bibliothek.

Achtes und letztes Bändchen.

Zweite Auflage.

Mit 1 Kupfer.

München, 1828.
Bey Jakob Giel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

C. Schleich sculpt.

Die Stimme der Thränen.

Blüthengärtlein,

enthaltend

Erzählungen, Parabeln, Legenden

und

Mährchen,

zur

Beförderung eines christlich-religiösen Sinnes.

Gesammelt

von

M. Hauber.

Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 1 Kupfer.

München, 1828.

Bey Jakob Giel.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorwort.

Mit diesem achten Bande ist die „Jugendbibliothek" geschlossen. Der Herausgeber glaubt, es sey darin des Guten und Erbaulichen bereits schon so viel gesammelt und dargelegt worden, daß es eben nur eines empfänglichen Herzens und vor Allen des göttlichen Segens bedarf, um recht vielen Nutzen zu stiften.

In diesem Band, der eine dritte, vermehrte Auflage der i. J. 1814 zuerst erschienenen „Auserlesenen Erzählungen und Parabeln" ist, hat der Herausgeber, nebst andern Erzählungen auch einige Mährchen aufgenommen. Er glaubt, daß er hiefür keine Entschuldigung anzuführen brauche.

Unter allen Dichtungen ist das Mährchen die unschuldigste, kindlichste. Und spricht es zugleich aber auch eine sittliche Lehre aus, wie die hier aufgenommenen, so muß es einen um so tiefern und bleibendern Eindruck auf das jugendliche Gemüth machen, da der Sittenspruch durch das, im Kinde regsamste und lebendigste Organ, die Phantasie nämlich veranschaulicht und mitgetheilt wird. Das Kind ist um so begieriger nach dem Kern, je bunter die Schale ist, die jenen verbirgt.

Der Herausgeber erklärt hier übrigens zu wiederholten Malen, daß er in der Jugendbibliothek nur eine Samm-

lung des Besten, Frömmsten und Belehrendsten, was er in andern Jugendschriften aufgefunden, habe veranstalten wollen; zugleich aber, daß er gar viele der darin enthaltenen Aufsätze durch Tilgung des Ungeziemenden, Hervorhebung des Sittlichen und Religiösen, durch theilweise Umarbeitung in Form und Inhalt, beynahe neugeschaffen habe. Darum schien ihm auch die Aufzählung der Werke, die er benützt, unnöthig zu seyn; wenn er aber die Werke von Chr. Schmid, Ewald, und besonders jene des gemüthlich-frommen und originellen Jugendschriftstellers Leopold Chimani, aus dessen Schriften er schon dem ersten Theile seiner Jugendbibliothek sechs der anziehendsten Erzählungen, z. B. Cuspin Bleyfluß, — Edelmuth und Dankbarkeit, — Peter Herz u. a. m., einverleibt hat, hier besonders erwähnt, so geschieht es um des Umstandes willen, daß er sie, was sonst nur von sehr wenig Jugendschriften zu rühmen ist, überhaupt für die Jugend als sehr empfehlenswerth befunden hat. *)

Und so nimmt denn der Herausgeber einsweilen Abschied von der lieben Jugend, mit dem herzlichen Wunsche, daß seine Arbeit recht viel Segen stiften möge.

München, den 1. May 1827.

M. Hauber,
k. b. Hofprediger und Hofkaplan.

*) Chimani's sämmtliche Jugendschriften nebst andern, sind beständig, geschmackvoll gebunden, beym Buchhändler Jakob Giel, zu haben.

Einleitung.

Lasset die Kindlein zu mir kommen.

(Worte der Lehre an Mütter.)

Unter den alten bemoosten Linden am Kirchhofe saßen an einem schönen Sommerabend, die Väter und Mütter des Dorfes traulich bei einander, und Vater Timotheus mitten unter ihnen. Ihre Unterredung betraf theils Feldwirthschaft und häusliche Angelegenheiten; aber auch führten sie manche andere vernünftige und nützliche Gespräche. Daran konnte es nicht leicht fehlen, wo der alte Timotheus zugegen war.

Sophie, die junge verständige Hausfrau und Mutter, schätzte besonders den achtungswerthen Greis, und benutzte so gern jede Gelegenheit, aus seinen lehrreichen Gesprächen etwas zu lernen. Zutraulich und freundlich wandte sie sich an ihn. (Sie hatte schon vorher von ihren Kindern gesprochen.) „Wie gern," sagte sie, „möchte ich doch diese Kleinen auf das Beste erziehen! Ich hatte schon oft mir vorgenommen, dich um Rath und Belehrung in dieser wichtigen Angelegenheit zu bitten, lieber Vater. Du wirst gewiß wissen und sagen können, was

zu einer recht guten und christlichen Kinderzucht erfordert wird."

Und die andern Anwesenden hielten inne, da sie die Anrede vernahmen, und horchten, und wünschten Alle, nur ihn reden zu hören. Da hub er folgendermassen an: „Dein Verlangen, liebe Nachbarin, bürgt mir schon dafür, daß es dir mit deinen Kindern gelingen wird. Denn der ernste Wunsch und Wille, ist ja doch das Erste und der Anfang alles Guten. Und mehr möchte ich sagen, als Anfang. Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da suchet, der findet.

Wer Kinder gut erziehen soll, der muß selber gut seyn. Das ist die Hauptsache, liebe Sophie. Der Apfel fällt ja nicht weit vom Stamm, und die Kinder werden in der Regel den Aeltern oder denen, die sie erziehen, ähnlich. Auf die Mutter und ihren Umgang mit den Kindern kommt besonders viel an.

Unter ihren Augen und in ihrem Umgange bringen sie fast gänzlich die ersten fünf oder sechs Jahre zu, die für das künftige Leben sehr viel entscheiden. — Hat die Mutter einen so redlichen Willen, ihre Kinder gut zu erziehen, wie du, so ist ihr bald geholfen; so wird sie vieles von selbst treffen, und nicht leicht gar verkehrt handeln. Indessen will ich dir sagen, was ich für die Hauptsache halte.

Hast du Liebe, hast du Geduld, hast du wahre Gottesfurcht, so hast du die vorzüglichsten Eigenschaften ei-

ner guten Mutter und Erzieherin. Merke dir, dies ist das Erste und Letzte. Je reicher du bist an Liebe, an Geduld und Gottesfurcht, desto besser wird es dir mit deinen Kindern gelingen, und desto sicherer und leichter wirst du sie mit Gott bekannt machen, und sie daran gewöhnen, Ihn von ganzem Herzen zu lieben, und willig Ihm zu gehorchen.

Durch Liebe und Freundlichkeit gewinnt und lenket die Mutter unwiderstehlich die Herzen ihrer Kinder, und ihre Gebote sind ihnen dann nicht schwer. Sie wissen nichts von übler Laune und vom mürrischen Wesen, und dieß ist ein unschätzbarer Gewinn. Denn ein heiteres Gemüth ist wie ein wohlzubereiteter Acker, in welchem jeder Saame fröhlich aufgeht und glücklich gedeiht. —

Sey mürrisch und unfreundlich unter deinen Kindern und sie werden sich von dir wenden; und deine Lehren, und Ermahnungen werden wenig geachtet werden, und wenig Frucht schaffen. Erzwinge dir ihren Gehorsam durch finsteres Wesen, durch Schelten oder Schläge gar, und sie werden dich hassen, und deinen Willen thun — mit Verstellung, und Sklavensinn wird ihnen wohl gar ankleben und eigen seyn, so lange sie leben. Strenge Behandlung macht trotzig, und schlägt den Muth nieder; Sanftmuth und Schonung gewinnt die Herzen, und wirkt Zutrauen und Ergebenheit.

Viel Mühe und Beschwerde hat eine treue Mutter, aber — Geduld, liebe Sophie, Geduld überwindet alles. Geduld ist dir vor allem vonnöthen. Laß dich es nicht be-

fremden, daß du deine Lehren, Erinnerungen und Ermahnungen oft wiederholen mußt. Die edelsten Früchte reifen langsam. Wer sie pflücken will, ehe sie zeitig sind, ist ein Thor.

Laß dich es nicht befremden, daß deine Kinder öfter fehlen, und verzage nicht, wenn sie diesen oder jenen Fehler nicht sobald ablegen, und dieses oder jenes Gute nicht sobald annehmen, als du es gewünscht und erwartet hast. Es ist nicht böser Wille; nur jugendliche Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit hindert noch die völlige Erreichung deiner Wünsche und Bestrebungen. —

Mit den Jahren kommt mehrere Stetigkeit. Säe du nur im Vertrauen auf Gottes mitwirkende Gnade treulich deine gute Saat; die Zeit der frohen Ernte wird — gesegnet von Ihm — gewiß kommen und nicht ausbleiben. Siehe, ein Ackersmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig. An Gott und seinen Segen mußt du standhaft glauben, so wirst du Geduld bewahren und nicht ermüden.

Laß dich nie durch Ungeduld verleiten, mehr von deinen Kindern zu erwarten, als du nach ihrer Schwachheit von ihnen erwarten darfst; und noch mehr sey auf deiner Hut, daß du nicht, wenn sie fehlen, sie ungerecht behandelst, und ihnen bösen Willen zuschreibst, wo sie nur unbedachtsam gefehlt haben. Dadurch würdest du ihnen unendlich schaden. Manches Kind ist ohne Zweifel bloß dadurch ein wirklich böser Mensch geworden, daß man ihm Böses zutraute, und bey jedem Versehen, ihm Bosheit oder böse Absicht zuschrieb. —

Immer setze voraus, (was du sicher voraussetzen darfst) daß deine Kinder gut sind, und Gutes wollen, wenn sie gleich manchmal fehlen. Wenn du allzeit gutes Zutrauen gegen sie äußerst, so werden sie geneigt werden, sich desselben werth und immer werther zu machen. Wirklich beurtheilen wir die Kinder oft sehr irrig und verkehrt. Wie manches Kind z. B. redet Unwahrheit, ohne es zu wissen oder zu wollen, bloß weil es zu flüchtig sah und hörte, oder weil es durch seine überaus lebhafte Phantasie getäuscht war.

Endlich, liebe Sophie, Gottesfurcht ist die Krone von allem. Wandle vor Gott und sey fromm! Wandle mit einem ruhigen, stillen, heitern Sinn, und mit einem glaubenvollen Herzen vor Gott, und was du dir vornimmst mit deinen Kindern, wird gerathen, und von Gott gesegnet seyn. Ohne darüber zu grübeln, wie du es angefangen hast, und ohne daß du es weißt, und ehe du es weißt, wirst du von deinem frommen Sinn und von deinem kindlichen Glauben ihnen mittheilen und einflößen. Du wirst sie lehren, mit genügsamen Herzen Gottes Güte preisen, und Gott, den Allwissenden, kindlich verehren.

Dieß sey dir die Hauptsumme alles Wissens und aller Weisheit. Die Furcht des Herrn ist ja der Weisheit Anfang, und der Weisheit Ziel.

* * *

Mutterliebe sorgt und wacht
Unermüdlich, froh und heiter,
Fördert alles Gute weiter
Früh und spät, bey Tag und Nacht.

Mutterlieb' ermattet nicht,
Hebt und stillt und pflegt die Kleinen
Wenn sie klagen, wenn sie weinen,
Mutterlieb' ermattet nicht.

Mutterliebe schont und trägt
Diese, die noch schuldlos fehlen;
Unmuth kann das Herz nicht quälen,
Das nach Gott und Liebe frägt.

Mutterliebe fragt nach Gott.
Gott im Herzen, Lieb' im Herzen
Mehrt die Freuden, wehrt den Schmerzen.
Mutterliebe lohnet Gott!

Inhalt.

I. Abtheilung.

		Seite
1.	Das Königsland	1
2.	Der heilige Phokas, ein Gärtner	4
3.	Die Pfütze und das Bächlein	6
4.	Das Gefäß	9
5.	Polykarpus	10
6.	Das Saamenkörnchen	12
7.	Der heilige Vinzenz von Paula	14
8.	Die beyden Söhne	30
9.	Irin	32
10.	Der Greis Pietro	34
11.	Hoffnung und Vertrauen auf Gott	36
12.	Die arme Marianne	42
13.	Gottes Fügungen	44
14.	Die Vorschrift	54
15.	Des Vaters Segen	55
16.	Der Jüngling	58
17.	Die Arbeiter	59
18.	Der Obstgarten	61
19.	Das Sommerkäferchen	64
20.	Die Lieblingsblumen	66
21.	Die Quelle und der Knabe	68

		Seite
22.	Der neue Sohn des Hauses	69
23.	Der Engel der Unschuld	71
24.	Salomo	74
25.	Meister Herrmann	75
26.	Die Stimme der Thränen	79
27.	Das zurückgegebene Kleinod	80
28.	Die wiedergefundenen Söhne	81
29.	Das Morgengebeth	84
30.	Der zufriedene Arme	85
31.	Der verlassene Waise	86
32.	Die Schwingungen des Lebens	88

II. Abtheilung.

33.	Philemon	91
34.	Arbeitsamkeit und Berufstreue aus Liebe zu Gott	93
35.	Der Rhein	103
36.	Die Schiffer	104
37.	Der verarmte Pilger	106
38.	Die Rose	106
39.	Das Kind und die Scheere	107
40.	Die Schlange	108
41.	Der Blinde	109
42.	Meta	111
43.	Euphemion	113
44.	Der Sieg	116
45.	Die Reise nach Eleutheria	116
46.	Die beyden Wege	120
47.	Henriette und der Nachtwächter	121
48.	Die Engel am Scheidewege	124
49.	Der Jüngling Simplicius und die Ameise	126
50.	Der Schiffbruch	127

		Seite
51.	Die beyden Bäumchen	128
52.	Anmuthige Historie von den drey Söhnen eines Bettlers, die endlich reiche Herren geworden sind	129
53.	Hänschen und der Gärtner	137
54.	Das Perlhühnchen und das Rehchen	138
55.	Der Strom und der Bach	142
56.	Der Todtenkopf	142
57.	Der Weinstock	143
58.	Das Wölkchen	144
59.	Hanna und Sulamith	146
60.	Der Tod des Christen	148

III. Abtheilung.

61.	Die aufgehende Sonne	149
62.	Legende vom heiligen Georg	150
63.	Die Ernte	154
64.	Hellor	155
65.	Der Fremdling	156
66.	Phanuel	157
67.	Der Mann auf Carmel	160
68.	Der Menschenfreund	162
69.	Der kleine Hund	163
70.	Hiob und Jael	165
71.	Der sterbende Greis	166
72.	Der arme Lazarus	171
73.	Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen	173
74.	Der gerettete Jüngling	179
75.	Jockli, zieh' das Käppli ab	181
76.	Die Güte der Väter	184
77.	Das heldenmüthige Kind	185
78.	Die belohnte kindliche Liebe	186

Seite
79. Verehrung der Mutter . 192
80. Die Goldfischlein . 193
81. Das Himmelsschäfchen . 196
82. Die Geschwister . 200
83. Geschwisterliebe . 201
84. Die edlen Schwestern . 203
85. Die beyden Eichen . . . 205
86. Leander und Selin . . . 206
87. Der Rosenbusch . . . 208
88. Die Grasmücke . . 208
89. Der Hurone . . . 211
90. Joel und Heman 217
91. Joseph Köberle . . 220
92. Die Kinder auf dem Gottesacker . . . 249

I. Abtheilung.

1. Das Königsland.

Treue und Untreue gegen den Ruf Gottes zur Tugend und Seligkeit.

Es war einst ein sehr weiser König, der wollte seine Kinder zuerst recht gut erziehen lassen, und sie dann in ein schönes und fruchtbares Land bringen, wo sie immer glücklich seyn könnten. Er schickte sie nun in eine entfernte Gegend, und übergab sie der Aufsicht einiger frommer Hirten. Sie waren noch klein, wußten noch nichts von dem Könige, ihrem Vater, und von dem Allem, was er mit ihnen vorhatte. Wie sie nun älter wurden, da sagten die Hirten zu ihnen: „Kinder, ihr gehöret einem mächtigen Vater, der euch einmal sehr glücklich machen will. Er hat ein großes und herrliches Reich, wohin er einmal euch führen möchte. In dem Reiche eures Vaters sind aber nur solche Menschen, die vorher so erzogen und vorbereitet wurden, daß sie darin glücklich seyn können. Denn die taugen nicht in das königliche Land, die sich nicht nach der Vorschrift des Königs aufführen wollen. Wollet ihr auch gern in das schöne Reich eures Vaters kommen, wo alles viel besser, gesünder und angenehmer als hier ist?" — fragten die Hirten. „Ja wohl," — sagten die Kinder, wo ist der Weg, daß wir hingehen? — „Noch könnet ihr nicht hinkommen," antworteten die Hirten. „Wenn ihr nicht verständiger geworden seyd, und euch an die Arbeit gewöhnt habt, so werdet ihr da keine Freude haben. Bey uns sollt ihr erst mancherley lernen. Es sind hier allerley Früchte, böse und gute. Durch die bösen Früchte wird der Leib verdorben, die Augen und Ohren werden schwach, auch werden alle, die davon essen, immer unverständiger. Die

guten Früchte stärken den Leib, die Augen, die Ohren und alle Glieder. Sie machen den Menschen immer gesünder und fröhlicher. Wir wollen euch nun zurechtweisen, daß ihr die bösen und guten Früchte unterscheiden könnet. Ihr müßt auch fleißig arbeiten, und nicht mit Speise und Trank euch verderben, denn wenn ihr das thut, so werdet ihr zu dem herrlichen Reiche eures Vaters nicht taugen. Hütet euch vor Verführern, denn es gibt solche Leute hin und wieder, die euch werden freundlich thun und sagen: „die Früchte, welche wir euch verboten haben, wären süß, und schadeten nicht, wir wollten sie euch nicht gönnen.“ Seyd also klug, und verderbet euch selbst die große Freude nicht, die der Vater euch bereitet hat. — Wenn die Zeit eurer Vorbereitung aus ist, und ihr habt euch gut gehalten, dann müßt ihr zuerst noch durch ein dunkles Thal, und über eine schmale Brücke, fürchtet euch aber nicht; seyd ihr den Vorschriften eures Vaters gehorsam gewesen, dann kommen euch Geleitsmänner entgegen, die euch hinüberführen. Wäret ihr aber nicht gehorsam, dann würdet ihr nicht hinüber können.“ — — Da die Königskinder die Worte der Hirten gehört hatten, so gelobten sie alles an. Sie gingen hin, und freuten sich über das schöne Königsland, sie lernten auch die bösen und guten Früchte kennen, und sagten: „Vor euch wollen wir uns schon hüten.“ — Nicht lange hernach waren einige beyeinander, und sahen die mancherley Früchte an, da kam es ihnen so vor, als wenn die verbotenen giftigen Früchte schöner als die andern aussähen. Jemehr sie dahin sahen, desto lieblicher schienen sie ihnen zu seyn: „Ach!“ — sagte das eine der Kinder, die Früchte sind so schön, Schade, daß man sie nicht essen darf!“ — „Ja,“ — sagte das andere, ich habe schon gedacht, daß es wohl mit dem Königslande nicht ganz richtig seyn mag. Man hört und sieht ja nichts weiter davon. Wenn unser Vater ein solcher König wäre, sollte er uns denn wohl in

diesem armen Hirtenlande so lange sitzen und arbeiten lassen; warum könnte er uns nicht gleich zu sich nehmen? — macht es wohl je ein Vater so mit seinen Kindern? — die Hirten erzählen uns das nur, damit wir desto fleißiger für sie arbeiten, und ihnen die schönen Früchte lassen sollen." — „Lasset uns essen," sagten Andere, und sie aßen. Einige wollten nicht, doch dachten sie hernach, wir wollen am Abende heimlich hingehen, und sie kosten, da sie nicht gesehen hatten, daß sie den andern schadeten. Sie thaten es nacheinander. Kaum hatten sie es gethan, so kam die Lust immer stärker wieder, und sie aßen mehr. Am andern Morgen durften sie die Hirten nicht mehr anblicken, so fürchteten und schämten sie sich, denn es kam ihnen vor, als wenn sie ihnen ansehen könnten, was sie gethan hatten. Einige von ihnen wurden sehr betrübt, denn sie fürchteten sich, daß es ihnen übel gehen würde. Diese gingen hin, und bekannten es den Hirten. Den Hirten that es weh, sie gaben ihnen gesunde Kräuter, und heilten sie wieder. Nur behielten sie immer noch die Lust, von der Frucht zu essen, und konnten sie erst mit der Zeit überwinden. Die übrigen wurden immer schwächer, und glaubten ihren Lehrern nicht mehr. Auf einmal hörte man am Morgen die Hirten rufen: „Machet euch auf, die Zeit ist da, gehet hinüber ins Königsland." — Fröhlich nahmen die guten Königs-Söhne und Töchter ihren Stab, und wanderten nach dem Lande ihres Vaters. Es wurde Nacht, da standen die Führer bereit, und leiteten sie über die gefährliche Brücke ins glückliche Königsland. Da empfieng sie der König und ihre ältern Brüder und Schwestern, die vorher schon hingegangen waren, mit großer Freude. Die andern konnten nicht hinüber kommen, und waren verloren.

Cölln.

2. Der heilige Phokas, ein Gärtner.

Wer wird uns von der Liebe Christi trennen? Trübsal? Angst? Hungersnoth? Entblößung? Gefahr? Verfolgung? Schwert? Nichts kann uns von der Liebe Gottes trennen, die auf Christus Jesus, unsern Herrn gegründet ist. Röm. 8, 35 u. 39.

Phokas, ein gottesfürchtiger Christ, lebte zu Sinope in Pontus. Er hatte einen Garten vor dem Thore der Stadt, den er mit großer Sorgfalt baute, und von welchem er durch seine Arbeit so viel erwarb, daß er seinen sparsamen Unterhalt davon haben, und überdieß noch den Nothdürftigen wohlthätige Unterstützung reichen konnte. Sein Haus stand allen offen, die in demselben Herberge nehmen wollten. Gott belohnte die Mildthätigkeit seines Dieners mit der Gnade des Marterthums. Er wurde, nachdem er sich viele Jahre durch mitten unter einem abgöttischen und lasterhaften Volke, als ein zweyter Loth, gerecht bewiesen, und nie die Gelegenheit, die Werke der Liebe auszuüben, versäumt hatte, sein Blut und Leben für Jesus Christus hinzugeben, gewürdiget.

Während einer heftigen Verfolgung der Christen, wurde er dem Statthalter als Bekenner Jesu angezeigt. Dieses vermeinte Verbrechen wurde darum für hinlänglich erwiesen angesehen, weil es stadtkundig war, und man glaubte deßwegen eine förmliche Untersuchung oder gerichtliche Verhandlung übergehen zu dürfen. Der Mann war in den Augen des stolzen Statthalters vielleicht zu geringe, als daß es ihm der Mühe werth dünkte, viele Weitläufigkeiten in Ansehung seiner Verurtheilung zu machen. Phokas war Christ, und dieses war genug, ihn zum Tode zu verdammen, er war ein gemeiner, ungeachteter Mann, und dieses reichte hin, das Verdammungs-Urtheil auf dem kürzesten Wege an ihm vollziehen zu lassen. Es wurden daher Schergen abgeschickt, die ihn aufsuchen und sogleich tödten sollten. Die Schergen forschten ausserhalb der Stadt nach ihm, konnten ihn aber nicht auffinden. Weil sie nicht unverrichteter Dinge zurückkehren wollten, so traten sie in das nächste Haus,

ohne zu wissen, daß es das Haus des christlichen Mannes war. Phokas war eben mit seinen Blumen beschäftiget und sang sein Gartenlied:

Duftet lieblich, zarte Blümlein!
Hebt die Kelche Himmelan;
Denn von oben quillt der Seegen
Sonne spendet Gott und Regen,
Der so hold euch angethan.

Kurze Frist ward euch gegeben;
Doch in eurer Blüthenzeit
Kündet ihr des Schöpfers Schöne,
Freuet still der Erde Söhne,
Selig, wer so still erfreut!

Weiße Lilien, rothe Rosen,
Meines Heilands zartes Bild!
Er der reinste Quell des Guten,
Wollte, ach! für mich verbluten,
Daß ich lebte, starb er mild.

Ewig denk ich dieser Güte:
Gieb, o theurer Heiland mir
Daß ich gleich der Lilie sprieße,
Und mein Blut für dich vergieße,
Und erblühe nur bey Dir!

Die Schergen näherten sich dem Gärtner in der Absicht, ihn nach dem Wohnorte und der Person des Phokas zu befragen. Phokas nahm sie, wie er es bey allen Fremdlingen zu thun gewohnt war, sehr liebreich auf, und bewirthete sie so gut er es vermochte. Während der Mahlzeit befragte er sie um ihre Geschäfte, und sie entdeckten ihm, nachdem sie sich das Versprechen strenger Verschwiegenheit von ihm hatten geben lassen, daß sie einen Christen Phokas mit Nahmen, aufsuchten, um ihn nach dem Befehle der Obrigkeit zu tödten. Phokas war darüber so wenig betroffen, daß er sich vielmehr der nahen Marterkrone in seinem Herzen innigst freute. Er sagte zu den Schergen, daß er den, welchen sie aufsuchen, sehr gut kenne, und ihnen am folgenden Morgen gewisse Auskunft über dessen Aufenthaltsort geben wolle. Die Schergen ließen sich, als sie dieses vernommen hatten, gerne bereden, bey ihm die Nachtherberge zu nehmen. Der Diener Gottes machte, nachdem

sich seine Gäste zur Ruhe begeben hatten, sein Grab, und bereitete sich zum Tode. Als es Tag geworden war, sprach er zu den Schergen: „Phokas hat sich gefunden, und ihr könnet ihn in Verhaft nehmen, wann ihr wollt.“ Hierüber sehr erfreut, fragten sie ihn wo er sey? „Er ist nicht weit von hier,“ antwortete er. „Er steht vor euch. Ich selbst bin der, den ihr suchet. Thut was euch befohlen ist!“ Erstaunt standen die Schergen da, und konnten sich lange nicht entschließen, einem Manne das Leben zu nehmen, der sie so liebvoll aufgenommen, und gut bewirthet hatte. Die freudige Bereitwilligkeit, welche Phokas zeigte, den Todesstreich zu empfangen, machte ihnen endlich den Muth, den obrigkeitlichen Befehl zu vollziehen. Sie enthaupteten ihn, wahrscheinlich bey dem Grabe, welches er sich gemacht hatte, und in welches sie seine Leiche einsenkten. Ueber seinem Grabe wurde in der Folge eine herrliche Kirche gebaut.

Auch der Handwerks-Mann, ja selbst der Arme, kann die Mildthätigkeit ausüben, wenn er Liebe im Herzen hat. Kann man den Nothleidenden auch nicht mit Gaben unterstützen, so kann man ihnen doch dienen, ihnen helfen und sie trösten. Legenden-Sammlung.

3. Die Pfütze und das Bächlein.

Das Bild des bösen und guten Menschen.

An einem freundlichen Morgen wandelte ein Landmann mit seinen zwey Söhnen hinaus in das Feld. Der Weg führte sie an einer Pfütze vorbey. Christian, der jüngere Sohn, verhielt sich die Nase. Pfui, der abscheulichen Grube! sprach er; laß uns, lieber Vater, vorübereilen; denn unerträglich ist der Geruch des faulenden Wassers. Laß uns, antwortete darauf der Vater, lieber einen Augenblick verweilen; denn auch diese Pfütze soll euch, meine Kinder, ein ernsthaftes Wort der Lehre verkünden.

Wie, sprach Christian mit Verwunderung, die garstige Lache sollte uns etwas zu lehren vermögen? Ja freylich,

versetzte der Vater; denn der liebe Gott hat ja in der Natur deßwegen das Häßliche neben das Schöne gestellet; damit dieses um so lieblicher erscheine, und das Herz des Menschen desto leichter gewinne. Und so bleibt auch das Häßliche lehrreich für uns.

Nun denn, lieber Vater, sprach Wilhelm, der ältere Sohn, ich bitte dich, verkünde uns das Wort der heilsamen Lehre! Und darauf begann der Vater also zu reden: Diese Pfütze, lieben Kinder, stellet euch dar ein Bild des bösen, verdorbenen Menschen. — Wasser, welches immerdar steht, muß endlich verderben und faul werden.

Also verdirbt auch der Mensch und versinket in Thorheit und Sünde, wenn er sich hingibt dem schändlichen Nichtsthun; denn Müßiggang ist jeglichen Lasters Anfang. — Verdorbenes Wasser ist ungenießbar für Menschen und Vieh; denn nur Kröten und Molche suchen darin ihren Aufenthalt, und an seinem Rande findet ihr nichts, als Brennessel und stechende Disteln. Also auch, meine Kinder! stehet der verdorbene Mensch da — ohne Nutzen und Werth für die Welt — als eine elende Last seiner Brüder, und in seinem Innersten naget das brennende und stechende Gefühl eines bösen Gewissens. — Auch sehet ihr, wie selbst das Bild der herrlichen Sonne nur dunkel und fast verloschen wiederstrahlet aus dem trüben, schlammigen Sumpfe.

So, meine Lieben, verfinstert sich auch das Gemüth des versunkenen Menschen, und es erlischt in ihm allmählig das Bild der Gottheit. Ach! des armen und unglücklichen Menschen, der da ohne Gott — in Nacht und Finsterniß wandelt!

So sprach der Vater, und gieng nun hinab in das nahe Wiesenthal. Die Söhne folgten ihm schweigend und sinnend; denn sie nahmen die Worte des Vaters zu Herzen. Da faßte Wilhelm seine Hand, und sprach: O liebster Vater! du hast uns ein Bild des bösen verdorbenen Menschen

gegeben; gieb uns nun auch ein Bild des guten, edelmüthigen Mannes!

Dieß kann ich leicht, versetzte der Vater. Ein solches Bild stellt euch vor Augen das klare Bächlein, welches durch unser Wiesenthal rinnet. Seht es nur an: — In steter Bewegung rieselt es fort, und darum ist auch sein Wasser so frisch und so helle. Dankbar empfängt der durstige Wanderer von ihm den kühlenden Trank, und in kleinern Kanälen ergießet sich der Seegen über die nahen Gefilde.

Also auch, meine Kinder, lebet der Edle in beständiger Thätigkeit, und wird niemals müde Segen zu schaffen, und wohlzuthun allen, die nach Erquickung verlangen. —

Die Ufer des Bächleins bekleiden liebliches Grün und mancherley Blumen: das stille Veilchen und das zarte Vergißmeinnicht, und jedermann lustwandelt gerne daneben.

Also auch wohnet in der Brust des edlen Menschen die stille Freude, und jedermann nahet sich ihm mit Vergnügen, und die dankbare Menschheit vergißt nimmermehr, ihn ihren Liebling zu nennen. —

Die Sonne endlich bildet sich ab in dem hellen reinen Spiegel des Bächleins, und verschönert das Wasser. Also auch spiegelt sich, und wiederstrahlet in dem reinen Gemüthe des Edlen das Bild Gottes. Dieser glänzende Wiederschein verkläret sein Antlitz, und gießet darüber aus eine unbeschreibliche Milde und Anmuth. —

Kinder, sprach jetzt der Vater, welches von beyden Bildern gefällt euch nun besser?

Das zweyte, liebster Vater, o das zweyte, antworteten die Söhne, und riefen einmüthig: Wäre ich — o Bächlein — dir gleich!

Schwaebl.

4. Das Gefäß.

Wiederherstellung des Menschengeschlechts durch Christum.

Ein Töpfer, der an Kunst keinen seines gleichen hatte, bildete aus der reinsten Thonerde ein Gefäß, das die Bewunderung aller Kenner auf sich zog, bewahrte es als das Meisterstück seiner Kunst, und legte seinen köstlichsten Schatz — das ähnlichste und sprechendste Portrait von ihm selbst hinein. Sein Nachbar aber, den er vordem an seinem Tische erzogen, und wie seinen Sohn geliebet hatte, vergaß seiner Pflicht und der unzähligen Wohlthaten, die ihm aus des Töpfers Hand und dessen Haus geworden waren, und entbrannte im wilden Neide gegen ihn: „Es soll dir deine Freude verdorben werden,“ — sprach er: und öffnete sich einen Schleichweg in die Schatzkammer des Töpfers, und raubte ihm das schönste seiner Gefäße. Er zerbrach es nicht, aus dem Grunde, weil er es nicht konnte, denn der Töpfer hatte ihm den Charakter der Unzerbrechlichkeit gegeben, den Vorzug nämlich, daß es nur von der Hand, die es gebildet hatte, zerbrochen werden konnte, sonst von keiner. Der Böse that aber was er konnte — er verdarb es — plünderte die Schätze, löschte die sprechendsten Züge des Portraits aus, goß zerschmolzenes Bley in die Kunstarbeit, und machte sie zu ihrem erhabenen Zwecke unbrauchbar. Die Schadenfreude in Person freute sich ihrer glücklichen List, und stellte, um ihren Triumph voll zu machen, das unkennbare Gefäß in diesem Stande der Verdorbenheit, heimlich wieder in das Behältniß des Eigenthümers. Der Künstler sah das Werk seiner Hände mit dem ganzen Schmerzen der vereitelten Künstlerfreude, und kannte es kaum mehr. Lange blieb er im stummen Nachsinnen unbeweglich stehen, endlich rief er aus der Fülle seines schönen Herzens das große Wort aus: „Dieß hat mein Nachbar gethan, er soll aber seines Zweckes nicht froh werden: der das Gefäß zuerst gebildet hat, der kann es auch wieder umbilden.“ Dieser Rathschluß

ward ausgeführt. Anfangs schied der Künstler die groben Theile des beygemischten Bleyes von der Thonerde, weil er vorher sah, daß ohne diese Scheidung keine Um- und Neubildung seines Gefäßes gedeihen könnte. Darauf machte er den geschiedenen Thon wieder weich, und reinigte ihn sorgsam von den feinsten fremden Theilen, die ihm noch beygemischt waren, endlich bildete die unnachahmliche Hand aus dem alten Stoffe ein neues Gefäß, das dem ersten an Schönheit und Werth nicht etwa nur gleichkam, sondern es sogar übertraf, denn jetzt war es nicht blos unzerbrechlich wie vorher, sondern auch unverderbbar, und glänzte in seiner vorigen Herrlichkeit unter den ersten Schätzen des Meisters; auch ward das Portrait wieder hergestellt. Wie nun das Gefäß in der ganzen Fülle seiner Schöne und seines Reichsthums da stand, ließ er alle seine guten Nachbarn und Freunde zu sich kommen; dann sagte er: Wir müssen heute ein Fest feyern: „das Gefäß, das verdorben war, ist wieder neugebildet.“ Dieses Fest bekam den Namen: das Fest der vollendeten Umschaffung. Und der Jubel ward allgemein, denn es jauchzten Himmel und Erde drein.

J. M. Sailer.

5. Polykarpus.

Herrliche Entwickelung des Reiches Gottes.

Der vortreffliche Polykarpus, Bischof zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlassen, und sich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühl war, gieng er hinaus in die Schatten der herrlichen Bäume, die vor dem ländlichen Hause standen. Hier fand er Crescens unter einem Eichenbaum, und er stützte sein Haupt auf seine Hand und weinte. Da trat der Greis hinzu, und sprach: „Mein Sohn, was weinest du?“ — Crescens aber erhob sein Haupt und sprach: „Wie sollte ich nicht trauern und weinen? — ich gedenke des göttlichen

Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter versammeln sich um dasselbe, und werden es zerstören in seiner Jugend. — Manche Bekenner sind schon abgefallen, und haben es verläugnet und verlachet, und dadurch bewiesen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Munde, obwohl ihr Herz ferne davon ist. Dieses erfüllt meine Seele mit Trauern, und meine Augen mit Thränen," — also sagte Crescens. Da antwortete Polykarpus lächelnd, und sprach: „Mein lieber Sohn, das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde, und gieng davon. Und der Keim sprossete, und gieng auf unter dem Unkraute und den Dornen, und erhob sein Haupt über sie, und die Dornen erstarben von selbsten. Denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie. Der Baum aber wuchs, und die Winde brauseten um ihn her, und erschütterten ihn sehr. Desto tiefer schlugen seine Wurzeln in die Erde, und umfaßten die Felsen des Erdreiches in der Tiefe, und seine Zweige erhoben sich gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward, und seine Schatten sich weiterhin verbreiteten, da wuchsen die Dornen und das Unkraut wiederum empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in seiner Höhe, und stand da in stiller und ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes!' — So sprach der unvergleichliche Bischof und schwieg. Darauf reichte er seinem Jünger die Hand, und sagte lächelnd: „Was kümmert dich, wenn du zu seinem Gipfel emporschauest, das Unkräutlein, das um seine Wurzel kreucht! — Ueberlaß dieses dem, der ihn gepflanzt hat!" — Da erhub sich Crescens, und seine Seele ward heiter. Denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber sein Geist und sein Antlitz war wie eines Jünglings.

Krummacher.

6. Das Saamenkörnchen.

Der in Liebe thätige Glaube.

Es waren zwey Brüder, welche einmüthig nebeneinander wohnten, und nachbarlich lebten in traulicher Freundschaft. Zu selbigen kam ein unbekannter Pilger, der kehrte ein unter ihrem Dache, und sie nahmen ihn gastlich auf, also daß sie ihn freundlich bewirtheten. Der Pilger aber war voll ernsten, geheimnißvollen Wesens, und sprach nichts, denn in sinnigen, tiefen Worten, und die Brüder betrachteten ihn mit Ehrfurcht, gleich einem Manne, der aus dem heiligen Lande komme, oder aus der Vorwelt ferner Zeit erwacht wäre. Als er nun von dannen zog, trat er zu den Brüdern, und reichte jedem ein Saamenkörnlein, dessen Natur und Kraft er mit wundersamen Worten nannte, und gebot ihnen, solches in die Erde zu legen, und sein sorglich zu pflegen, auf daß es seine sonderlichen Gaben entfalten, und ihnen die köstliche Frucht bringen möchte. Da gieng der Aelteste hin, und wählte einen Platz, welchen er als den besten kannte, und machte das Erdreich mild, und legte hinein mit frommen Wünschen das seltene Körnlein. Der jüngste aber haderte mit ihm, und sprach: „Du hast thöricht gethan, daß du solch seltenes Körnlein dem Verderben preis gegeben, mögen es nun gar leichtlich die Würmer fressen, oder so es aufgegangen ist, mag es der Nachtfrost verderben, oder die Raupen es zernagen, und du hast es für immer verloren. Ich will klüglicher handeln, und dasselbige Wunderkörnlein als den größten Schatz meines Hauses bewahren, daß er mir und meinen Nachkommen bleibe, zum Gedächtniß und zur Augenlust. Und er that also, und verbarg das Körnlein in einer köstlichen Büchse, und trat jeglichen Tag hinzu, es zu besehen, und freuete sich sein, so oft er es sah. Der Erstgeborne aber pflegte des Körnleins, und deckte es zu, daß es nicht getroffen wurde von dem scharfen Hauche der Nacht, ehedenn es den Keim an das fröhliche Licht des Ta-

ges sendete. Und als sich der Keim herausgedrängt hatte aus dem Dunkel der Erde, so verwahrete er das Pflänzlein mit zarter Sorge, und ward nicht müde, und ließ nicht ab, und schützete es vor dem Winter, und nahm die Hacke, ihm den harten Boden zu lockern, und that Alles, was er wußte und konnte, sein Bäumchen zu erhalten, und achtete der Mühe nicht, noch des Schweißes, welchem der Lohn noch ferne schien. Der Jüngere aber trat hinzu, und lächelte seiner Mühe, also daß er die Lust rühmete, so ihm sein Körnlein bot, und hatte es noch eines so lieb, dieweil er es sonder Mühe besaß. Und er haderte mit jedem der es tadelte, und ward voll Grimms, wenn es jemand antasten wollte, und gedachte in seinem Herzen es blutig zu rächen, dafern es jemand rauben würde oder verletzen. Es waren aber viele Jahre vorbey geeilet, und die Brüder selbst waren alt worden — siehe, da trat der wunderbare Fremdling zu ihnen ein, und redete sie an, und sprach: „So thut nun Rechnung, was ihr gethan habt mit meiner Gabe, und lasset mich sehen die Früchte meines Geschenkes, daß ich mich ihrer auch freue." — Der Aelteste aber sprach: „Komm und siehe es!" — Und sie traten unter einen Baum, der war emporgewachsen gleich den Cedern des Libanons, und breitete seine Aeste weit um sich, und hatte sich geschmückt mit den herrlichsten Früchten, also daß er prangete wie ein Baum in Eden.*) Und der Erstgeborne sprach: „Siehe Herr, so hat mich deine Gabe belohnet, ob sie mir gleich mancherley Mühe und der Sorge viel gemacht hat. Nun aber haben von den Früchten dieses Baumes ich und meine Kinder und viele Ermattete genossen, und sind gestärket worden, und gelabet von seinem wirthlichen Schatten. Und mein Liebstes ist der Baum, und ich gewahre es mit Entzücken, daß er in dem Laufe jeglichen Jahres höher hinauf steiget zum Himmel, als wollte er mir eine Leiter werden zum Lande der Seligen,

*) Paradies.

und meinem Namen ein ewiges Andenken bleiben in dem Lande der Irdischen." — Also sprach derselbe, und blickte hinauf mit Rührung zu den dunklen Aesten seines Lieblings, und sein Blick verlor sich in den Wolken, und eine himmlische Ruhe erfüllte wieder sein freudiges Herz. Dem Jüngern aber trafen solche Worte das Herz, und er wagte nicht, seine Augen aufzuheben und schlich sich von dannen. Da segnete der Pilger die Treue des Mannes, und sprach: O selig bist du, der du geglaubet, und im Glauben gehandelt und geliebet, und in der Liebe gehoffet hast! — Solch' Körnlein ist der Glaube, der da selig macht, dafern er durch die Liebe thätig ist; wenn er aber nicht Werke hat, so ist er todt an ihm selber." Neumann.

7. Der heilige Vinzenz von Paula.

Redete ich alle Menschen- und Engelsprachen; hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Besäße ich die Gabe der Weissagung; wüßte ich alle Geheimnisse, hätte ich alle Wissenschaft, und wäre mein Glaube so groß, daß ich Berge versetzen könnte, und hätte ich die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Theilte ich mein ganzes Vermögen aus, die Armen zu speisen; böte ich meinen Leib zum Verbrennen dar, und hätte die Liebe nicht, so nützte es mir nichts. — Die Liebe ist geduldig und gütig. . . Sie handelt nicht leichtsinnig, ist weder aufgeblasen noch hochmüthig oder eigennützig. Sie wird nicht leicht aufgebracht, noch denkt sie Uebels. Sie freut sich nicht über das Unrecht; wohl aber freuet sie sich über die Wahrheit. — Die Liebe erträgt Alles, glaubt Alles, hofft Alles, duldet Alles, und höret nie auf. I. Korinth. 13, 1-8.

Eben um jene Zeit, da ganz Europa durch die Verirrungen verabscheuungswürdiger und gefährlicher Glaubensirrthümer hart bedrängt war, und zu den alten noch neue Ketzereyen sich erhoben, zeigte sich die waltende Vorsicht Gottes, welche ihrer Kirche zwar Leiden und Verfolgungen vorgesetzt, aber ewige Dauer und immerwährenden Schutz zugesichert hat. Sie erweckte einen Mann, mächtig in Worten und Werken, einen Weisen, den selbst Könige um Rathschläge bathen, eine Triebfeder aller großen Werke der Gottseligkeit, die in jenem Reiche damals geschahen, in welchem der Glaube

zu wanken, und die Tugend zu sterben begann; einen Mann, den der Himmel erweckt hat, um den Irrlehrern, welche theils einen Glauben ohne Tugend, theils mit der Miene der Frömmigkeit eine Tugend ohne Glauben predigten, ihre Larve herunter zu reißen. Es ist der heilige Vinzenz von Paula, von dem wir hier reden, welcher im Jahre 1576. von armen, aber sehr gottesfürchtigen Aeltern geboren ward. Diese wohnten auf einem kleinen Landgute an dem Fuße der Pyrenäen in der Landschaft Gaskogne in einem Dorfe, das an ein anmuthiges Gebirge gränzte. Der Knabe Vinzenz hütete die Heerde seines Vaters in den Thälern des Gebirges, aber seine großen Geistesanlagen und sein frommes Herz wünschten ernstere Beschäftigung und einen wichtigern Beruf. Seine Aeltern thaten das ihrige, und brachten ihm bey Zeiten die erhabenen Empfindungen und die nöthigsten Kenntnisse der Religion bey. Die Wißbegierde des Knaben ließ aber den Vater nicht ruhen, bis er ihm Gelegenheit zum Studieren verschaffte. Die ehrwürdigen Franziskaner zu Akas nahmen sich des Knaben an, und ertheilten ihm die erste wissenschaftliche Bildung, später studierte er in Toulouse, widmete sich dem geistlichen Stande, und ward im Jahre 1600. zum Priester geweiht. Gott hatte ihn zu großen Dingen bestimmt, deßwegen sollte er durch schweres Leiden zu seinem höhern Beruf geweiht werden. Vinzenz war auf der Reise von Marseille nach Narbonne. Bey günstigem Wetter segelte das Schiff ab; Alles versprach die kleine Fahrt in wenig Stunden beendigen zu können. Seeleute und Reisende überließen sich sorgenloser Heiterkeit, als sie plötzlich drey Tuneser Raubschiffe erblickten, welche mit vollen Segeln auf sie zukamen. Die Franzosen kämpften mit Löwenmuth, aber sie mußten der Menge unterliegen, der Steuermann ward unbarmherzig ermordet, der heilige Vinzenz erhielt eine Wunde, die er lange schmerzhaft empfand. Nachdem man alles ausge-

raubt hatte, legte man sie in Ketten; Vinzenzens Wunde ward kaum verbunden, und er sodann mit den andern Unglücklichen in den Schiffraum gesperrt. Noch einige Tage segelten diese Korsaren auf dem Meere Raub suchend umher, dann steuerten sie Afrika zu, und setzten ihre Gefangenen ans Land, wo sie im Sclaventhurme lange aufbewahrt wurden, und furchtbare Mißhandlungen erlitten. Vinzenz aber fand Mittel seine Leidensgefährten oft mit geistlichem Troste zu erfreuen. Vinzenz ward an einen Fischer verkauft, welcher die Sanftmuth, die Willigkeit und den Fleiß seines Sklaven zu schätzen wußte. Allein die Seeluft war Vinzenzens Gesundheit so schädlich, daß der Fischer aus Furcht vor Verlust, ihn zu verkaufen beschloß. Lange suchte seine Frau diesen Entschluß zu verhindern, sie war alt und kränklich und hätte den Christen gern zur Arbeit des Innern im Hause behalten. Allein diese erhielt von dem rohen Türken keine Rücksicht, er stellte Vinzenz auf dem nächsten Markt zum Verkaufe aus. Glücklicher Weise kam ein Arzt, der zu seinem Dienste in der Apotheke keinen sehr kräftigen Menschen bedurfte. Er versuchte ihn einige lateinische Worte zu sagen, und Vinzenzens Antwort war geläufig, so daß der Doctor erstaunte, und dessen Ankauf für einen wichtigen Gewinn hielt. Der Handel wurde ohne Einrede abgeschlossen. Vinzenz ward von seinem Herrn und den Seinigen geliebt, und mit Achtung behandelt, und hatte es gut bey ihnen. Aber diese Ruhe dauerte nicht lange. Denn der Arzt, welcher seiner Kunst halber berühmt war, erhielt einen Ruf nach Constantinopel. Dieser Befehl, der ihn der Freyheit beraubte, war ein Donnerschlag für ihn, er entfloh nach Neapel, und ließ seine Sclaven und seinen Neffen zurück. Allein dieser Neffe glich dem Arzte nicht, er verkaufte seine Sclaven gar bald, und diesesmal fiel Vinzenz in die Knechtschaft eines Renegaten. Dieser war Mehmet, ein französ=

französischer Ritter, Ludwig von Merikourt aus der Provence. Er hätte seines neuen Sclaven Eigenschaften besser wie ein anderer sollen schätzen können. Allein er bezeigte ihm nicht die mindeste Theilnahme, sondern schickte ihn gleich nach dem Einkaufe in seinen Temar (so nennt man in Tunis die Lehngüter, welche auf Rechnung der Regierung bebaut werden). Dasjenige, wohin Vinzenz geschickt ward, war in der traurigsten Gegend und hatte einen sehr unfruchtbaren Boden. Wie unermeßlich sind die göttlichen Erbarmungen! Eben dieser Vinzenzius, den Mehmet so stolz und verwerfend behandelt, wird nun der Retter dieses Abtrünnigen werden. Wie oft verachten wir die Mittel unserer Wohlfahrt. Die Geschichte dieses Renegaten ist zu merkwürdig, als daß wir sie übergehen dürfen.

Ludwig von Merikourt kam als Jüngling auf einer Seereise nach Malta, wohin sein Vater einen Malthe-ser-Ritter begleiten wollte, in die Gewalt der Seeräuber. Sein schönes Aeußere machte auf den Sclavenhändler Eindruck, und gab ihm Hoffnung reichen Gewinnes. Er dachte, ihn und ein wohlgebildetes Mädchen nach Konstantinopel zu führen, wo er sie für den Großherrn bestimmte. Die beyden hatten also mehr Freyheit und sorgfältige Pflege, die sonst keinem Sclaven zu Theil wird. Ludwig, von diesem günstigen Zustande ermuthiget, entwarf einen Plan zur Flucht, theilte ihn dem Mädchen mit, sie wars zufrieden, beyde entflohen. Aber ihre Entfernung ward bald bemerkt, die Unglücklichen, denen die Wege unbekannt waren, wurden bald erreicht, und mit Ketten beladen, vor den Dey gebracht. Merikourt ward zum Pfahl, die Sclavin, mit Riemen todt gepeitscht zu werden, verurtheilt. In diesem schrecklichen Augenblicke, wo schon Anstalten zur Hinrichtung gemacht wurden, both man ihm das Leben und die Freyheit, und die Sclavin, zur Gattin an, wenn er

das Christenthum abschwöre. Seine Standhaftigkeit erlag, und er ward ein Muhamedaner. Allein kaum war der erste Taumel der Leidenschaft vorüber, so empfand er Reue und Schrecken über seine Handlung. Er ward finster, dunkler Gram umwölkte seine Seele, und je mehr das zeitliche Glück ihn begünstigte, desto schauerhafter sah es in seinem Gemüthe aus. Seit Merikourt seinen Glauben verläugnet hatte, schien ihn der Anblick eines Christen zu empören, und die Befehle wider angeklagte Christen waren grausamer als gegen andere. Eines Tages jedoch ward seine Unmenschlichkeit durch die Entschlossenheit eines Unglücklichen beschämt. Er befahl einen seiner christlichen Sclaven für ein geringes Vergehen mit der Peitsche zu züchtigen. Im Augenblicke, wo dieser das Strafwerkzeug erblickte, bierbet er seine Brust dar, und ruft: „Sende deinen Dolch in die Brust eines französischen Ritters, aber erniedrige ihn nicht!“ Merikourt erblaßte bey diesen Worten, die ihm, was er verlor, und wie tief er versunken war, vor Augen stellten. Er nahm den Befehl zur Strafe zurück und entfernte die Zeugen, um seinen Sclaven um sein Schicksal zu befragen. Gerührt, von Schmerz und Reue zerknirscht, rief zuletzt Mehmet: „Hier sind hundert Zechinen, ich gebe dich frey, geh in dein Vaterland zurück. Erlangst du deine Güter wieder, so gieb dieß Geld den barmherzigen Brüdern, auf daß sie andere Gefangene damit loskaufen, nenne aber meinen Namen nirgends, laß glauben, daß die Trinitaren dich befreyt haben.

Wir sagten, daß Vinzenz von Mehmet auf einen entfernten Pachthof geschickt ward. Zulma seine Gattin, besuchte diese verschiedenen Höfe. Wie sie nach einiger Zeit dahin kam, wo Vinzenz arbeitete, ward sie von der Ordnung und dem Frieden, der daselbst herrschte, überrascht. Brüderlich vereint besorgten die Sclaven ihre Arbeiten, und schienen die Vortheile ihres Herrn mit Liebe zu berücksichtigen. Vinzenz hatte die Arbeitsruhe und Mahlesstunden so

weislich geordnet, daß mehr und besser wie sonst gearbeitet ward, die Sclaven weniger ermüdet und gesünder, denn Vinzenz hatte in ihnen den Geist der Ergebung und der christlichen Duldung erwecket und erhielt ihn durch Ermahnungen und erhebende Gesänge, die er sie in den Zwischenzeiten ihrer Arbeiten anstimmen ließ. Diese letzten hatte Zulma gehört, wie sie sich dem Pachthof näherte. In der großen Sclavenhütte fragte sie eine Sclavin, welche die Nahrung der Gefangenen bereitete: wem hat es unser Herr zu danken, daß dieses sein Eigenthum in einem so guten Zustande ist? „Seit Vinzenz der Christ die Sclavenaufsicht hat, ist das so geworden, weil er die Christen, seine Brüder-Sclaven mit Liebe regieret," antwortete die Frau: Er ist Priester und seine Brüder halten ihn für einen Propheten, sie gehorchen und verehren ihn." Zulma war begierig diesen Mann zu kennen; sie hörte, es sey auch derselbe, welcher die schönen Gesänge anstimme, die sie bey ihrer Ankunft entzückt hatten. Vinzenz erschien vor seiner Gebietherin. Auf seine ehrerbiethige Frage nach ihren Befehlen bath sie ihn, eines der Loblieder wiederholen zu lassen, die ihr bey ihrer Annäherung entgegen getönt hatten. Dieser Befehl war für Vinzenz überraschend. Er überlegte einen Augenblick, und sprach bethend zu Gott, wie der Sänger der Psalmen: „Von Weh und Schmach bedeckt, wie können wir in dem Lande der Fremden das Lob des Herrn singen?" Thränen füllten bey dieser Betrachtung sein Auge, dennoch dachte er, daß sich Gott vielleicht seiner bedienen wolle, um eine Seele zu retten. Er begann mit lauter Stimme die erhabenen Worte des Psalms zu singen: „Bey den Flüßen Babylons ꝛc." und schloß mit dem kindlich frommen Salva Regina. Zulmas Seele ward ergriffen. Wie Vinzenz jetzt im ehrwürdigen Schweiße vor ihr stand, fragte sie ihn: Wie machst du es, Frieden unter diesen stets streitfertigen Menschen zu

unterhalten? Indem ich ihnen die Lehre unsers Erlösers täglich an's Herz lege, deren Hauptinhalt gebiethet: „Thue andern, wie du wünschest, daß sie dir thun möchten."

Zulma war von allem, was sie hörte, entzückt. Schon oft hatte sie die Lehren des Christenthums zu kennen gewünscht, aber Merikourt hat ihre Forschung darnach mit Abscheu zurückgewiesen; eifrig benützte sie die Gelegenheit, Vinzenz zu befragen, dem es leicht war, sich ihr im Italienischen, das beyde sprachen, verständlich zu machen. Sie lernte bey ihren wiederholten Besuchen die Lehre des Himmels, und nahm sich fest vor, ihren Gatten wieder mit seinem Gotte zu versöhnen, besonders da sie wußte, daß ihr Gatte dieser göttlichen Religion um ihretwillen abgeschworen hatte.

Mehmet war seit einiger Zeit zornmüthiger und finsterer wie je. Selbst seiner Gattinn verstattete er nur ungern den Zutritt in seine trostlose Einsamkeit. Eines Tages, wie sie von Vinzenz's zurückkehrte, von seinen Lehren erwärmt und freudig sich bewußt, daß der Weg zu Gott stets offen sey, denen, die ihn suchen, fand sie Mehmet in der Finsterniß seiner Seele. Sie redete ihn mit Worten voll Zärtlichkeit an, ihn auffordernd, zu seinem Gotte zurückzukehren. Erstaunt und doch erleichtert, dem dunkeln Bedürfnisse seines verwilderten Gemüthes endlich Sprache geben zu können, fragte er seine Frau, wer ihr den Weg gezeigt habe, dessen Verlassen seine Seele vergiftet habe? Nun erzählte ihm Zulma alles, was ihr begegnet war, und Mehmet gestand ihr, daß seine Sehnsucht nach seinem Vaterlande und seiner Kirche, seit er dem französischen Ritter die Freyheit geschenkt, unüberwindlich geworden wäre. Vinzenz wurde herbeygeholt, und fand ihn bald geschickt, ihm die Worte der Versöhnung zu verkünden. Es wurde nun alles zur Flucht verabredet. Mehmet fand Mittel, eine ansehnliche Summe baaren Geldes nach Livorno zu übermachen; unter dem Vorwande des Fischens bestiegen Merikourt, Zulma und

Vinzenz eine kleine Barke, und durch Sturm und Wellen dem Tode kaum entgehend, kamen sie nach drey fürchterlichen Tagen, den acht und zwanzigsten Brachmonats 1606. in Europa an, und eilten Avignon zu erreichen. Vinzenz stellte seinen ehemaligen Gebiether dem Erzbischofe vor, welcher die Geschichte seines Unglücks und seiner Schuld mit Nachsicht anhörte, und ihn öffentlich in die Gemeinschaft der Gläubigen aufnahm. Wenige Tage darauf ward Zulma getauft, und ihr Ehebündniß erhielt die christliche Weihe.

Der Erzbischof von Avignon, der die Verdienste des heiligen Vinzenz mit hoher Bewunderung verehrte, machte ihn einem Minister Heinrichs des Vierten bekannt. Dieser gebrauchte ihn bald zu mehrern öffentlichen Aufträgen, denen Vinzenz mit Geschick und Würde entsprach, wofür ihn später Ludwig der Dreyzehnte mit einer Abtey belohnte. Nachdem er einige Zeit Almosenier der Königin Margaretha gewesen, übernahm er die Erziehung der Söhne des Generals der Galeeren, Emanuels von Gondy. Die Mutter dieser Kinder war eine der berühmten frommen Frauen jener Zeit. Durch ihren eifrigen Betrieb ward Vinzenz zum Generalalmosenier der Galeeren ernannt. Um die Ehrenbezeugungen, welche bey seiner Berühmtheit unvermeidlich waren, zu vermeiden, reisete er unter fremdem Namen nach Marseille, und besuchte mehrere Tage lang unbemerkt die verschiedenen Galeeren, wo er überall Menschen fand, die vielmehr über ihre Strafe aufgebracht, als über ihre Verbrechen reuig schienen; Menschen, die sich für die harte Behandlung, die ihnen hier ward, durch die zügellosesten Ausfälle auf die Wege der Vorsehung zu rächen suchten. Unter diesen Verbrechern entdeckte er einen Mann mit edlen Gesichtszügen, der unter der härtesten Züchtigung fast erliegend, hartnäckig die Arbeit verweigerte. Vinzenz bewirkte, daß die grausame Behandlung eine Weile ausgesetzt wurde; dann wendete er alle Beredsamkeit an, um dem Unglücklichen Ergebung in sein Schicksal einzu-

flößen, und vermöge dieser die mögliche Erleichterung desselben zu verschaffen. Lange verweigerte ihm jener alle Auskunft über seinen Eigensinn, bis er, von der Salbung in Vinzenzens Reden ergriffen, seine Absicht zu sterben gestand. Mit dieser ersten Nachgiebigkeit war die Uebermacht der Verzweiflung in der Seele des Galeerensclaven gebrochen, und er erzählte unter einem Strome Thränen die Ursache seiner Verurtheilung. Der Unglückliche war als einer der geschicktesten Arbeiter bey einem Goldschmiede beschäftiget. Sein Erwerb ernährte ihn mit seiner Gattin und drey geliebten Kindern in mäßigem Wohlstande. Aus Mangel an Nachdenken erlaubte er seinem Arbeitsherrn, einen falschen Stempel in seinem Zimmer zu verbergen. Mit diesem Stempel drückte der Meister seinen Kunstwerken das obrigkeitliche Zeichen auf, und betrog damit die Regierung um einen Theil ihrer Einkünfte. Einer seiner Mitarbeiter verrieth ihn; er ward ergriffen, und da sich der Stempel unter seinen Habseligkeiten befand, ohne Rücksicht verurtheilt. Der treulose Meister ward auf keine Weise beschuldigt; denn er zeigte falsche Quittungen vor, diese habe ihm der Gesell gebracht, als er ihn mit den Stempelgebühren zu der Controlle geschickt habe. Der Arbeiter ward den Armen seiner Familie entrissen, und für den Rest seines Lebens auf die Galeeren verurtheilt. Der heilige Vinzenz war tief erschüttert von der Härte dieses Schicksals; er sah nur einen Weg, den Unglücklichen zu retten, und diesen wählte er. Seine fromme Beredsamkeit gewann vom Aufseher der Rudersclaven die Erlaubniß, die Fesseln des Unglücklichen zu übernehmen, ihn selbst der Freyheit und seiner Familie zurück geben zu dürfen. Anfangs versagte des Elenden ermatteter Sinn, diese Wendung des Schicksals zu fassen, endlich verließ er unter Segenswünschen Marseille, durcheilte in Vinzenzens Mönchskutte gehüllt Frankreich, vereinigte sich wieder mit seiner geliebten Familie, und erwarb sich in Brüssel, wohin ihm Vinzenz Empfehlungen gegeben hatte, durch redlichen Fleiß eine sichere bürgerliche Wohlfahrt.

Vinzenz brachte indessen mehrere Wochen unbekannt unter den Ruderknechten zu. Frau von Gondy, welcher der Ruhm ihres ehrwürdigen Freundes vorzüglich am Herzen lag, begriff nichts von dem Verschwinden des General-Almoseniers. Endlich forderte sie einen Freund ihres Bruders, der in Marseille wohnte, und den heiligen Vinzenz wohl kannte, auf, ihm nachzuspüren. Dieser suchte ihn in allen weltlichen und geistlichen Herbergen; endlich fällt es ihm ein, die Galeeren zu durchsuchen, und zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen erkennt er ihn unter dem Haufen der Ruderknechte selbst. Eine so unerhörte Hingabe für das Wohl eines leidenden Bruders erregte eine allgemeine Bewunderung. Der Befehlshaber von Marseille eilte herbey, die Ketten dieses Helden uneigennütziger Liebe zu lösen.

Das bisher Erzählte sind zwar merkwürdige Züge, die uns die Demuth, Gottergebenheit und den Seeleneifer des heiligen Vinzenzius anschaulich machen, die uns die Würde der christlichen Religion in den Fesseln wie in dem Glanze des königlichen Hofes zeigt. Aber wer muß nicht erstaunen, wenn wir sagen, daß wir bisher nur das Wenigste erzählt haben? Seine Thaten und Anstalten sind zu viele, als daß wir in wenigen Blättern ihr Entstehen und die Mühe, mit welcher Vinzenzius sie begann, ausbildete und befestigte, darstellen könnten. Wir können nur etwa ein Verzeichniß seiner wichtigsten Einrichtungen anführen. Der heil. Vinzenz erkannte die Uebel seiner Zeit ganz. Verarmung in den niedern, Gleichgültigkeit gegen Sitte und Religion in den niedern und höhern, und endlich tiefe innere Versunkenheit im geistlichen Stande, dieß waren die drey Grundübel, an der die damalige Zeit elend darnieder lag. Mit einer Zuversicht, wie sie nur der Geist Gottes geben kann, stellte Vinzenzius dem Uebel der Zeit zwey heilige große Anstalten gegenüber, nämlich den Orden der Priester der Mission, und die Gesellschaft vornehmer Frauen. Durch den Orden der

Missionspriester wußte er die Geistlichkeit und die Religion von ihrem Verfalle zu erheben, und durch die Gesellschaft von wohlthätigen Frauen ward den Armen und Leidenden von nahe und ferne Nahrung, Kleidung und Trost jeglicher Art im überschwenglichen Maaße zugeführt. Man hat nachgerechnet, daß durch dieses einzigen Mannes Hände über 1,200,000 Louisd'ors zu Almosen eingegangen sind. Nebst diesen zwey Hauptanstalten ward er Stifter mehrerer Klöster von dem Orden Mariä Heimsuchung, welchen sein inniger Freund Franz von Sales, dieser liebenswürdige Heilige, begründet hatte. Er bewirkte, daß die Genossenschaft des heiligen Karl Borromäus für Bettler und Nothleidende nach Frankreich verpflanzt wurde; er stiftete das Magdalenen-Kloster für gefallene Weibspersonen, Institute der Priesterversammlungen, den Orden der barmherzigen Schwestern, das große Seminarium und Spital zu Paris, den Verein der Jungfrauen des Kreuzes für den Unterricht und das Seelenheil der weiblichen Jugend, dann der Töchter der Vorsehung für Mädchen in hülfloser und gefährdeter Lage, eine Gesellschaft der Vermehrung des Glaubens, eine Genossenschaft der Jungfrauen der heil. Genofeva für weiblichen Unterricht und Krankenpflege, die Stiftung zur Versorgung der Findelkinder, den Spital zum Namen Jesu für erwerbsunfähige Handwerker, eine Anstalt für Wahnsinnige, eine ähnliche für ungerathene Jünglinge, und dann noch ein allgemeines Spital in Paris für alle Arme und Kranke der Stadt sind das Werk seines Glaubens und seines rastlosen Eifers.

Um uns einen Begriff zu machen von unbeschreiblichen Mühen, die ihm die Einrichtungen solcher Anstalten müssen gemacht haben, wollen wir die Stiftung einer einzigen, nämlich die Anstalt zur Versorgung der Findelkinder erzählen.

Vinzenz, der damals das Kloster von St. Lazarus bewohnte, ward einst in der Nacht zu einem Kranken berufen, von einem Laienbruder, der ein Windlicht trug, begleitet.

Ein starkes Geschrey an einer Gassenecke zog bald seine Aufmerksamkeit auf sich. Er vernahm, daß eine Mutter flehend in eine andere Frauensperson drang, ihr ihr Kind zurück zu geben, und nicht sein unschuldiges Blut zu gottlosen Zaubereyen zu verspritzen. Die Angeschuldigte suchte zu entfliehen, als Vinzenz herantrat, und um eine Erklärung dieses befremdlichen Auftrittes ansuchte. Die trostlose Mutter erkennt an seiner Kleidung seinen frommen Beruf, und gesteht ihm, daß Scham und Hülflosigkeit sie vermocht habe, ihr Kind auszusetzen. Nun habe sie heute Abends gehört, jene Frau Landry, welche die Findlinge aufnehme, verkaufe sie zum Behufe gottloser Zauberstückchen. Nun wollte ich mein Kind wieder zurück haben, aber zu spät! Diese Frau trug es eben davon. Ich eilte ihr nach, ich bat und flehte: „Ich will nur mein Kind wieder haben; ich weiß jetzt zuversichtlich, daß ich es werde auferziehen und ernähren können.“ Vinzenz ließ sich von dieser jammernden Mutter zu der Frau Landry begleiten, wo er durch strenge Befragung und unterstützt durch das unüberwindliche Ansehen der Religion die Wahrheit obiger Aussage vernahm. Er gab darauf das Kind der Mutter zurück, und legte bey dem Anblicke der zahlreichen Kleinen, die im hülflosesten Zustande um ihre harte Pflegerin versammelt waren, bey sich selbst ein Gelübde ab, ihr Schicksal zu erleichtern.

Den folgenden Morgen legte er dem Magistrate einen Bericht von den Vorgängen dieser Nacht vor. Die Wittwe Landry und ihre lasterhaften Gehülfinnen wurden strenge bestraft. Nun lag es aber dem Heiligen ob, die übrigen Kinder, welche noch bey der Wittwe aufbewahrt blieben, zu retten, und für die, welche in jeder Nacht neu ausgesetzt wurden, zu sorgen. Er berief eine allgemeine Versammlung der zur Wohlthätigkeit vereinten Frauen, und trug sein Anliegen so eindringlich vor, daß sie auf der Stelle ihren Schmuck ablegten, und alles, was sie Kostbares an sich trugen, zu der ersten Einrichtung eines Findelhauses hergaben. Die barm-

herzigen Schwestern wurden hier zu ihren Pflegerinnen ernannt. Aber man war in dem Sturme des bürgerlichen Krieges: die Menge der Findelkinder nahm mit dem wachsenden Elende zu, die Vermögensumstände jedes Einzelnen wurden erschüttert, und man glaubte sich nicht mehr im Stande fortzusetzen, was man mit Begeisterung unternommen hatte. Drey wohlthätige Frauen gestanden dem heiligen Vinzenz, daß ihre Kräfte erschöpft seyen. Dieses Geständniß durchdrang den frommen Mann mit Schmerz; er berief eine Versammlung, unter welcher die größten Namen jener Zeit genannt werden. Er sagte ihnen zum Eingange, daß die Gesellschaft keine Verbindlichkeit auf sich genommen hatte, sich also auflösen könne, wenn's ihr gefalle; daß sie aber schon jetzt Gott und dem Staate Kinder erhalten habe, die da anfiengen, Gott anzubethen, und für das Heil ihrer Wohlthäter zu flehen. Und vom Geiste der lebendigsten Menschenliebe getrieben, brach er dann in die Worte aus: „Gewiß, edle Frauen! Mitleid und Barmherzigkeit haben euch vermocht, diese armen Geschöpfe als eure Kinder anzunehmen, ihr seyd die Mütter nach der Gnadenwahl gewesen, weil ihre natürlichen Mütter sie verstießen, wollt ihr sie nun auch verstossen? Hört auf, ihre Mütter zu seyn, und werdet ihre Richter; ihr Leben und Tod liegt in euern Händen — ich will die Stimmen sammeln. Es ist Zeit, ihr Urtheil zu sprechen, zu erfahren, ob ihr aufhören wollt, für sie barmherzig zu seyn. Sie werden leben, wenn ihr eure Milde fortsetzt, ihr Tod ist beschlossen, wenn ihr sie verlasset. Die Erfahrung hat uns davon überwiesen.“

Dieser rührenden Anrede konnte kein Herz widerstehen. Vinzenz sah die Versammlung erschüttert; er öffnete eine Thüre, welche in eine anstossende Kapelle gieng, und hier erblickte man alle die kleinen Unglücklichen, denen die Wärterinnen ihre Händchen gefaltet hielten, um Mitleid zu erflehen. Von dieser Zeit an erhielt das große Findelhaus seine festgegründete Gestalt. Seine Liebe ward nicht etwa von den

Bedürfnissen des weitschichtigen Frankreichs, seines Vaterlandes, beschränkt; seine frommen Arme breitete er noch über andere Welttheile aus. Er schickte seine Missionspriester nach Tunis und Algier, nach Irland und Schottland, und wohin sich immer ein Anlaß zum Helfen anbot.

Wir wollen zum Schluße der Lebensbeschreibung diesen Heiligen an seinem Kranken- und Sterbebette besuchen. Den heil. Vinzenz befiel schon im Hause Gondy ein Uebel an seinen Schenkeln und Füßen, die ihm fast Zeitlebens die größten Schmerzen verursachten. Von dem Zeitpuncte der Stiftung der Priesterversammlung zehrte an seinem Leben ein Wechselfieber, welches durch acht Jahre sich zu einem viertägigen bildete, und ihm die größten Leiden verursachte, aber ihn nicht hinderte, seine Heldenthaten der christlichen Liebe zu verrichten. Im Jahre 1645. beraubte ihn eine sehr schwere Krankheit öfter der Besinnung. Da er phantasirte, brach sein Mund in heilige Seufzer aus. Am öftesten wiederholte er die Worte: „Im Geiste der Demuth und in einem zerknirschten Herzen würdige dich, o Herr, uns aufzunehmen!“ Als er gar lange an einem Auge litt, verordnete der Arzt nach langen vergeblichen Versuchen, das Blut einer frischgeschlachteten Taube darauf zu thun. Allein der fromme Diener Gottes gestattete dem Bruder nicht, das unschuldige Thier seinetwegen umzubringen, und sagte: „Dieses Täublein stellt die Unschuld Christi des Herrn vor.“

Wenn der ehrwürdige alte Mann nichts anders zu leiden gehabt hätte, als zwey ganze Jahre, besonders das letzte, von Morgen bis Abend dazusitzen, ohne daß er sich bewegen noch aufrichten konnte, so wäre dieß hinlängliche Uebung seiner Geduld gewesen. Er übertrug Alles mit der vollkommensten Ergebung in den göttlichen Willen. Wenn die Schmerzen am heftigsten waren, hörte man ihn zwar nicht klagen; wohl aber einige Seufzer, besonders diese aussprechen: „O mein Jesu, mein gütigster Jesu!“ Bey Jesu, dem Ge-

kreuzigten suchte er einzig seinen Trost, und die Gnade im Leiden geduldig zu seyn. Er hatte beständig ein Kruzifix-bild vor seinen Augen: um aus dessen Anschauung die Geduld, sowohl als die Standhaftigkeit im Leiden zu lernen. Bewunderungswürdig war es zu sehen, wie er einen jeden, der zu ihm kam, mit lächelndem Munde holdselig und liebreich, mit einem so heitern Angesichte empfing, daß einer, der es nicht ohnehin gewußt hätte, gewiß keine Krankheit in ihm würde gesucht haben. Wenn jemand sich nach seinem Zustande erkundigte, redete er davon ganz schlechthin, wie von einer Sache, die nicht viel zu bedeuten hätte, und sagte, daß sein Leiden, mit dem Leiden Christi nicht im Geringsten zu vergleichen wäre; er aber noch viel was Aergeres verdient hätte. Gähling wußte er die Rede so zu drehen, daß er sich vergessend vielmehr denjenigen, der mit ihm redete, bemitleidete, und mit Trost und Frieden segnete.

Vinzenz sah sein Lebensende von Tag zu Tag näher anrücken. Mit frohem heiterm Antlitz erwartete er die letzte Stunde, auf welche er sich so ernst und beharrlich bereitete, daß er einem Freunde sagte: „Es sind bereits achtzehn Jahre, daß ich mich niemals ins Bett gelegt habe, ohne mich so zu richten, als wenn ich diese Nacht sterben müßte? Er hatte den Tod immer vor Augen, und öfter sagte er zu den Seinigen: „Der elende Körper dieses alten Sünders, wird doch einmal unter die Erde müssen: und ihr werdet dessen Asche mit Füßen treten! Von seinem Alter sagte er: Es sind schon so viele Jahre, daß ich die göttlichen Gnaden mißbrauche, wehe mir, daß mein Aufenthalt verlängert wird. Ach mein Herr! Du lässest mich gar zu lang leben, denn es ist keine Besserung in meinem Leben: und meine Sünden mehren sich mit den Jahren."

Den fünf und zwanzigsten Tag des Herbstmonats im Jahre des Herrn 1660. überfiel ihn eine anhaltende Schläfrigkeit, woran theils die vielen schlaflosen Nächte, theils die

immer mehr zunehmenden Schwachheiten Ursache waren. Er erkannte wohl, daß diese Schlafsucht ein sicherer Vorbote des nahen Todes wäre. Daher nannte er scherzweise den Schlaf Bruder, den Tod die Schwester, und sagte: „Der Bruder wartet auf die Schwester.“ Tags darauf ließ er sich in die Kapelle tragen, wo er nach Gewohnheit die heilige Messe anhörte, und die heilige Communion empfieng. Kaum war er in sein Zimmer zurückgebracht, so entschlief er wieder. Wenn man aber von Gott sprach, so wurde er gleich wach. Unter den andächtigen Seufzern die man ihm vorsprach, zeigte er eine sonderbare Andacht zu jenen Worten des Psalmisten: „O Gott! merk auf meine Hülfe!“ Schnell antwortete er: „Herr eile mir zu helfen.“ Ein Priester des Hauses Lazarus, bath für sich und seine Brüder um den letzten Segen, kindlich flehend, er möchte der Gesellschaft seinen Geist zum Erbtheil hinterlassen, und bey Gott bitten, daß sie niemals von der Tugend abweichen möchten, die er ihnen eingeflößt hatte! Vinzenz gab mit gewöhnlicher Demuth zur Antwort: „Der das gute Werk angefangen hat, wird es zu Ende bringen.“ Gleich nach diesen Worten ist er sanft im Herrn eingeschlafen. Dieß geschah Morgens vier Uhr, nämlich zur Zeit, da seine geistlichen Söhne in der Kirche die Betrachtungen anfiengen. In eben der Stunde und in eben dem Augenblicke, wo er vierzig Jahre gewohnt war, den heiligen Geist über sich und die Seinigen anzurufen. Im Jahre 1712. wurde auf Befehl des heiligen Stuhles die Besichtigung seines entseelten Leibes vorgenommen, und zur größten Freude seiner Verehrer vollkommen unversehrt befunden. Eine Grabschrift auf einer ehernen Tafel eingegraben, lag dabey folgenden Inhalts:

„Hier liegt der ehrwürdige Mann, Vinzenz von Paul, Priester, Stifter und erster General-Oberer der Versammlung der Sendung, wie auch der Töchter der christlichen Nächstenliebe. Er starb den sieben und zwanzigsten Tag des Herbstmonats im Jahre 1660., und seines Alters im fünf und achtzigsten.“

Wohlan, du guter und getreuer Knecht! weil du über wenig getreu gewesen bist, will ich dich über Vieles setzen, gehe ein in die Freude deines Herrn. Matth. 25, 23. Legenden-Samml.

8. Die beyden Söhne.

Liebe und Furcht.

Ein Vater hatte zwey Söhne. Beyde erfüllten die Gebote des Vaters; aber sie waren nicht beyde gut. Ein Beyspiel wird Alles erläutern. Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als der Vater an das Lager der Söhne trat, und sie vom Schlafe ermunterte. Der leichte Morgenschlummer, wo die Fesseln des Schlafes loser werden, wie die Dunkelheit der Nacht sich in Dämmerung auflös't, war den Knaben so süß! — Beyde ließen sich ungern ermuntern. Gern hätten sie noch die Süßigkeit der sanften, mit Bewußtseyn verbundenen Ruhe genossen. Doch der Vater weckte; ihm mußten die Söhne gehorchen. Der Aelteste aber dachte bey sich selbst: wie hart ist doch der Vater? — Noch bin ich müde, und doch soll ich aufstehen. Thue ich's nicht, so wird er mich strafen. Der Jüngere sprach laut: „Ach, so gerne hätte ich noch ein wenig geschlummert, lieber Vater!" — Er richtete sich mit liebendem Blicke vom Lager auf, welcher deutlich ausdrückte: dir gehorch' ich aber auch gern! — Und so dachte der gute Sohn auch; denn er wußte, daß Alles gut wäre, was sein Vater von ihm forderte. So erhoben die beyden Söhne sich vom Lager. Als sie die Bedürfnisse des Körpers befriedigt hatten, erlaubte ihnen der Vater in dem Garten zu lustwandeln, um die Anmuth des Frühlingsmorgens zu genießen, damit sich ihre jungen Seelen für das Leben erheiterten. Der jüngste freuete sich der schönen Natur; aber er gedachte auch der Liebe des Vaters, der ihnen diesen Wonnegenuß verstattete. Doch der ältere Bruder hatte nicht gleiche Gedanken; kaum waren die Reitze des blühenden, duftenden Gartens, der milde Blick der jugendlich-scheinenden

Sonne und die Liebkosungen der erfrischenden Luft hinreichend, seinen Verdruß über das frühe Erscheinen des Vaters am Lager zu zerstreuen. Als auch endlich die Wonne eines unaussprechlich schönen Morgens seinen Verdruß zu besiegen begann, und ein Strahl der Freude in seine Seele drang, rief ihm die Stimme des Vaters, herbeyzukommen, um durch den Unterricht seinen Geist zu bilden. Gern hätte er sich gestellt, als wäre die Stimme des Vaters durch das Gebüsch des Gartens nicht zu ihm gedrungen, aber die Furcht vor der Strafe war überwiegend, und er eilte, sich dem Vater darzustellen. Auch der jüngere Bruder mußte mitten im Genusse der Wonne abbrechen; aber er war stets so gesinnt, daß er den Willen des Vaters für den besten hielt, darum verließ er den Rasenplatz, auf welchem bescheiden Veilchen dufteten ohne Mißmuth, und eilte mit heiterem Blicke zu dem Vater. Während des Unterrichts hörten beyde Söhne aufmerksam zu; der älteste gezwungen, denn er kannte die Strafe, welche auf Unachtsamkeit folgte. Aber er hatte Abscheu gegen das Gesetz, welches auf Unachtsamkeit Schmerzen folgen ließ, und Groll hatte er im Herzen gegen den Vater, der das Gesetz gegeben hatte. So kämpfte sein Inneres unaufhörlich gegen den Vater, der seinen Neigungen so oft der Ordnung des Lebens wegen widersprach. Knechtischer Gehorsam aus knechtischer Furcht erzwang die Erfüllung aufgelegter Pflichten. Also erheben Millionen ihre Hände betend zu dem Herrn der Welten, sclavisch fürchtend die strafende Gerechtigkeit; doch ihr Herz ist nicht mit erhoben, sondern gefangen von sinnlichen Trieben, erfüllt von Neigungen gegen das Gesetzwidrige, und beunruhiget von der Angst, sich nicht dahin neigen zu dürfen, wozu die böse Lust reizt. Der jüngste Sohn bot alle seine Kräfte auf. die Lehren des Vaters treu aufzufassen und zu bewahren. Es that ihm leid, wenn sein Vater unzufrieden mit ihm war, darum verabscheute er das Böse, einen zufriedenen, liebevollen Blick von seinem Vater zu erhalten.

Also soll auch der Mensch Gott gehorchen, Ihn lieben, Ihn fürchten. Er soll frey sich hingeben zur Befolgung der Gesetze Gottes, mag ihm auch die Sinnlichkeit das Werk noch sehr erschweren. Er soll mit ganzem Gemüthe sich hinneigen zu Dem, der über Alles heilig, und dessen Wille der beste ist; er soll an ihm hangen mit kindlichem Herzen. Er soll Abscheu haben vor allem, was nicht mit dem Willen des Heiligsten übereinstimmend ist: denn er muß die kindliche Furcht hegen, daß er unwürdig der Liebe Gottes dadurch werde. K. Hahn.

9. Irin.

Religion und Tugend erhöhen die Freuden, und erleichtern die Leiden des Lebens.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen *) in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Insel Strand **) umgab,
Die Sonne tauchte sich bereits
In's Meer, und Purpurfarbe floß
Vom Himmel in die Fluth hinab.
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken, sprach jetzt: „O wie schön
„Ist nun die Gegend! Sieh' den Schwan,
„Sieh', wie von seiner Brut umringt,
„Er in die rothe Fluth' sich taucht!
„Wie lieblich flüstert dort am Strand
„Der schlanken Espen zitternd Laub;
„Und o wie reizend wallt die Saat
„In sanften grünen Wellen fort!
„O, was für Anmuth hauchen jetzt
„Gestad' und Meer und Himmel aus;
„Wie schön ist alles, und wie froh
„Und glücklich macht uns die Natur!"
„Ja," sagt' Irin — „sie macht uns froh
„Und glücklich, und du wirst durch sie
„Glücklich seyn dein Lebenlang,
„Wenn du nie von der Tugend weichst,
„Und wenn nicht wilde Leidenschaft

„Der

*) Reusen sind aus Weiden geflochtene Körbe, um darin die Fische zu fangen.

**) Das See= oder Meer=Ufer.

„Der Schönheit sanft Gefühl in dir
„Zerstöret. — O Geliebtester!
„Verlassen, und die schöne Welt,
„Um in noch schönern Gegenden,
„Glückseliger als hier, zu seyn.
„O, bleib' der Tugend immer treu!
„Und weine mit den Weinenden!
„Gieb gern von deinem Vorrath, gern
„Den Armen; hilf, so viel du kannst,
„Zum Wohl der Welt; sey arbeitsam:
„Erheb' dein Herz empor zu Gott,
„Dem Wind und Meer gehorsam sind.
„Der Alles uns zum Besten lenkt."
„Wähl' lieber Mangel, Schand' und Tod,
„Eh' du in Bosheit willigest.
„Ruhm, Ueberfluß und Pracht sind Tand;
„Ein ruhig Herz macht unser Glück.
„So mein Geliebter, dacht' ich stets,
„Und war stets glücklich. Und wiewohl
„Ich achtzigmal bereits den Wald
„Um meine Hütte grünen sah:
„So ist mein langes Leben doch,
„Gleich einem heitern Frühlingstag,
„Vergangen unter Freud' und Lust.
„Zwar hab' ich auch manch Ungemach
„Erlitten, als dein Bruder starb,
„Da flossen, ach der Thränen viel,
„Und Alles, Alles schien mir schwarz.
„Auch faßte mich oft auf dem Meer
„Im leichten Kahn der Sturm, und warf
„Mich mit den Wellen hoch empor;
„Dann stürzten donnernd sie herab;
„Ich stürzte mit, und meinte dann,
„Daß zwischen jeder Welle mir
„Ein furchtbar Grab sich öffnete.
„Allein bald legte sich der Zorn
„Des Windes, und die Luft ward hell!
„Und ich erblickt in stiller Fluth
„Des Himmels Bild; der blaue Stör
„Mit rothen Augen sah empor
„Aus seiner Höhl' in tiefer See,
„Und alles Volk des weiten Meer's
„Spielt auf der Fluth im Sonnenschein,
„Und Ruh' und Freude kam zurück
„In meine Brust. Jetzt wartet schon
„Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
„Der Abend meines Lebens wird
„So schön, als Tag und Morgen seyn.
„O, Sohn! sey fromm und tugendhaft,
„So wirst du glücklich seyn, wie ich;
„So bleibt stets diese Welt dir schön!"

Der Knabe schmiegte zitternd sich
An seines Vaters Arm, und sprach:
„Mein Vater, nein, du stirbst noch nicht;
„Du lebst noch lange mir zum Glück!“
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Bedeckte schon mit Dunkelheit
Das weite Meer, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er lebte stets
Nach dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben schien
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Kleist.

10. Der Greis Pietro.

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Vor des reichen Otto's Thüre kam
Der Greis Pietro, der Arme.
Sein Blick war trübe vom Harme,
Weil all seine Habe die Flamme nahm.
„Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut:
„Von oben er gnädig herniederschaut.“

Kaum war verhallet der tröstliche Spruch,
Da kam mit hinkenden Tritten
Almanso, der Schmeichler, geschritten.
Ihm war Pietro's Wort nicht genug:
„Wer Otto, dem Gott der Verlassenen, traut,
„Der hat auf sichern Grund gebaut.“

Als auf hohem Balkon der reiche Mann
Der Armen Worte vernommen,
War Unmuth dem Herzen entglommen.
Sein stolzer Sinn fieng zu eifern an:
„Laßt seh'n, wer auf sicherern Grund gebaut,
„Wer auf Gott, oder wer auf mich vertraut!“

Und in seinem Eifer stieg er herab,
Mit listig erdachtem Gebothe:
„Man backe noch heute zwey Brode;
„Doch wäge man sie sorgfältig ab.
„Hier ist ein Beutel mit ächtem Gold,
„Des Vertrauens auf mich verdienter Sold.“

„In ein Brod komme das Gold hinein,
„Und wenn die Greise sich zeigen,
„Soll man's dem Würdigsten reichen.
„Doch soll nur jener der Würdigste seyn,

„Der spricht: Wer Otto dem Reichen traut,
„Hat auf sicheren Grund gebaut.“

Am andern Tag um die Mittagszeit
Erschienen die Greise wieder,
Erneuend die gestrigen Lieder,
Deß laut sich Otto, der Reiche, freut.
Almanso bekam das Brod mit Gold,
Des falschen Vertrau'ns unverdienten Sold.

Kaum hatten sie beyde die Straß' erreicht,
Entbrannt in Almanso die Flamme:
„Daß Gott den Reichen verdamme!
„Sein Brod ist schwer. Es ist sicher feucht.
„Was soll mir das Brod? Ein so reicher Mann,
„Und fangt mit dem Gelde zu geitzen an!“

D'rob erbebte Pietro's zarter Sinn,
Auch nicht im Bettler erloschen.
„Noch hab' ich nur leider! zwey Groschen.
„Gieb Freund, mir das Brod, und nimm sie hin,
„Hältst du nicht die Gabe des Dankes werth,
„So hast du sie vielleicht nie entbehrt.“

Hier nahm er das Brod, und eilte fort,
Ihn empfingen die hungrigen Kleinen
Vor der Hütte mit freudigem Weinen.
Da sprach er tröstend der Ahnung Wort:
„Hier bring' ich Brod. Das gedeiht euch gut,
„Weil d'rauf der Segen des Dankes ruht.“

Und als er das Brod aus einander schnitt,
Da fiel der geahnete Segen,
Ein Beutel mit Gold, ihm entgegen.
Er sah ihn staunend: Sein Inn'res stritt:
„Nun kannst du von Kummer und Noth dich befrey'n.
„Wie? kann es mit Recht auch dein Eigenthum seyn?“

Da eilt' er den Beutel in der Hand,
Zu Almanso. — „Jedem das Seine.
„Hier hast du, mein Guter, das Deine,
„Den Beutel, den ich im Brode fand.
„Das Brod nur kauft' ich, und nicht das Gold.
„Nie war ich dem heimlichen Raube hold.“

Wie vom Funken der Zunder, wird das Gemüth
Vom Strahl des Guten entzündet.
Und dem Wort, das das Gute verkündet,
Ist selt'ner die That, als dem Beispiel entblüht.
Auch Almanso fühlte den himmlischen Strahl.
Und erwählte durch ihn des Bessern Wahl.

„Verzeih' mir's Gott, der dem Sünder verzeiht! —
„Jetzt ehr' ich dein frommes Vertrauen.
„Auf Gott will auch ich nun bauen,
„Auf ihn, deß Namen ich heut entweiht. —
„Doch dieses Gold ist nimmer mein;
„Denn seiner werth bist du allein.“

„Nein,“ sprach Pietro. „Denn fremde Hab'
„Soll nie mich Armen bereichern,
„Willst du's zu behalten dich weigern;
„So gehört's dem Manne, der es gab.“
Drauf eilten sie fort mit vereintem Sinn,
Und trugen das Gold dem Reichen hin.

Hoch staunte der Reiche. — Dann rief er laut:
„Nie soll mir ein Schmeichler den Glauben
„An Gott den Wahrhaftigen, rauben.
„Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.
„Behaltet beyde den Beutel mit Gold,
„Des Vertrauens auf Gott verdienten Sold.“

Rosenheyn.

11. Hoffnung und Vertrauen auf Gott.

Marx Schneider, ein Schreinermeister zu Throgen, war der Sohn armer Eltern, die sich ihren täglichen Unterhalt nur durch saure Mühe und Arbeit im Schweiße ihres Angesichtes erwerben mußten. Frühzeitig, als er noch kaum zwölf Jahre alt war, starb ihm sein Vater, und er ward genöthiget, weil die Mutter sehr arm war, und noch drey Kinder zu ernähren hatte, schon in diesem Alter, als ein armes, verlassenes Waisenkind, in die weite Welt zu gehen, und wo immer, gute Leute zu suchen, die ihn aufnehmen, und sich seiner erbarmen würden. Allein Marx traute und baute felsenfest auf Gott, ließ den Muth nicht sinken, und wurde wirklich für dieses sein kindliches Vertrauen gar bald vom Vater im Himmel belohnt, der vorzüglich armer Wittwen und Waisen Vater ist. Marx wurde als Hirtenknabe von einem Bauern zu Kirchstetten, unweit Schafhausen aufgenommen. Da er nun an seinem Vaterorte die Schule, welche daselbst von jeher gut bestellt war, eifrig besucht, und es nicht nur im Lesen, Schreiben und Rechnen ziemlich weit gebracht, sondern sich auch vornehmlich in der Lehre des heiligen katholischen Christenthums ausgezeichnet hatte, so zeigte er auch immer eine besondere Lust und Freude am Lesen. Hatte er auch nur eine freye Stunde, so nahm er sogleich seinen Katechismus oder das Evangelienbuch, welches die Mutter ihm mitgegeben hatte, hervor,

und las bald aus diesem und bald aus jenem eine Stelle laut und vernehmlich vor. Dieses machte seinem Hausvater, der als ein gerader Mann bekannt war, nicht wenig Vergnügen. Und weil dann der kleine Marx sich in Allem als einen treuen, emsigen und gottesfürchtigen Knaben bewährte, so gewann er bald das ganze Vertrauen seines Meisters, und alles im Hause hatte ihn lieb. Drey Jahre blieb Marx in dem Dienste dieses braven Bauern, der ihm im Stillen, nebst dem bedungenen Lohn, manches Gute erwies, so daß er durch diese milde Unterstützung in den Stand gesetzt wurde, seinen Jahrlohn ganz seiner Mutter zu überschicken, um derselben einige Erleichterung hiedurch zu verschaffen.

Nach dieser Zeit — er war jetzt fünfzehn Jahre alt — suchte ihn die Mutter zu einem Schreiner an seinem Vaterorte zu bringen, indem Marx eine große Neigung zu dieser Profession hatte. Weil er nun als ein sehr braver Knabe bekannt war, so erhielt er, nicht nachlassend im Vertrauen und im stillen Gebethe zu Gott, zur Erlernung des Schreinerhandwerkes von der milden Stadtspende einen Lehrgeldbeytrag von 40 fl. jährlich, den er gar nicht erwartet hätte. Mit allem Eifer verlegte er sich nunmehr auf die vollkommene Erlernung dieses Handwerkes, damit er seiner Zeit sein Stücklein Brod mit Ehren verdienen könnte.

Nach vollendeter Lehrzeit begab er sich mit dem nämlichen unerschütterlichen Vertrauen auf Gott in die Fremde, um sich zu allerley Arbeiten, die vorzüglich in großen Städten verfertiget zu werden pflegen, desto tüchtiger zu machen. In dieser Absicht ging er nach München, wo er zwey Jahre bey einem sehr geschickten Meister in Arbeit stand. Durch Gottes besondere Leitung hatte er das Glück, auch in diesem Hause eine solche christliche Tagesordnung, und vorzüglich eine solche strenge Feyer des Sonn- und gebothenen Feyertages anzutreffen, daß Marx noch in seinen spätern Jahren öfters mit dem innigsten Danke hievon redete. Von da begab er sich

nach Salzburg, und blieb daselbst, gleichfalls an Seel und Leib gut besorget, bis seine Wanderungszeit, die er auf fünf Jahre ausdehnte, zurückgelegt war. Ausgerüstet mit den nöthigen Geschicklichkeiten, kehrte er nun wieder nach Hause, besonders weil auf seine Zurückkehr sehr gedrungen wurde, indem seine Mutter zu kränkeln anfing, und das ärmliche Hauswesen in gänzlichen Zerfall zu kommen drohte. Diese konnte es kaum erwarten, bis ihr Marx, auf welchen sie, nebst Gott, ihre größten Hoffnungen baute, wieder aus der Fremde zurückgekommen war, und unbeschreiblich groß war ihre Freude, als sie ihn wieder sah. Allein diese Freude dauerte nicht lange, zumal sich ihre Krankheit täglich verschlimmerte, und sie nach sieben Wochen an der Abzehrung starb. Nunmehr lag die ganze Last des Hauswesens auf ihm allein, und die Sorgen für seine zwey kleineren Schwestern machten seinem theilnehmenden und liebenden Herzen viel zu schaffen. Wie aber diese mehr herangewachsen, und zu stärkeren Arbeiten fähig waren, so übernahm die eine die Führung des Hauswesens allein auf sich, und die andere trat in die Dienste eines nahen Anverwandten, und so ward wieder gesorgt, weil Marx das Seine that, und dabey auf Gott vertraute. Wegen seiner rastlosen Thätigkeit, Häuslichkeit und insbesondere wegen seinem stillen, frommen Lebenswandel, in dem ganzen Ort bekannt, redete Jedermann mit Achtung und Liebe von ihm, und suchte seine Arbeiten. Man verhehlte es sich keineswegs, daß es bey einem Menschen nicht so fast auf äußerliche Glücksgüter, als vielmehr auf Tugend, Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit und gottesfürchtigen Sinn ankomme; indem diese guten Eigenschaften ihn erst zu dem bilden, was er nach höhern Absichten seyn und leisten soll.

Nach Verfluß von zwey Jahren trat Marx, der sich während dieser Zeit die allgemeine Zuneigung erworben hatte, in den Ehestand. Bey seiner Wahl sah er aber lediglich

nur auf eine Person, die still, häuslich, geschickt und fromm war, und eine solche fand er auch an Franziska, die ihm die göttliche Vorsehung, mit diesen trefflichen Eigenschaften ausgerüstet zur Gattin gab. Gott segnete diese Ehe mit drey Kindern, nämlich mit zwey Töchtern und einem Sohne, an deren gottseligen Erziehung ihm Alles gelegen war. Denn, sprach er oft: Kinder sind eine Gabe des Herrn, darum muß man sie auch treu bewahren." Wenn man ihm hin und wieder sagte, er nehme es mit seinen Kindern auch gar zu genau, so erwiederte er: „Ich habe es immer gehört, und selbst gelesen: so Jemand die Seinigen nicht versorget und zu allem Guten anhält, der hat seinen Glauben verläugnet, und ist ärger als ein Heide, und dieses wird mir doch Niemand zumuthen wollen."

So zufrieden indessen das eheliche Leben dieses frommen, redlichen und thätigen Mannes hinfloß, und so viele Freuden ihm seine gut erzogenen Kinder machten, so sehr wurde sein Herz voll Traurens, als späterhin die jüngere Tochter, Namens Magdalena, durch eine unglückliche Heirath hintergangen und schmählich betrogen wurde. Doch übertrug er auch dieses Leiden, das diese seine geliebte Tochter traf, mit gottergebenem Herzen, und sagte in dieser Beziehung mehrmals, wenn die Rede davon war: „Vielleicht wäre sie der Seele nach weniger glücklich geworden, wenn sie Alles so angetroffen hätte, wie man es ihr vorgemalt hat. So lange sie gesund ist, und arbeiten kann, und auf Gott vertraut, wird es ihr nie an dem fehlen, was sie für dieses kurze irdische Leben braucht."

Ueberhaupt hatte der redliche Mann die schöne Himmelsgabe erlangt; er war immer heiter und fröhlich, mochte sich der Himmel über ihn zuweilen noch so sehr trüben und verdunkeln. Dieses fröhliche Wesen verließ ihn nie in seinem ganzen Leben. Immer lächelte er mit freundlicher Miene, wo er war, und was er that, im stillen häuslichen Leben

so gut, als im Umgange mit andern. Auch that er Jedermann Gutes, so viel er konnte, denn sprach er oft: „Man that es mir auch, und ich kann das viele empfangene Gute dem Herrn nicht anders vergelten, als wenn ich es ihm wiedergebe in seinen Kindern, die er mir von Zeit zu Zeit zuführt.“ Er bedauerte es nur, daß er so wenig zum Besten seiner Mitmenschen thun könne. Wo sich ihm daher eine Gelegenheit darboth, andern etwas Gutes und Nützliches zu erweisen, so that er es mit Lust und Freude seines Herzens. Um desto mehr Gottes Beyfall dabey zu verdienen, suchte er das Gute möglichst geheim und verborgen zu üben. Ob er gleich seinen edlen christlichen Handlungen die gewünschten Früchte nicht immer entsprießen sah, so ließ er sich doch hierin nicht muthlos machen. „Man muß Gutes thun, sagte er oftmals, so lange man kann, denn es kommt die Zeit, wo man nicht mehr kann. Und wer will mit leeren Händen vor Gott erscheinen?“ Es ist hier nicht der Ort, mehrere dieser edlen Handlungen, die er mit dem bestmeynenden Herzen, und aus purer Liebe zu Gott an so vielen seiner Mitmenschen gethan hatte, anzuführen, genug, daß sie im Buche der Ewigkeit aufgezeichnet sind, und ihm noch jetzt ein Jeder, der ihn kannte, das schöne Zeugniß giebt: Er war ein christlich braver und verständiger Mann, stets auf Gott vertrauend und bauend, und deßwegen immer froh und heiter, nur Schade, daß er nicht mehr unter uns lebt.“

Wie sehr mußte sich nun dieser gute Mann, dessen Leben so reich an Werken der christlichen Liebe war, freuen, als der Abend seines Lebens herankam, und die Stunde seines Abschiedes schlug. Die allmählige Abnahme seiner Kräfte kündigte es ihm deutlich genug an, daß er nicht mehr lange bey seiner Franziska und bey seinen Kindern werde bleiben können. Hiezu gesellte sich noch ein Katarrh, der anfangs keine bedenkliche Folgen nach sich zu ziehen schien, aber doch in der Folge — hartnäckiger werdend — seine Auflösung sehr

beförderte. Bey dem Wahrnehmen, daß das Leben des Leibes immer mehr zurückträte, ließ er sich sogleich mit den Mitteln des Trostes und der Stärke, nämlich: mit den heiligen Sterbsacramenten versehen, und sprach dann zu den Seinigen, welche am Abende dieses Tages neben ihm weinend saßen: „Warum weint ihr denn? Ich habe ja lang genug bey euch gelebt. Ach, man kommt so genug über, wenn man das Joch dieses Lebens 65 Jahre, wie ich, getragen hat, daß man sich freuen muß, wenn's einem abgenommen wird, und man heimgehen kann. Gott, der mich und euch so wunderbar geführt, und versorget hat, wird auch ferner mit euch seyn, und euch, wenn ihr recht auf ihn vertraut, gewiß niemals verlassen.

Da seine Krankheit mit keinen besondern Leidenskämpfen verbunden war, so konnte auch seine gewohnte Heiterkeit nicht so leicht getrübt werden. Noch acht Tage lag der Redliche voll stiller schweigender Geduld, und in den Willen Gottes ganz ergeben, auf seinem Bette da, und redete noch manches, das so laut von seiner herrlichen Hoffnung zeugte, deren trostvollen Erfüllung er nun entgegen zu gehen im Begriffe war. Während diesen wenigen Tagen ermunterte er die Seinen noch immer zum Vertrauen auf Gott, und zum fleißigen Gebethe zu Gott, und dankte noch mit gerührtem Herzen für alles Gute, das ihm und den Seinen aus Gnade zugeflossen war. Noch ehe die letzte Stunde nahete, bethete er: „Ich bin so schwach, Herr! stärke mich in dieser letzten Stunde. Nimm mich wie den armen Schächer am Kreuze zu dir in dein Reich!" Nun wurde er immer schwächer, der Puls hörte auf zu schlagen, der Athem blieb zurück — er schien als ob er lächeln wollte — und so schlief er nach ein Paar Minuten sanft und ruhig ein, und hinüber ins bessere Leben, zu empfangen den verheißenen Lohn der Frommen.

12. Die arme Marianne.

Vertrauen auf Gott läßt nicht zu Schanden werden.

Marianne war das einzige Kind armer, aber gottesfürchtiger Taglöhner-Leute. Ihren Vater hatte sie schon frühzeitig verloren. Die fromme Mutter ließ es sich nun in ihrem Wittwenstande Tag und Nacht recht sauer werden, um sich und ihre Tochter ehrlich zu ernähren; vor Allem aber erzog sie dieselbe in kindlicher Gottesfurcht; denn sagte sie oft zu ihr: „Ich bin arm, liebes Kind, und kann dir Nichts hinterlassen. Wenn du aber nur Gott fürchtest, so bist du schon reich genug; denn Er wird alsdann dein Vater seyn! Nachdem Marianne eilf Jahre alt war, da wurde ihre liebe Mutter krank, und zur nämlichen Zeit brach nächtlicher Weile Feuer im Dorfe aus, welches so schnell um sich griff, daß, außer einem Paar Scheunen, im ganzen Dorfe nichts mehr gerettet werden konnte. Das kranke Weib ward in eine der gebliebenen Scheunen gebracht; aber der Schrecken und eine Verkältung thaten ihr so wehe, daß sie den Tag darauf starb.

Nun war Marianne eine wahrhaft arme, von aller Menschenhülfe verlassene Waise. Denn Niemand im Dorfe konnte oder wollte sich ihrer erbarmen. Wir haben selber kein Obdach mehr, hieß es überall, möge dir gleichwohl Gott helfen!

Was wollte nun das arme Mädchen anfangen? Zu betteln schämte sie sich, und arbeiten konnte sie nicht; denn sie war bisher immer noch in die Schule gegangen.

Weinend und wehklagend verließ sie also das Grab ihrer Mutter, und die Brandstätte des Dorfes, und ging fort, ohne zu wissen, wohin?

Sie war schon einen weiten Weg gegangen, und hatte sich endlich in einem Walde verirret. Es war schon später Abend, und sie hatte noch keinen Ausweg gefunden. Traurig und voll Hunger — denn sie hatte den ganzen Tag nichts gegessen — legte sie sich also unter einem Baume nieder,

um einzuschlafen. Aber mit dem frühesten Morgen erwachte sie wieder, und ihr Elend fiel ihr nun mit seiner ganzen Schwere auf das Herz. Ach mein Gott! seufzte sie, von Menschenhülfe bin ich verlassen: willst denn auch Du mich verlassen?

Innigst betrübt wandelte sie weiter, und suchte, ob sie nicht einige Beeren finden möchte, ihren quälenden Hunger damit zu stillen. Da hörte sie nicht ferne ein Thier kläglich ächzen. Sie ging der Stimme nach, und fand einen Fuchs, der mit wunden Beinen da lag, und sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Mitleidig sah sie das kranke Geschöpf an, und verband seine Wunden mit Moos und Gras, so gut sie es konnte. Das Thier schien ihr danken zu wollen, und streckte die Zunge nach ihr aus, als ob es nach Speise verlangte. Armes Thier! sprach Marianne, wohl kann ich deine Wunden verbinden, aber dir Speise zu schaffen, vermag ich armes Mädchen nicht; denn ach! in dieser Wildniß werde ich wohl selber verschmachten müssen vor Hunger!

Kaum hatte sie also gesprochen, da flog ein Geyer vorüber; der ließ ein geraubtes Lämmchen aus seinen Klauen gerade vor das kranke Thier hernieder fallen. — In stummer Betrachtung sah Marianne dem armen Geschöpfe zu, wie es die erwünschte Nahrung so begierig aufzehrte. Auf einmal empfand sie leisen Trost in ihrer gedrängten Seele. Du lieber Gott! sprach sie, nein, Du kannst auch mich nicht zu Grunde gehen lassen, da Du dies arme Thier so väterlich ernährest, und nun fiel ihr auch das Lied ein, welches ihre Mutter in traurigen Stunden so oft gesungen hatte. Sie warf sich auf ihre Knie nieder, und sang es nun auch mit vertrauungsvollem Gemüthe:

Sieh, die Vögel in den Lüften,
Sieh, das Wild in Felsen-Klüften,
Fisch' im Wasser, Thier' im Wald
Finden Speis' und Unterhalt.
Sollte denn der Mensch allein
Ganz von Gott verlassen seyn?

Nachdem sie das Lied geendet hatte, erblickte sie zuerst einen Hund, dann einen Jäger nebst einem vornehmen Herrn, welche die Spur des Thieres in die Nähe geführt hatte. Marianne erschrack, als sie dieselben erblickte. Der vornehme Herr nahete sich ihr aber liebreich, und fragte sie, was sie hier mache, und was für ein schönes Lied sie denn gesungen hatte?

Marianne erzählte ihm nun mit weinenden Augen ihr trauriges Schicksal, und bath ihn, sich ihrer zu erbarmen. Der vornehme Herr, welcher ein Edelmann aus der Nachbarschaft, und von edlem Gemüthe war, wurde durch ihre Erzählung innigst gerührt, und er reichte ihr aus der Jagdtasche etwas zu essen hervor, und nahm sie hernach mit sich auf sein Schloß zurück. Hier ließ er sie in allen weiblichen Arbeiten unterrichten, und sorgte für sie mit väterlicher Liebe sein Leben lang. Und so ward es auch an Marianne wahr:

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Schwaebl.

13. Gottes Fügungen.

Paul war ein armer Knabe, beyde Aeltern waren ihm gestorben, als er noch in der Wiege lag, und hatten kaum so viel hinterlassen, daß man sie zur Erde bestatten konnte; da blieb denn für den kleinen Paul auch nicht viel übrig, daß man ihn nothdürftig hätte kleiden, oder auch nur eine Woche ernähren können, und die Vorsteher des Dorfes fragten sich: „Was fangen wir mit dem unglücklichen Kinde an? wir könnens doch nicht dem Hungertode übergeben. Da trat Martin, ein zwar unbegüterter, aber rechtschaffener Landsmann, hervor und sprach: „Will es kein Anderer, so nehme ich das liebe Kind zu mir, obgleich ich selbst fünf eigene Kinder habe, und ihnen nicht immer satt zu essen geben kann, aber Gott wird schon helfen, denn er verläßt die Seinen nicht, und mit guten Werken ist immer sein bester Segen."

Die andern Landleute, obschon vermögender als Martin, aber minder gutthätig als er, freuten sich, auf diese Weise des Verlassenen entledigt zu seyn, und keiner meldete sich, der dem braven Manne das Recht hätte streitig machen wollen, den armen Paul zu sich ins Haus zu nehmen. Paul wuchs also unter Martins Kindern auf, und ward ein schöner rothwangiger Knabe, aus dessen muntern Augen Zufriedenheit und Gesundheit strahlten. Er war immer heiter und lustig, und oft stellte Martin seinen eigenen Kindern den fröhlichen Pflegesohn zum Muster auf, wenn sie murrten, daß der liebe Gott es ihnen gar zu knapp zugemessen habe. Paul wußte sich aber auch zu helfen, denn er liebte Thätigkeit. Im Sommer, wenn das Getreide gemäht werden sollte, und die brennend heiße Augustsonne die Schnitter im Felde durstig machte, war er immer bey der Hand, fragte bey den Arbeitern an, ob er ihnen nicht einen Auftrag verrichten, nicht einen Weg abnehmen könne? und gerne ließen sich diese dann seine Hülfsleistungen gefallen, ja, es hieß oft, wenn er an einem andern Ort beschäftigt war: Wenn nur Paul da wäre, der sollte uns schon besorgen, was wir brauchen! Natürlich blieben diese kleinen Hülfsleistungen nicht unbelohnt, und keinen Abend kehrte der gute Junge ohne einen Krug guten Biers, einige Butterschnitten, oft gar mit einem guten Stück rohen Schinken heim, das er dann mit leuchtenden Augen unter die Kinder seines Pflegevaters vertheilte, für sich selbst immer den kleinsten Theil behaltend; das Bier aber, und auch das Fleisch, blieb allemal für den guten Vater Martin, der oft mit Thränen in den Augen Paul seinen Raben nannte, der ihn speise, wie den Daniel in der Löwengrube.

Paul war nimmer müde noch unwillig, selbst wenn seine Beschäftigungen seine jugendlichen Kräfte fast überstiegen.

Die andern Kinder des braven Martin waren nicht so gut gerathen, als Paul, denn die Mutter, eine schwache

Frau, die ihre Kinder allzusehr liebte, verhätschelte sie, und so konnten sie nicht so tüchtig werden, als sie es geworden wären, wenn Vater Martin seinen Willen hätte durchsetzen können. Der aber liebte nun wieder seine Frau allzusehr, um sich ihrem Willen in irgend einer Sache zu wiedersetzen, und so stand es übel um die Kinderzucht in seinem Hause.

Paul war auf diese Weise zwölf Jahre alt geworden, da entstand in der Gegend, worin er lebte, ein trauriger Miswachs, die Sonne schien von einem so unumwölkten Himmel herab, daß auch kein Tröpfchen Regen zur Erde fiel und schier alle Creaturen derselben verschmachteten. Die Flüße und Brunnen trockneten aus, die Quellen und Bäche versiegten, daß in wenig Wochen alle Hoffnung zur Ernte verschwunden war. Traurig und mißmuthig stand der Landmann vor seinen Getreidfeldern, und murrte auch wohl mitunter gegen Gottes Fügungen, obschon er in den im vorigen Jahre reichlich gefüllten Scheuern noch Vorrath genug besaß, um sich und die Seinigen von dem Hungerstode zu sichern, und obgleich er täglich im Vater unser nur zu Gott flehte: „Unser Vater, unser täglich Brod gieb uns heute!" so war er doch lange nicht damit zufrieden, daß Gott dießmal nicht mit Ueberfluß segnete.

Vater Martin aber durfte trauern, durfte Gott bitten, sein Schicksal zu ändern und ihn und die Seinen vor dem Hungertode zu bewahren, den sein kleines Feld hatte in den besten und ergiebigsten Jahren kaum so viel Korn gegeben, daß er sich mit sechs Kindern und seiner Frau gehörig hätte sättigen können, und nun waren alle Halme leer und auf dem ganzen Felde kein Scheffel Getreide! Wie sollte das werden? woher ihm Hülfe in dieser dringenden Noth kommen? Unwillkührlich falteten sich seine Hände, und sein Auge, in dem eine Thräne zitterte, hob sich zu Gott em=

vor, dann aber ward es ihm gleich leichter um's Herz und mit männlichem Muthe sagte er: „Herr dein Wille geschehe!“

Als er einst, so in Gedanken verloren vom Felde nach Hause zurückkehrte, begegnete ihm der wackere Paul, ach, auch in seinem jungen Herzen hatte die bittere Sorge zuerst Wurzel geschlagen, und die sonst so heitern Augen waren trübe, und die glänzend rothen Wangen etwas bleicher geworden. Er trat bescheiden zu seinem Pflegevater und sprach den Wunsch gegen ihn aus, von dannen ziehen zu dürfen und ihn der Sorge in dieser drückenden Zeit für seinen Unterhalt zu entledigen; aber Martin wollte nichts davon hören und sagte, unter heiß hervorquellenden Thränen ihn in seine Arme schließend: „Daraus wird nichts mein Sohn, denn ich lasse dich nicht von mir; bist du doch in besserer Zeit mein Schutzengel gewesen, und jetzt sollte ich dir den Bettelstab in die Hand geben? Du theilst mit uns, was die Gnade des Himmels uns geben wird; denn Er, der die jungen Raben speist, der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch uns nicht verlassen, noch versäumen!“

Paul mochte bitten, flehen und vorstellen, so viel er wollte. Martin blieb unbeweglich bey seinem Vorsatze, und so mußte er sich wider seinen Wunsch und Willen fügen und bey seinem Pflegevater bleiben.

Die Noth der Familie nahm aber täglich zu, und manchen Abend mußten Alle hungrig zu Bette gehen, weil weder Vater Martin noch Paul so viel hatten verdienen können, um ein schlechtes, mit Kleye vermischtes Brod zu kaufen. Immer bleicher und bleicher wurden die Gesichter, immer eingefallener die Wangen, und selbst Pauls blühende Farbe wich beynahe der nagenden Sorge und bitterem Mangel. Der Winter war nahe vor der Thür und die Kälte drohte sich dem Hunger zuzugesellen: welche Aussicht für die Armen.

Paul immer bedacht, die Noth zu mildern, so viel er konnte, ging täglich in den nahe gelegenen Wald, um dort trockenes Reisig zu sammeln, was erlaubt war, und so traf es sich, daß er gerade dieß Geschäft betrieb, als eine Gesellschaft vornehmer Leute sich im Walde mit der Jagd ergetzte. Er hörte mehrere Schüße fallen und endlich kam ein schwer verwundetes Häschen auf ihn zugelaufen. Das arme Thier, das vom Blute triefte, sah ihn noch einmal recht kläglich mit den großen klugen Augen an, als wolle es ihn um Hülfe anflehen, dann fiel es nieder zur Erde und verschied zu seinen Füßen. Sein erstes Gefühl war inniges Mitleid mit dem armen Geschöpfe; er legte das Reisigbündel nieder, und betrachtete es mit thränenden Augen, dann durchfuhr der Gedanke sein Herz: wie, wenn du dieses Thier nach Hause brächtest, welcher Schmaus würde das für Aeltern und Geschwister seyn, wie würden sie sich an dem Fleische erlaben! Und auch das Fell könntest du um einige Groschen verkaufen. Schon streckte er die Hand nach dem Hasen aus, da fiel es ihm ein, daß es ja ein Diebstahl seyn würde, das von andern erlegte Thier mit sich zu nehmen, und er schämte sich seines frühern Gedankens recht innig. Lieber hungern als stehlen! sagte er; ich will die Jagenden aufsuchen und ihnen das erlegte Wild zustellen, wir werden dann wohl hungrig zu Bette gehen müssen, wie auch gestern, aber doch mit ruhigem Gewissen, und wer weiß, was uns Gott morgen beschert!

Es ließen sich wieder Flintenschüsse in einem andern Theil des Waldes hören; Paul ergriff das getödtete Häschen und folgte dem Klange der Jagdhörner. Bald erblickte er die muntern Jäger, die an einer lichten Stelle des Waldes ein großes Feuer von trockenen Reisig gemacht hatten und darum lagerten, indem sie fleißig tranken und aßen.

Schüchtern nahete er sich, und einen alten Mann erblickend, dessen gute freundliche Miene ihm Zutrauen ein-

flößte, wandte er sich an diesen und sagte, das getödtete Thier vor ihm hinlegend: „Diesen Hasen haben Sie oder Ihre Jäger geschossen; er starb zu meinen Füssen im andern Theil des Waldes und hier bringe ich Ihnen das Thier.“ Der alte Herr erhob sich von seinem Sitze und sprach freundlich zu ihm: „Du scheinst mir ja ein wackerer, ehrlicher Bursche, habe Dank für deine Mühe und setze dich zu den Andern, um dich, wie sie, mit Speise und Trank zu erquicken. Paul, den sehr hungerte, ließ sich das nicht zwey Mal sagen und bald reichte man ihm von allen Seiten köstliche Leckerbissen, wie er sie in seinem Leben noch nicht genossen hatte. Erst aß er mit großer Begierde, wobey der alte freundliche Mann ihm mit großem Wohlgefallen zusah und den Andern Winke gab, ihm immer mehr zu geben; dann fiel es ihm plötzlich ein, daß er hier schwelge, während die Seinen daheim nicht ein Stückchen trockenes Brod hätten, und er legte den Bissen nieder, den er schon zu Munde führen wollte; Thränen traten in seine Augen.

„Was ist dir?“ fragte der alte Mann; „warum issest du nicht weiter?“ Paul schlug die Augen nieder und ein Seufzer stahl sich aus seiner Brust; dem Fremden, der ein Menschenkenner wie ein Menschenfreund war, entging diese ungewöhnliche Bewegung des Knaben nicht, und er wünschte die Ursache zu wissen.

„Setze dich zu mir,“ sprach er, „und sage mir offenherzig, warum du auf einmal so traurig wardst, daß du nicht weiter essen mochtest? Fürchte dich nicht, guter Junge, mir die Wahrheit zu sagen! Zögernd gehorchte Paul, und erzählte ihm mit leiser Stimme die Noth der Seinen, und daß es ihm so schwer aufs Herz gefallen sey, hier so köstlich zu speisen, während Vater, Mutter und Geschwister daheim darbten.

Aufmerksam und gerührt hörte der Fremde ihm zu, und zerdrückte sogar eine Thräne in seinen Augen, dann sagte er: „Auch die Deinen sollen heut nicht wieder hungrig zu Bette gehen, darum iß nur fröhlich und mache dir kein Gewissen daraus!“

Er berief dann einen Diener zu sich und sagte ihm einige Worte ins Ohr, worauf dieser den größten Korb nahm, den man mitgebracht hatte, und alle Ueberreste der Speisen hineinpackte. Eigenhändig stellte der treffliche Mann dann noch zwey Flaschen Wein in den Korb, zog seine Geldbörse hervor, nahm ein Stück daraus, wickelte es sorgsam in ein Papier und legte es zu dem Uebrigen.

„Das kannst du deinen Aeltern bringen,“ sagte er, auf den Korb deutend, „doch wird dir die Last nicht zu groß seyn, und wohnst du nicht zu weit von hier, um den Korb fortbringen zu können?“

Mit leuchtenden Augen trat Paul zu dem köstlichen Korbe, hob ihn mit kräftiger Hand in die Höhe und sagte: „Hundert Meilen wollte ich den wohl tragen; er ist ja gar nicht schwer!“ In dem Augenblicke ließen sich wieder Jagdhörner in einiger Entfernung hören. „Das ist wohl mein Sohn,“ sprach der gute Alte, „er wollte nachkommen, und hat, wie es scheint, Wort gehalten.

Indem er dieses sprach, fiel ein Schuß, und ein Reh lief an der Stelle vorüber, auf der man sich gelagert hatte; aber sich in seinem Blute wälzend, lag der arme Paul auf der Erde, denn der Schuß hatte nicht das Reh, sondern ihn getroffen, der von einem Busche versteckt, bey seinem Korbe stand.

Großer Gott, welch ein unglücklicher Zufall, rief alles verwirrt und erschrocken, auf den armen Knaben zueilend, dessen braune Locken von dem häufig strömenden Blute trieften.

Alles erhob laute Klagen, aber am untröstlichsten war der alte Herr, der sogleich herzueilte, um die Wunde des

Getroffenen zu untersuchen. Sie war am Kopfe, aber zum Glück nicht tödtlich; Paul wußte nichts mehr von sich, denn eine tiefe Ohnmacht befing seine Sinne.

Aus einer nahen Quelle schöpfte man Wasser, um die Wunde auszuwaschen und den Ohnmächtigen zur Besinnung zurückzubringen, der noch immer mit dicht geschlossenen Augen, ein Bild des Todes, da lag.

Die unvorsichtigen Jäger kamen jetzt auch herbey; der Sohn des Alten hatte den unglücklichen Schuß gethan, und sein Schmerz kannte keine Grenzen. „Gott, so bin ich vielleicht der Mörder des armen Knaben!“ rief er mehrere Male, „nie, nie will ich wieder dem Vergnügen der Jagd huldigen; ich unglücklicher Mensch!“

Jetzt schlug Paul die Augen auf, und mit dem Freudenrufe: „Er lebt, er ist nicht todt!“ stürzte Wilhelm, so hieß der Mann, neben dem Verwundeten zur Erde nieder.

„Ach mein armer Vater, meine arme Mutter, und die Brüder und Schwestern gehen doch nun hungrig zu Bette,“ seufzte Paul mit todesmatter Stimme: „wer bringt ihnen nun den Korb?“ Bei diesen Worten schloß er die Augen wieder.

Man traf in aller Eile Anstalten, den armen Knaben fortzubringen, dem schnelle Hülfe werden mußte, wenn er gerettet werden sollte. Einer der Jäger, der sich etwas auf Wundarzneykunst verstand, zerriß ein leinenes Tuch und verband die tiefe Wunde, so gut es gehen wollte, während einige andere eine Bahre machten, um ihn fortzubringen. „Wohin aber nun mit dem armen Knaben?“ fragte man sich jetzt: „In mein Schloß,“ war die Antwort des alten Herrn; „wir können ihn den unglücklichen Aeltern doch nicht so in das Haus bringen, der Schreck könnte sie ja tödten. Zwey von euch,“ fuhr er zu den Jägern gewendet, fort, „nehmen den Korb, um den der arme Junge so besorgt war, und gehen

damit in das nächste Dorf; dort fragt von Haus zu Haus, bis ihr die Leute findet, die heute ihren Sohn in den Wald gesendet. Bringt diesen mit Vorsicht die unglückliche Begebenheit bey, und bescheidet den Vater ... sobald als möglich zu mir auf's Schloß."

„Und ich," sprach der trostlose Wilhelm, „eile in die nahe Landstadt, und kehre mit einem Wundarzt zurück; gebe Gott, daß meine Unvorsichtigkeit mich nicht für zeitlebens unglücklich und zum Mörder an diesem Knaben gemacht habe!"

* * *

Paul lag nun in einem weichen Bette, in das man ihn gebracht hatte, sobald man auf dem Schloße angelangt war; der herbeygerufene Wundarzt untersuchte die Tiefe der Wunde, und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, denn der Knabe hatte viel Blut auf dem weiten Wege verloren und war von tiefer Ohnmacht befangen. Wilhelm wich nicht von seinem Lager, sein gutes theilnehmendes Herz war auf's schmerzlichste durch den Anblick des Leidenden zerrissen, und kein Trost wollte bey ihm fruchten, denn jeden Augenblick fürchtete er, Paul an seiner Wunde sterben zu sehen.

Endlich kam Martin mit denen nach ihm Ausgeschickten; wer beschriebe den Jammer des guten Mannes?

Männlich gefaßt erzählte ihm der Graf von Sandels — dieß war der Nahme des alten freundlichen Herrn — den Hergang der Sache, und sprach ihm Muth ein.

„Herr Graf," sagte Martin, „dieser Knabe ist nicht mein Sohn, aber ich liebe ihn, wie ich nur meine eigenen Kinder lieben kann, und ihn zu missen, wäre mir das Schmerzlichste, was mir begegnen könnte, denn ein besseres liebevolleres Pflegekind hat noch nie einer gehabt!"

Dann erzählte er, wie er zu Paul gekommen und konnte nicht müde werden, die Tugenden seines Pflegesohnes aufzuzählen, so daß der Graf ihm gerührt zuhörte, und als

er geendiget hatte, zu ihm sagte: „Erhält Gott uns das treffliche Kind, so soll er auch mein Sohn seyn, und ich will für ihn sorgen; stirbt er aber, so bin ich Euch so viel Ersatz schuldig, als in meinen Kräften steht, Euch zu geben. Zieht darum gleich mit Weib und Kindern zu mir auf mein Gut; ich habe zwar auch durch den Mißwachs gelitten, da ich aber reich bin, so ist noch immer so viel da, um einem braven Manne Hunger und Kummer zu ersparen. Verkauft Hütte und Feld und zieht zu mir her; im nächsten Jahre wird Gott euren Fleiß segnen, und ich habe hoffentlich einen getreuen und guten Unterthan gewonnen."

Diese Rede würde Martin zu jeder andern Zeit höchlichst erfreut haben, da aber sein lieber Pflegesohn so todtenbleich und ohne Anschein des Lebens da lag, wollte doch die Freude nicht Oberhand in seinem Herzen gewinnen, und nur seufzend konnte er danken. Am andern Morgen aber, als der Wundarzt die Wunde untersucht hatte, und feyerlich versicherte, daß er jetzt für das Leben Pauls einstehe, da konnte er Gott und seinem Wohlthäter nur mit Freudenthränen danken, und als nun Paul gar die Augen aufschlug und ihn erkannte, als dieser mit matter Stimme nach dem Korbe fragte; und der eigenen Gefahr vergessend, sich erkundigte, ob dieser in seine Hände gekommen sey und sie alle sich mit Wohlgefallen gesättiget hätten, — da sank auch Wilhelm auf seine Knie und dankte Gott für das gerettete Leben des durch ihn Gefährdeten.

Jahre waren seit diesem Ereignisse verflossen; Martin bewohnte ein freundliches, schönes Haus, von blühenden Gärten, von Wiesen und Aeckern umgeben, die sein Eigenthum waren, da Gott seinen Fleiß sichtbar gesegnet hatte, und der edle Graf ihm in allen billigen Dingen Vorschub leistete. Es verging aber kein Tag, daß nicht ein feiner, schön gekleideter junger Mann, vom Schloße kommend, in sein Haus trat, und alle mit freundlichem Händedruck be-

grüßte, dieser feine, schöne junge Herr war aber kein Anderer, als unser Paul, den der Graf so lieb gewonnen hatte, daß er ihn gar nicht wieder von sich lassen wollte, und den der gute Wilhelm nie anders als Bruder nannte.

Herr Paul — so hieß er allgemein in der Umgegend — hatte aber mit Hülfe eines guten Hofmeisters recht viel gelernt, und als er neunzehn Jahre alt war, sandte ihn der alte Graf auf die Universität, wo er die Gottesgelehrtheit studirte, denn dazu hatte er die größte Neigung, und ehe ihm dort drey Jahre vergangen waren, ließ er sich von seinen Professoren prüfen und kehrte mit den besten Zeugnissen zurück, worauf der Graf ihn späterhin zum Seelsorger in seinem schönen Kirchdorfe machte.

Wer war nun glücklicher als er und sein Pflegevater Martin, der oft ausrief: „Ja wunderbar sind Gottes Fügungen, aber sie sind immer die besten, denn hätte Paul seine schwere Wunde nicht erhalten, so wären wir wohl alle in Noth und Mangel vergangen!"

Amalie Schoppe, geb. Weisse.

14. Die Vorschrift.

Folge dem hohen Beyspiele Jesu — deines Herrn.

Ein Vater sah seinem Knaben zu, der eben Unterricht im Schreiben erhielt. Dieser bezeugte sich dabey recht fleißig: zuvor sah er allemal die Vorschrift an, und dann bemühte er sich jeden Zug, so gut als ihm möglich war, nachzumachen. „Seht," — sprach der Vater zu den Uebrigen im Zimmer — „seht, wie alle Vollkommenheit aus der Unvollkommenheit entsteht, und wie man mit Fehlen lernen muß! — Von diesem Knaben fordert man nicht, daß seine Schrift der Vorschrift so ganz gleich werde; man ist mit seiner mühsamen Uebung zufrieden, und hofft, es werde immer besser gehen, bis er endlich fertig und schön schreiben kann. Wir haben auch eine Vorschrift, die schönste, die es nur geben kann—

das Beyspiel unsers Herrn. Machen wir's, wie dieser Knabe mit seiner Vorschrift, geben wir uns alle mögliche Mühe, seinem heiligsten Beyspiele immer ähnlicher zu werden, und wenn wir jetzt schon zuweilen einen Fehlzug machen, nur von neuem wieder anfangen, und nicht erliegen, — o dann ists wohl gewonnen; er hat Geduld mit unsern Fehlern, und gibt uns Kraft und Gnade dieselben täglich zu verbessern. Eines Christen Lehrjahre währen, so lange er lebt. Die besten Schüler des Herrn sind, die allezeit Schüler bleiben; die zwar täglich das Vorbild ihres Lehrers vor Augen haben, und dasselbe immer besser zu erreichen suchen, aber mit sich selbst und ihrer Nachfolge allemal noch unzufrieden sind. Solche Schüler hüten sich vorzüglich vor zwey Feinden: vor der Nachlässigkeit, und der Kleinmüthigkeit; aus jener entsteht Faulheit und falsche Sicherheit, aus dieser Verzagtheit und muthlose Trauer. Der Himmel steht nicht nur den Unschuldigen und Vollkommenen offen, sondern auch den Irrenden und Schwachen, wenn sie nur ihre Fehltritte wahrhaftig bereuen, und was ihnen noch mangelt, von der Gnade des Herrn getrost erwarten." Gotthold.

15. Des Vaters Segen.

Erziehung zur Religion.

An einem Frühlings = Morgen nahm
Der alte Sigmund seinen Sohn
Mit sich. Er ging mit ihm hinaus
In's Freye. — Beyde setzten sich
Jetzt nieder unter eine Linde,
Auf einem weichen Blumenrasen.
„Wie lacht der Himmel!" — sprach der Knabe,
Und schmiegte sich an seinen Vater, —
„Wie lacht der Himmel heut' so freundlich,
„Auf uns heran! — O siehst du, Vater!
„Wie dort die Rosenwolke sich
„So lieblich über'm Eichwald neigt;
„Wie hier der Sonnenstrahl so sanft

„Durch's zarte Lindenlaub sich bricht;
„Wie über uns die Lerche singt;
„Wie alles um uns lebt und webt
„Im jungen Licht des Morgenhimmels!“
„Ja, schön ist Alles,“ — sprach der Alte,
Und wischte eine Thräne sich —
„Schön ist die Erde, wenn der Lenz *)
„Herab auf lauen Lüften kommt,
„Und unter ihm die Flur ergrünt:
„Wenn aus den schwarzen Aesten sich
„Die rothe Blüthe lächelnd drängt,
„Und Gottes Segen mild herab
„Aus rothen Thaugewölken träuft.
„Noch schöner aber, theurer Sohn!
(Er drückt ihn an sein Vaterherz)
„Noch schöner ist der Mensch, der Gott,
„Nur Gott im holden Frühling liebt!
„An Ihn denkt, wenn die Blüthe sich
„Aus schwarzen Aesten lächelnd drängt,
„Ihn flüstern hört im Silberquell,
„Und rieseln in des Segens Fluth!
„O Sohn, schon neigt mein weißes Haupt
„Sich unter meiner Jahre Last.
„Bald — bald — ich fühl's, werd' ich nicht mehr
„Des Himmels schönes Antlitz seh'n,
„Nicht mehr der Erde Lenzgestalt! —
„Zwar fallen bey'm Gedanken mir
„Oft blut'ge Tropfen aus dem Herzen;
„Denn ach! die Erde ist so schön —
„So süß des Menschen Anblick — so
„Holdselig die Natur! —
„Doch bald
„Zerrinnt die Wolke, und es lacht,
„Gleich einem Frühlings-Paradies,
„Die Zukunft mir entgegen.
„Sohn!
„Nur wenig hinterlass' ich dir,

*) Frühling.

„Die kleine Hütte und mein Feld;
„Das Wenige wird Gott dir segnen,
„Und wie ein milder Strom wird stets
„Mein Segen leuchten über dir.“
(Jetzt legt der Alte seine Hand
Mit Thränen auf des Jünglings Haupt
Dem tief sein Innerstes zerfloß.)
„Gott segne dich, mein Sohn! mein Sohn!
„Mit seines Segens trefflichstem!
„Sey treu und fromm bis in dein Grab,
„Und liebe ewig deinen Schöpfer,
„Wie Kinder ihren Vater lieben! —
„So oft du an die Arbeit gehst,
„So oft du wiederkehrst vom Felde,
„Erheb' die Hände himmelwärts
„Voll Dank's, zum Vater der Natur;
„Dann wird, gleich einem Geist des Himmels,
„Die Fruchtbarkeit durch deine Felder
„Hinschreiten; unter ihrem Fußtritt
„Wird Segen rieseln, wie ein Bach.
„O liebe ewig deinen Schöpfer!
„Und wenn du dann in stiller Nacht
„Anbethend stehst — wenn zarte Lispel
„Vom Himmel dich umwehen — denke,
„O denke dann an deinen Vater,
„Der mit der wärmsten Zärtlichkeit
„Dich liebte — wie kein Vater liebt!“ —
So segnete an jenem Morgen
Der fromme Sigmund seinen Sohn,
Dem heiße Zähren niedertropften
In's junge Gras.
Sie scheiden jetzt.
Bald starb der Greis. Sein frommer Sohn
Begrub die theuren Ueberreste
Mit heißen Thränen. —
Gott erhörte
Des Sterbenden Gebeth; der Jüngling
Ward fromm und gut und arbeitsam;
Es segnete der Menschenvater

Ihm Haus und Hof, und Müh' und Feld.
Oft wandelte im Mondenschein
Der Gute zu des Vaters Grab,
Und weinte Freudenthränen d'rauf,
Und segnete des Edeln Asche.
„O, Gottes Lohn! o, Gottes Lohn!
„Sanft sey dein Schlummer, guter Mann!
„Hör' meinen lauten, lauten Dank,
„Für deine Lehren, deinen Segen,
„Der wie ein Engel mich begleitet.
„O, Gottes Lohn, o, Gottes Lohn!
„Sanft sey dein Schlummer, guter Mann!"

16. Der Jüngling.

Sey beharrlich im Guten.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert!
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
„Gott lob!" fing unser Jüngling an,
„Daß ich die Stadt schon sehen kann;
„Allein der Berg ist steil, o! wär' er schon erstiegen!"
Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O, dacht' er, weil ich doch sehr lange steigen muß;
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich von Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.
Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
„O Freund!" rief einer von den Höhen —
„Der Weg zu uns ist steil, und mühsam jeder Schritt,
„Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
„Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
„Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.

„Steig leer, und steig beherzt, und gib dir alle Müh';
„Denn unser Glück verdienet sie!"
Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht', und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüßte,
Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit, und dort Vergnügen an
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
„Steig," sagt' ihm sein Verstand, „bemüh' dich um dein Glück!"
„Nein," sprach sein Herz, „kehr' in das Thal zurück;
„Du steigst sonst über dein Vermögen.
„Ruh' etwas aus, und iß dich satt,
„Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale;
Entschloß sich oft zu geh'n, und schien sich stets zu matt.
Das erste Hinderniß galt auch die andern Male:
Kurz, er vergaß sein Glück, und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen,
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und seh'n darauf nach ihren Lüsten,
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück;
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.

Gellert.

17. Die Arbeiter.

Gott verlangt nur Treue.

Ein gütiger Herr sagte zu seinen Arbeitern: „Wenn ihr heute diese Arbeit fertig machet, so will ich euch über all' euer Erwarten und Verdienen belohnen; aber es ist viel daran gelegen, daß sie heute vollendet werde; morgen wäre es zu spät." — Sie sagten: „Wir wollen unsere Kräfte nach allen unserm Vermögen anstrengen; wir wissen, daß ihr ein gütiger Herr seyd, und können nicht sagen, daß es für einen Tag, und für Leute von unserer Stärke gar zu viel Arbeit

sey. Ihr werdet uns ja bey der strengen Arbeit auch etwas mehr Erfrischung zukommen lassen." — „Allerdings," — war die Antwort — „ihr dürfet, so oft ihr euch müde findet, nur zu mir kommen, und einen labenden Trunk holen; auch werdet ihr, ich weiß es, bey eurem Nachgraben auf Oerter und Stellen kommen, wo sich unvermuthet etwas zu eurer Aufmunterung und Stärkung hervorthun wird; das dürfet ihr denn genießen. Uebrigens sind wir immer nahe beysammen; nichts soll euch aufhalten. Mein Vorrath, meine Anweisung, und der Dienst meiner Leute sollen euch niemals verweigert werden." — So arbeiteten die Einen emsig fort, und erlabten sich oft mit einem stärkenden sehr angenehmen, doch nicht berauschenden Trunke; unter der fleißigen Aufsicht, der freundlichen Zurede und den milden Gaben des Herrn ging ihr Werk über Verhoffen glücklich von statten, ihr froher Feyerabend war früher da, als sie dachten, und sie wurden von dem Herrn gelobt, und jeder in ein herrliches, ihm zum Eigenthum geschenktes Gut eingesetzt. Aber Andere unter ihnen hatten einen harten Sinn, und sagten: „Warum müssen wir uns denn erst jedesmal um Speise und Trank melden, so oft wir merken, daß wir ermatten möchten? Hätte uns der Herr nicht um so viel weniger Arbeit auftragen können? Hätte er uns nicht noch mehrere und bessere Gehülfen zugesellen können? Hätte er uns nicht können unsern ganzen Antheil an Weine zum Voraus geben? Warum müssen wir ihn zum Theil erst nach und nach finden? Und ist es nicht hart, daß wir den ganzen Tag niemals schlafen sollen? Würden wir uns nicht durch den Schlaf weit eher, als durch den Genuß alles seines Ueberflußes erholen?" — So oft der Herr oder seine Diener den Tag über zu ihnen kamen, fanden sie dieselben entweder schlafend, oder doch faul auf der Erde liegend, oder mit mancherley zeitversäumenden Nebenarbeiten beschäftigt, die ihnen gar nicht gebothen waren; und wenn sie befragt wurden: warum sie doch so weit zurückblie-

ben? so entschuldigten sie sich immer: zu einem so großen schweren Geschäfte seyen sie zu schwach; sie könnten oft vor Durst und Müdigkeit nicht fortarbeiten; wenn man ihnen aber eine andere Art von Wein beständig geben, und sie darauf schlafen lassen wollte, so versprechen sie, schon munterer zu werden, und mit dem Tagewerke noch vor Andern fertig zu seyn. — Indessen ward es Mittag, ward Nachmittag, und ward Abend, und als die Andern noch vor der Nacht das Ihrige vollbracht hatten, kam ein Gewitter daher, das sie von ihrer Arbeit jagte, und nöthigte, sich vor dem Herrn zur Verantwortung zu stellen.

O Christ! der du standhaft und unbeweglich bist, und immer unverdrossen im Werke des Herrn; der du deinen himmlischen Vater bittest, daß er dich mit seinem heiligen Geiste wohl bereite, stärke und erfreue: sieh hier deinen Zustand, und wie deine Arbeit im Herrn nicht vergeblich ist. Aber du, der du die Schuld deiner Sünden und deiner Nachlässigkeit im Guten auf Gott werfen willst, und dich nur immer mit deiner Schwachheit und deinem Unvermögen ausredest, und deine beste Fähigkeit auf solche Geschäfte und Ergötzungen wendest, die dich vom thätigen Christenthum zurückhalten: du wirst so wenig einen befriedigten Richter in Ewigkeit antreffen, als diese geschäftigen und geschwätzigen Müssiggänger.

Hebr. 3, 13. Ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heißet, daß nicht jemand unter euch durch den Betrug der Sünde verstocket werde." Tobler.

18. Der Obstgarten.

Frühe Gottesfurcht und Tugend.

An einem schönen Sommer-Abend liefen Lottchen und Fritz, zwey Kinder gut und fromm, wie kleine Engel, bey ihrer Mutter im Garten herum. Hier standen Aepfelbäume und Birnbäume, deren Aeste fast unter der Menge ihrer herr-

lichen Früchte zu brechen schienen, und ein Kirschbaum, der von oben bis unten voll süßer reifer Kirschen hing. Der fiel dem Kleinen besonders in die Augen. „Ach, sieh einmal, liebe Mutter!“ — rief Fritz, „sieh die reifen Kirschen dort oben im Wipfel! Ach, wenn ich die doch herunter hätte! — Soll ich nun einmal schütteln, liebe Mutter? — soll ich?“ — „Ja, Fritz,“ — sagte die Mutter, „schüttle immerhin, wenn du kannst; was herabfällt, das soll euer seyn!“ — und Fritz lief hin, den Baum aus allen Kräften zu schütteln — aber siehe! — der Baum stand unbeweglich, und nicht eine einzige Kirsche fiel herunter. Betrübt lief er wieder zur Mutter, und sagte: wie das doch zugehen mag, daß ich den Baum gar nicht bewegen kann, da ich doch voriges Jahr schon, als ich noch viel kleiner war, den kleinen Birnbaum dort mit den Zuckerbirnen hin und her schütteln konnte, daß die reifen Birnen alle herunterfielen?“ — Komm mit, Fritz,“ antwortete lächelnd die Mutter, „ich will dir zeigen, wie's zugeht.“ — Die beyden Kleinen liefen hinter der Mutter her, und die Mutter wies ihnen in einiger Entfernung vom Kirschbaume, wie weit bis dahin noch die Wurzeln des Baumes reichten, die in den vielen Jahren, daß der Baum schon gestanden hätte, eben so, nur nicht vollends so stark, in der Erde fortgewachsen wären, wie der Stamm und die Krone des Baumes über der Erde. Sie erklärte ihnen, wie aus den größeren Wurzeln viele kleinere herauswüchsen, wie diese das Erdreich umklammerten, wie der Baum durch Hülfe dieser vielen Würzelchen, welches lauter hohle Röhrchen wären, den Nahrungssaft an sich zöge, und wie er selbst sowohl als auch die Wurzeln dadurch immer neuen Zuwachs erhielten. Darauf machte sie ihnen begreiflich, daß der große Kirschbaum mit seinen vielen und langen Wurzeln ein weit größeres Erdreich umfasse, als das junge Birnbäumchen, und daß jener also auch viel fester stehen müsse, als dieser. Dies alles wies

die Mutter ihren Kindern, und setzte dann mit herzlicher Liebe hinzu: „Eben so, liebe Kinder, geht es uns Menschen mit dem Gutseyn. Je länger wir die Tugend, das ist, das Gute üben, jemehr fassen alle unsere Kräfte darin gleichsam Wurzel, und desto unmöglicher ist es jeder Versuchung zum Bösen uns nur zum kleinsten Wanken im Guten zu bringen, oder gar uns von dem guten Wege, auf dem wir schon eine Zeitlang fortgegangen sind, ganz abzureissen. Jetzt versteht ihr noch nicht ganz, meine lieben Kinder, was das sagen will; aber so viel könnet ihr doch schon begreifen; wenn das Birnbäumchen nie gepflanzt worden wäre, so könnte es auch nie groß und stark und so fest werden, wie der Kirschbaum nun schon ist. Nicht wahr, Fritz! das könnte nicht angehen, wenn er nicht gepflanzt wäre?" — „Nein, sicher nicht, liebe Mutter!" — „Und wann ist er gepflanzet — da er schon groß war, wie nun? — oder" — „Nein, liebe Mutter, der Vater hat mir erzählt, daß er ihn, da er auch noch klein war, aus einem Kerne gezogen, und nachher einen Zweig vom Birnbaum hineingepfropft habe; sieh, so ist das kleine Bäumchen gewachsen." — Während dieser Unterredung waren sie zu dem Baume hingegangen, und Fritz streichelte sanft an dem Stamme des Baumes nieder. „Nun, lieber Fritz," — fuhr da die Mutter fort, „freue dich; er wird auch einst so groß und fest werden, und so viele Früchte tragen, als der Kirschbaum — aber nicht wahr, das könnte er nicht, wenn er nicht gepflanzet wäre?" — „So pflanzet denn auch ihr, liebe Kinder, jetzt die Tugend oder das Gute in eure Herzen, das heißt, habt den lieben Gott und eure Aeltern und dann auch alle Menschen lieb, und thut gerne, was der liebe Gott durch eure Aeltern von euch fordert! Dann Kinder, dann werdet ihr mit jedem Tage fester im Guten wurzeln, wie dieser Kirschbaum in der Erde, und werdet dann einst süsse erquickende Früchte auf eure Nebenmenschen tragen, wie dieser Baum sie euch

jetzt giebt." — Und nun bog die Mutter einen der schönsten Zweige des Baumes herunter, und pflückte den lieben Kleinen den ganzen Schooß voll süßer Kirschen. Die kleine sanfte Lotte schmiegte sich an ihre Mutter, und sagte: „Ja, liebe Herzensmutter, das will ich thun! — Ich will Frömmigkeit und Tugend in mein Herz pflanzen, und der liebe Gott wird's darin recht schön aufwachsen lassen, wie er diesen großen herrlichen Kirschbaum hat wachsen lassen. Ach wie hab' ich ihn lieb dafür, und wie schmecken sie so schön, die Kirschen! — Sollst auch vielen Dank haben, liebste beste Mutter, daß Du sie uns gepflückt hast!" — Und sanft schmiegte sie sich noch einmal an ihre Mutter, und küssete ihre Wangen. Indem lief auch Fritz herbey, der bis jetzt mit seinen großen offenen Augen auf Lottchen Acht gegeben hatte. Er griff nach der Mutter Hand, drückte sie herzlich, und sagte mit seiner gewohnten unverstellten Aufrichtigkeit: „Ja, Mutter, ja! — Was Lottchen gesagt hat, das wollen wir thun, gewiß ich will gut und brav werden, wie Du mich haben willst, und wie die Leute sagen, daß mein Vater ist." — Die Mutter drückte gerührt beyde Kleinen an ihr mütterliches Herz, und dankte dem lieben Gott für die frohe Hoffnung, die ihr ihre Kinder machten, daß sie dereinst sie gut, oder welches einerley ist, glücklich sehen sollte.

Lavaters Lesebuch.

19. Das Sonnenkäferchen.

Freude an Gott.

Eine Kinder-Idylle.

Fritz. Wir haben genug gesammelt, Ludwig! — Komm, laß uns zur Hütte kehren, daß deine Schwester noch vor Abends die Kränze winden kann.

Ludwig. So oft habe ich mich nach den Blumen gebückt, daß ich fast müde bin.

Fritz.

Fritz. Lohnte uns doch jede, wenn wir sie brachen, durch ihren süßen Geruch die Mühe. Aber sieh einmal, mit den Feldnelken habe ich ein schönes Würmchen gesammelt. Wie sich's aus den Blättern hervorarbeitet! — Sieh doch, wie fest es sich mit seinen zarten Beinchen hält, wie schnell es läuft! — Kann ich doch nicht einmal zählen, hat es sechs oder acht Beinchen, so schnell läuft's?

Ludwig. Ich sehe nur die rothen Flügel an; wie Trinkschalen sind sie ausgehöhlt. Aber mein Vater kann die Trinkschalen so glatt nicht machen. Wie ordentlich sind die schwarzen Fleckchen auf das schöne Rothe gesetzt! —

Fritz. Jetzt dacht' ich: wenn der gute Gott weiter nichts gemacht hätte, als dieses schöne Würmchen, so wäre es gewiß schon künstlicher, als alle die klugen Hirten, von welchen uns Karl immer erzählt.

Ludwig. Und ich habe ihn recht lieb, den guten Gott, weil er dem Würmchen so viele Blumen giebt, wovon es sich nähren und worin es schlafen kann.

Fritz. Jetzt fliegts fort, und blinkt in die Sonne hin. Aber Karl spricht immer: Gott habe nichts umsonst und so schön gemacht: Seine schönen Flügel kann ja das Würmchen nicht sehen? — Nun flog es in's Gebüsch am Ufer, wer weiß, ob es ein Hirte, oder Karl wieder siehet! —

Ludwig. Dort richtet sich Karl mit dem Hirten eben zwischen den Hagebutten-Gesträuchen auf. Komm, wir wollen den Alten darum fragen; aber wir haben das Würmchen nicht mehr? —

Fritz. Laß es gut seyn, er kennt sie alle, und vielleicht hat er uns durch's Gesträuche gesehen.

Der Hirte. Sie kamen und fragten, und sahen bald in meine Augen, bald auf meine Lippen, ob ich etwas zu sagen hätte. „Kinder,“ — antwortete ich — „die glatten Flügel des Würmchens hat Gott nicht umsonst so schön gemalt,

machten sie doch, daß ihr an ihn jetzt dachtet, und euch über ihn freuetet; so seyd ihr schon wieder besser geworden, denn jeder frohe Gedanke an Gott macht euch besser; sehet, nun freuet sich Gott darüber, und spricht: „Ich habe das Würmchen nicht umsonst so schön in die Blumen geschickt, denn zwey Knaben sahen es, und dachten an mich, sie freueten sich über mich, und gewannen mich lieber.“ —

Platos Historienbuch.

20. Die Lieblingsblumen.

Freude an Gottes Schöpfung.

Gustav, Hermann und Allwina, die blühenden Kinder eines Pachters, wandelten an einem schönen Frühlingstage auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thaue und in den milden Strahlen der Morgensonne. Die Kinder aber blickten voll Freude umher, und hüpften von einem Blümchen zum andern, und flochten sich Blumenkränze. Auch priesen sie in Liedern die Herrlichkeit des Lenzes und die Liebe des allmächtigen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen von der Rose, die auf dem Strauch wächset, bis auf das Veilchen, das im Verborgenen blühet, und das Haideblümchen, an welchem die Bienen saugen. — Denn die fromme Herzenseinfalt empfängt auch die kleinste Gabe der Natur mit Freude und dankbarer Empfindung. — Darauf sprachen die Kinder unter einander: „Lasset ein jedes von uns sich ein Blümchen wählen, das sein Liebling sey vor andern! — Und sie freueten sich ihres Vorsatzes, und sprangen in das Feld, sich die Lieblingsblümchen zu suchen. — „Dort in der Laube kommen wir wieder zusammen!“ — riefen sie. — So wandelten die drey Kinder in Eintracht ihre verschiedene Wege, um das Schöne zu sammeln. Eine liebliche Blumenlese! — Bald erschienen sie wieder alle auf dem Wege zur Laube. Jedes trug

einen vollen Strauß seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie einander erblickten, da hielten sie die Blumen hoch empor und jauchzten laut vor Freude. Darnach traten sie in die Laube zusammen, und beschlossen einmüthig, und sprachen: „Nun soll ein jedes sagen, warum es sich diese erwählt hat!“ — Gustav, der ältete, hatte sich das Veilchen erkohren. „Sehet“ — sprach er — „es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Halmen und Gräsern, und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Segnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt, und in schönen Liedern besungen, und jeder trägt ein Sträuslein, wenn er vom Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgeborne Kind des Lenzes, und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum hab' ich es mir zu meinem Blümchen erkohren.“ — Also sagte Gustav, und reichte Hermann und Allwina einige seiner Blumen. Diese aber empfingen sie mit inniger Freude. Denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders. Da trat Hermann hervor mit seinem Blumenstrauße. Es war die zarte Feldlilie, die unter dem kühlen Schatten des Wäldchens wächset, und ihre Blüthenglöckchen mit Perlen an einander reihet, und weiß, wie Sonnenlicht, erhebet. „Sehet“ — sprach er — „dieses Blümchen hab' ich mir erwählt: denn es ist ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens; auch verkündet es mir die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen, und die Erde mit Blumen schmückt. Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdiget, Zeugniß zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem Alles lebet und webet? — Sehet, darum hab' ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieblingsblümchen erkohren!“ Also sprach Hermann, und reichte sein Blümchen dar. Und die beyden empfingen sie mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt. Da kam auch Allwina,

das fromme liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstrauße. Es war das blaue Vergißmeinnicht. „Sehet ihr lieben Brüder, — diese Blümchen hab' ich an dem Bächlein gefunden! — Nicht wahr, sie glänzen, wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Rande sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzet dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und der Zärtlichkeit, und ich habe es mir zum Liebling erkohren, und gebe es euch beyden." Und der Schutzengel der Kinder lächelte dem schönen Bunde der Unschuld. So waren die Lieblingsblumen erkohren. Da sprach Allwina: „Wir wollen in zwey Kränze sie flechten, und den lieben Aeltern sie weihen!" — So flochten sie zwey Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Aeltern, und erzählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen. Da freueten sich die Aeltern ihrer guten Kinder, und sprachen: „Ein lieblicher Kranz! — Liebe, fromme Unschuld und Bescheidenheit, in einander verschlungen! — Sehet wie das eine Blümchen das andere hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!" — Aber es fehlt noch eines" — antworteten die Kinder — und bekränzten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter. Da wurden die Aeltern bewegt vor Freude, und umarmten die Kinder herzlich, und sprachen: „Ein solcher Kranz ist doch herrlicher, denn Fürstenkronen!" —

Krummacher.

21. Die Quelle und der Knabe.

Dankbarkeit gegen Gott.

Ein Knabe, der an einem heißen Tage über Feld ging, sehnte sich ungemein nach einem Trunke Wasser. Er sahe sich überall um, aber nirgends konnte er eine Quelle oder einen Bach entdecken. Endlich glaubte er schon, er würde vor Durst

verschmachten müssen, als er auf einmal das angenehme Rauschen eines Wassers hörte. — Hier ist es unmöglich, die Freude zu beschreiben, die der kleine Wanderer empfand. Schnell eilte er hinzu, und dankbar blickte er gen Himmel, als er die reinste Quelle fand, die er sich nur wünschen konnte. — Doch überließ er sich nicht gleich seiner Begierde zu trinken — sondern wartete geduldig, bis er abgekühlt war, aß ein wenig Brod, und dann erst trank er von der erfrischenden Quelle, und kühlte seine schmachtende Zunge. Gerne hätte er sich noch länger an dem lieblichen Orte verweilet, allein seine Verrichtungen riefen ihn weiter. — Fröhlich verließ er die rieselnde Quelle, und dachte bey sich selbst: „So soll mich alle Ergötzung und Erquickung aus der Hand Gottes bis an mein Lebensende stärken, Gutes zu thun und täglich Gutes zu erwarten, von der Quelle meines Lebens und meiner Freuden.“ —

Gewöhne dich, mein Kind! — bey allem Guten, so du genießest, Gott, dem gütigen Wohlthäter dankbar zu seyn! Brauche seine Gaben zu deinem Besten, und sättige dich mit Wohlgefallen, damit Du wieder Kräfte erlangest, Gutes zu vollbringen, und dein Werk zu vollenden. —

Goldener Spiegel.

22. Der neue Sohn des Hauses.

Freude und Dankgefühl der Christen.

Eine Familie, die man nur die **brüderliche** nannte, war nach und nach in allen Landen bekannt. Der Vater des Hauses war der Vater aller Hausgenossen, und jeder Hausgenosse diente ihm mit der Liebe eines Sohnes. Der Erstgeborne des Hauses war der Bruder aller Hausgenossen und jeder Hausgenosse schwur ihm Brudertreue.

Ein Fremder hörte von dieser Familie, und, getrieben von der edlen Begierde, die Aufnahme in dieses Haus zu erhalten, besuchte er es. „Ich bin arm“ — sprach er

zum Erstgebornen — „und krank; aber ich möchte unter deiner Pflege gesund werden, dann stünden dir meine gesunden Glieder zu Gebote. Ich wollte gerne der Geringste in deinem Hause seyn, wenn du mir nur erlaubtest, dich Herr nennen zu dürfen.“ — Der Sohn führte ihn zu dem Vater der Familie, von dem er die freundlichste Aufnahme erhielt, und ward selbst sein Arzt. Als der neue Bewohner des Hauses gesund war, und wieder gehen konnte, eilte er zu dem Sohne, und fiel ihm zu Füssen. „Dir“ — sprach er — „verdanke ich meine Genesung; nun weihe ich deinem Dienste mein ganzes übriges Leben, es ist dein; schalte damit nach deinem Wohlgefallen. Dir gehorchen sey mein Dank, dein zu seyn mein Ruhm!“ — Der Sohn küßte ihn, nannte ihn Bruder, und wies ihm ein Tagewerk an, mit den Worten: „Sey treu im Kleinen, dann wird dir mehr vertraut werden.“ — Der neue Hausgenosse ging an sein Tagewerk, und arbeitete mit aller Treue, als wenn der Sohn des Hauses immer neben ihm stünde. Im Grunde hatte er auch nicht Unrecht; denn der Geist des Sohnes war wirklich — nicht neben ihm, sondern in ihm selbst, und das Auge des Sohnes konnte aus seinem Kabinette in alle Arbeitszimmer sehen. Jetzt genoß der neue Arbeiter bey seiner Arbeit mehr Freude, als ehemals bey all' dem, was man Freude nannte; denn er fühlte sich selig, ein Glied dieser Familie zu seyn. Oft besuchte ihn der Erstgeborne, und sprach ihm das Freudenwort in die Seele: „Gutes Muthes, Lieber! Du bist mein Bruder; und wirst einst mein Miterbe werden.“ Der Glückliche verschlang das Wort, und bewahrte es tief im Herzen, und freuete sich mit unaussprechlicher Freude. — Eben diese Freude glänzte auch jedem seiner Mitarbeiter aus dem Auge. „Uns liebt der Vater, wir sind seine Kinder, und werden seine Erben! Uns liebt der Erstgeborne; wir sind seine Brüder, und werden seine Miterben! Und wenn wir gleich das Erbgut noch nicht

besitzen, so besitzen wir doch einen Haftpfennig: den kindlichen Sinn im Herzen, den Geist des Erstgebornen. . . ."— Dieß war der Inhalt ihrer Gespräche, womit sie ihr Mittagsbrod würzten, und ihrer Gesänge, womit sie ihre Arbeit versüßten. — Mit dieser Gesinnung lebte der neue Hausgenosse nur seinem Berufe, so rückte ihn der Herr des Hauses höher hinauf, vertraute ihm von Zeit zu Zeit ein wichtigeres Tagewerk, das er immer mit gleicher Treue vollbrachte, bis er auf einmal zur Besitznehmung des Erbgutes ab=, und zur Theilnahme an der großen Regierung des Sohnes (denn er war nicht nur der Herr dieser Hausgemeine, er war auch Herr eines unermeßlichen Reiches) heimberufen ward.

J. M. Sailer.

23. Der Engel der Unschuld.

Das Gebeth.

Als die ewige Liebe die ersten Menschen geschaffen hatte, gab sie ihnen den Engel der Unschuld zu ihrem Begleiter und himmlischen Freunde. Der holdeste unter den höhern Geistern freute sich des Befehls, und schwebte nieder zu der Erde, welche ihre Jugendpracht zuerst zwischen dem Tigris und Indus entwickelte, und dem ersten Menschenpaar zum Paradiese für den Morgen des Lebens ward. Treu, aber unsichtbar begleitete der Engel die Geliebten der Schöpfung, und freute sich ihrer Aehnlichkeit mit den Himmlischen, obgleich sie verschieden waren an Gestalt und kindlich menschlichem Sinne, wie das Kind, welches das Händchen aufhält, um flüchtige Sonnenstäubchen einzufangen, verschieden ist von dem Weisen, der die Bahnen der Sterne mißt, und in den endlosen Räumen der Welt den Unerforschlichen bewundert, mit der heiligsten, unaussprechlichsten Bewunderung, deren die Seele fähig ist. Als einst das schuldlose Menschenpaar unter einer Therebinthe eingeschlafen war, stand der Engel vor ihm, in Entzücken versunken über den holden Ausdruck

des süßen Schlummers auf dem Angesichte der glückseligen Menschen. So betrachten wir noch, die wir für Unschuld fühlen, das schlummernde Kind: denn auf seinem holden Antlitze ruhet nicht die Sünde der Welt; nur der Ausdruck eines unbefleckten Gemüthes, einer unentstellten Seele zeuget von dem himmlischen Ursprunge. Da nahete der Geist der Verführung dem Engel der Unschuld. Er wagte es nicht, in seiner eigenthümlichen, schreckbaren Gestalt in den Lichtkreis zu treten, welchen der Heilige um sich verbreitete. Er würde vor seiner eigenen Gestalt erbebt seyn, und sich selbst geflucht haben. So vermeidet noch jetzt der Verworfene die Nähe der Edeln, um nicht seine Nichtswürdigkeit zu tief zu fühlen, und sich selbst zu verdammen! — Darum nahm der Geist der Verführung die Gestalt einer bunten Schlange an, deren Farbenspiel bezaubert, und den Unerfahrnen täuscht. Und er sprach zu dem Engel der Unschuld: „Du wachest, Diener des Ewigen, und begleitest diese Holden! — Bald wirst du weinen und fliehen! — Sie, die dich entzücken, werden mir anhangen, und dich verlassen; und ich werde jauchzen, und mit mir wird frohlocken die Schaar deiner Feinde!“ — Der Engel der Unschuld sprach: „Die Thränen, welche ich weine, sammelt der Engel der Gerechtigkeit wider dich zum Gerichte: denn der, welcher mich hervorrief zum Schutze der Unschuld, ist auch dein allmächtiger Herr! — Er würde dich gefangen halten mit Fesseln der Ewigkeit, wenn es seine Weisheit also wollte.“ — Doch der Verführer entgegnete: „Wer ist mächtiger? — ich oder du? — Mir nahm ich die Macht über die Seelen, dir gab dein Herr nur die Aufsicht! — Und siehe, ich werde herrschen in dieser neuen Schöpfung, und dich verbannen aus meinem Reiche, und hohnlachen dem, der dich gesandt hat!“ — Der Engel der Unschuld sprach: „Herrschen soll ich nicht, nur schützen, der sich in meinen Schutz begibt. Du wirst mich nicht verbannen, du wirst meinen Werth vor den Menschen er-

höhen, und, wo ich gewichen bin, die Erinnerung an mich noch tiefer in das Gedächtniß der Verlassenen prägen. — Wer von mir schied, wird nach mir seufzen, und mit Sehnsucht ringen nach meiner Nähe. Mit heiligem Gefühle wird man meinen Namen aussprechen — und dir werden die Menschen fluchen! — Aber noch ein Engel des Herrn ist bereit zum Beystande des Menschen wider dich — er wird dich besiegen!" Lächelnd erwiederte der Verführer: „Von wem sollte der Mensch geschützt werden gegen mich, da ihn der Engel der Unschuld nicht schützen kann?" — Der Engel rief: „Komm hernieder, Abadonna! — von deinen Höhen!" — Lobpreisend den Heiligsten, schwebte der Engel des Gebethes zu der Erde; sein Haupt war mit Sternen umstrahlt, und der Geist der Erhörung war sein Begleiter. Da bebte die Schlange. Sie verbarg sich mit schnellen Krümmungen in das hohe Gras, und entwich. Und die Geister des Himmels sangen ein heiliges Lied zum Preise des Ewigen.

In der heiligen Stunde, wenn der Mensch mit Gott spricht, wenn sich sein Herz dem himmlischen Vater kindlich öffnet, wenn er bittet um Beystand in dem Augenblicke der menschlichen Schwachheit, wenn er ihm Gehorsam gelobt, umgeben von den Reitzen der Verführung, wenn er sich emporhebet zu den Höhen kommender Seligkeiten, und seine Seele erfüllt ist mit großen Gedanken von Gott und dem hohen Zwecke des Menschen — dann muß die Verführung weichen, dann zerfließet der Zauber sinnlicher Lüste, wie der Nebel, welcher des Wanderers Pfad umhüllt, vor dem erwachenden Strahle der wiederkehrenden Sonne. Dann wird das Gemüth, welches sich dem Verführer zugeneigt hätte, emporgehoben und gerettet, wie die Blume, welche, schmachtend in der Hitze, der vertrockneten Erde sich zuneigt, emporgerichtet wird von dem fruchtbaren Regen. Und so ist es Pflicht, durch Gebeth sich im Guten zu stärken, und seine Seele vor dem Bösen zu bewahren. Karl Hahn.

24. Salomo.

Frucht des Gebethes.

An einem großen Jubelfest,
Da Salomo des Armen Thränen
Zu trocknen, das Verdienst zu krönen,
Gehör gab, und vom Nord und West
Sich alles Volk zum König nahte,
Trat auch der frömmste Mann im Staate,
Ein edler Greis, vor seinen Thron
Und sprach: darf ich mich unterstehen
Um eine Gnade dich zu flehen,
So bitt' ich dich für einen Sohn
Von deinem Bruder Absalon,
Der krank, verlassen und verachtet,
In einem tiefen Kerker schmachtet:
Du weißt ich bin sein Freund . . . Dein Fleh'n
Las ich in deiner schönen Seele;
Kaum sah ich dich im Vorsaal steh'n,
So gab ich ahnend die Befehle,
Ihn zu befrey'n, sprach Davids Sohn —
Und sprach es noch, so stürzte schon
Des Gott = Gesalbten Hand zu küssen,
Der Jüngling sich zu seinen Füßen.

* * *

Ihr Klügler! die ihr das Gebeth
Als ungereimt und eitel schmäht,
Weil Menschen Gottes Schluß nicht wenden;
Wie wenn der Geber Jehovah
Von Ewigkeit die Menschen sah
Mit freyen ausgestreckten Händen
Zu seiner Güte Thron sich nah'n?
Wie wenn er dann schon seinen Plan
Darnach entwarf und das gewährte,
Was seiner Weisheit Zweck nicht störte?
So bleibt sein Schluß ja ewig steh'n,
Und wäre doch nicht der gewesen,
Hätt' er des Tugendhaften Fleh'n
Nicht in der Zukunft Buch gelesen. Pfeffel.

25. Meister Herrmann.

Vortrefflichkeit des Gebethes.

Zwanzig Jahre hatte Meister Herrmann, ein redlicher Handwerksmann in einem Thüringischen Dorfe, sich und seine Kinder redlich ernährt. Nie hatte es ihnen an Kleidung gefehlt, und alle Mittage stund eine große Schüssel voll Gemüs auf ihrem Tische, bisweilen auch Fleisch, und auf die Hauptfeste ein Braten. Aber im Jahre 1770, da schon das Feld grün war, die Veilchen blühten, die Lerche sang, und jedermann glaubte, der Frühling wäre da; da fiel in einer Nacht ein so tiefer Schnee, daß man kein Gräschen mehr sehen konnte und bis an das Knie im Schnee waten mußte. Es sah traurig aus. Nach etlichen Tagen zerschmolz der Schnee — da sah es noch trauriger aus. Die Landleute besuchten ihre Felder, aber, ach! der Schnee hatte sie alle verwüstet. Ganze Aecker, die vor etlichen Wochen mit Weizen und Roggen bedeckt waren, waren ganz leer, und auf andern stund die Saat äusserst dünne. Da war allenthalben ein großes Wehklagen. Die Ernte kam, und das Wehklagen wurde noch stärker. Viele Bauern ernteten kaum so viel ein, daß sie davon ihre Aecker wieder besäen konnten, wenige so viel, als sie für sich und ihre Kinder zum Brod nöthig hatten, und noch weit weniger konnten von ihrem Vorrathe etwas an die Bürger verkaufen.

Daraus entstund große Noth. Sonst waren in den Städten die Märkte mit Wägen und Karren voll bedeckt. Aber jetzt — da kam nur selten eine Fuhre mit Fracht nach der Stadt. Und wenn diese kam — so drängten sich allemal fünfzig und mehrere Personen, die alle Brod für sich und ihre Kinder brauchten, um die Fuhre herum, und riefen: wie theuer die Frucht? ich, ich, ich will sie haben, und da forderten denn die Bauern für ihr Getreide immer mehr. Alle Wochen wurde es theurer, und Meister Herrmann erfuhr

es besonders. Wo er sonst einen Groschen für Brod gebraucht hatte, da mußte er jetzt erst zwey, dann drey, dann vier, endlich fünf Groschen schicken.

Und gleich wohl konnte er mit seiner Nadel eben nicht mehr als sonst verdienen. Auf diese Art gerieth der gute Mann in große Noth. Weil er fast Alles, was er verdiente, für Brod hingeben mußte, so konnte er erst kein Fleisch, hernach auch kein Gemüse mehr kaufen. Eine Wassersuppe und trocken Brod war schon seit etlichen Wochen die ganze Mahlzeit, mit der sich seine Familie behelfen mußte. Doch waren sie dabey vergnügt, und dankten Gott, daß er sie nur nicht Hunger leiden ließ.

Aber auch dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Die meisten Bauern, die in seinem Dorfe wohnten, waren so arm, als er. Sie mußten so viel Geld für ihre Speisen ausgeben, daß sie sehr wenig an Kleider wenden konnten.

Wenn dann ihre Kinder kamen und klagten: Lieber Vater, ich brauche einen Rock, und ich ein Camisol oder Mieder: so wurden sie immer mit der Antwort zurückgewiesen: Liebe Kinder, es sind schwere Zeiten, es ist jetzt an kein Kleiderkaufen zu denken.

Auf diese Art mußte der gute Herrmann manche Wochen drey bis vier Tage sitzen, ohne daß er etwas verdienen konnte. Und gleichwohl wollte er und seine Kinder doch alle Tage essen.

Da wurde ihm ängstlich ums Herz! Er nahm sein weniges Zinn und verkaufte es. Da das Geld, das er daraus gelös't hatte, aufgezehrt war, so verkaufte er erst seinen guten Rock, dann sein weniges Tischzeug und seiner Kinder Kleider. Aber am Ende hatte er auch nichts mehr zu verkaufen übrig. Es kam mit ihm so weit, daß er einmal des Morgens aufstund, ohne zu wissen, woher er auch nur einen Bissen Brod nehmen sollte. Seine Kinder traten um ihn, drückten ihm die Hände, und riefen: Brod! Brod! lieber

Vater, Brod! Da hätte ihm das Herz vor Jammer springen mögen. Doch faßte er sich, tröstete die Kinder. Diesen Morgen, sagte er, lieben Kinder, werdet ihr wohl fasten müssen, aber zu Mittage sollt ihr euch alle sättigen.

Und woher, fragten die Kinder wehmüthig, wirst du Brod bekommen.

Der Vater wies gen Himmel, wandte geschwind sein Gesicht weg, denn die Thränen quollen ihm stromweise aus den Augen, und lief in die nächste Kammer.

Da fiel er auf seine Knie und seufzte: Ach Gott! Ach! Vater! meine Kinder! es sind ja deine Kinder. Willst du mich armen Mann den Jammer sehen lassen, daß meine Kinder vor mir verschmachten? Du ernährest ja so viele Vögel und gibst den Raben ihr Futter.

Unmöglich kannst du meine Kinder verhungern lassen. Gewiß, das kannst du nicht. Du wirst mir heute noch Nahrung für sie bescheren.

So seufzte er und hoffte gewiß, daß der gute Gott ihm ein Mittel zeigen werde, seinen Kindern eine Mahlzeit zu bereiten. Schon eine Viertelstunde hatte er hin und her gesonnen, ob er nicht etwas finden könnte, Brod zu verschaffen: aber noch wollte es ihm nicht glücken.

Da trat sein Töchterchen in die Kammer, und sagte, daß eine Frau ihn sprechen wolle. Er ging heraus und traf da eine Bäurin an, die ihn fragte, ob er sich getraue, in zwey bis drey Tagen einen Anzug für sie und ihre Tochter zu verfertigen. Sie müsse denselben nothwendig haben, weil sie, nebst ihrer Tochter, auf den nächsten Sonntag zu einer Hochzeit wäre eingeladen worden.

Gerne! gerne! antwortete er, und nöthigte sie in die Stube zu gehen.

Und damit ihr, sagte sie, da sie in die Stube trat, mit desto mehr Vergnügen arbeiten möget, so habe ich euch etwas Lebensmittel mitgebracht.

Sie holte einen ziemlich großen Handkorb unter ihrem Mantel hervor — und alle Kinder drängten sich herbey, um zu sehen, was in demselben seyn möchte.

Da brachte sie ein Brod heraus, dann einen Topf voll Erbsen, dann Butter und geräuchert Fleisch.

Da schlugen die Kinder in die Hände, sahen einander an, und eines nach dem andern wendete sich um, und fing an zu schluchzen.

Meister Herrmann konnte mit nichts antworten als mit Thränen.

Was ist denn das? Was ist denn das? fragte die Bäurinn.

Da erzählte ihr der frohe Vater die betrübten Umstände, in denen er sich mit seinen Kindern befunden hätte.

Die Bäurinn wurde weichmüthig, weinte auch mit, und freute sich, daß Gott durch sie so vielen ehrlichen Leuten das Leben gerettet hatte. Diese Freude war ihr so süß, daß sie sich auf der Stelle vornahm, sie noch länger zu genießen. „Von nun an Meister Herrmann,“ sagte sie, sollt ihr keine Noth mehr leiden. Ich habe von dem vorigen Jahr noch so viele Frucht auf meinem Boden, daß ich euch alle davon ernähren, und doch noch verkaufen kann. Kommt zu mir, so oft ihr Brod brauchet, ihr sollt es allemal haben. Und wenn ihr andere Lebensmittel verlangt, so will ich sie euch nie abschlagen. Ich will euch Alles um einen billigen Preis anrechnen, und ihr könnt es ja nach und nach mit eurer Arbeit abverdienen. Ich habe ja auch Kinder, wer weiß, wo es ihnen Gott wieder segnet. Lebt wohl und verlaßt euch auf mein Wort!“

Die ganze Familie war vor Freuden ausser sich. Sobald die gute Frau weg war, bereiteten sie eine gute Mahlzeit und genossen sie. Die schmeckte! So gut schmeckte es damals in ganz Deutschland keinem Fürsten, als diesen guten Leuten, denen der Hunger ihre Ebsen gewürzt hatte. Sie

dankten aber auch dem guten Gott recht herzlich, der dann mit seiner Hülfe am nächsten ist, wann es scheint, daß es mit uns gar aus sey. Salzmann.

26. Die Stimme der Thränen.

Kraft des Gebethes.

Drey Tage war Isaak im Herzen seines Vaters todt; denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkohren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, im tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte. „Sieh mein Vater, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Lamm zum Opfer? — Mein Sohn, sprach Abraham, Gott hat ihm selbst ersehen ein Opferlamm! So gingen die beyden schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstätte, und der Altar gebauet und Alles bereitet war: ergriff der Vater seinen Sohn und legte ihn auf den Altar, und faßte das Messer in die Rechte, und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete und schwieg, und blickte mit weinenden Augen zum Himmel hinauf. —

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrey: „Abraham! rief der Engel des Herrn vom Himmel herab: Abraham, schone des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!“ Freudig nahm der Vater den wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes zurück, und hieß die schrecklich frohe Stätte: „Jehovah schaut!“

Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden: Er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrey.

Dreyfach ist das Gebeth der Menschen zu Gott; das Gebeth mit stiller Stimme gefällt ihm wohl: er höret's tief im Herzen, und nimmts auch von der stammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebeth der Noth mit großem Geschrey durchdringt die Wolken, und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über Alles ist die Thräne des Verlassenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprenget Pforten und Riegel und dringt zum Herzen Gottes, und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

Herders zerst. Blätter.

27. Das zurückgegebene Kleinod.

Fromme Ergebung in den göttlichen Willen.

Gottfried war ein frommer alter Landmann, der eine gottesfürchtige Gattin, und zwey hoffnungsvolle Söhne, seine Freude und seine Stütze im Alter, besaß. Er war einst eine zeitlang verreist, um entfernte Verwandte zu besuchen. Während seiner Abwesenheit verbreitet sich eine böse Seuche. Seine beyden Söhne, schön von Gestalt, verständig und tugendhaft, wurden von derselben ergriffen, und starben gerade an dem Tage, da der Vater zurückkehrte. Man brachte ihre Leichname in das hinterste Zimmer des Hauses, und breitete ein weißes Gewand über. Abends kam der alte Gottfried nach Hause. „Wo sind meine Söhne," — fragte er, nachdem er sein gutes Weib herzlich begrüßt hatte, „daß ich ihnen meinen Segen gebe?" — „Sie werden nicht weit seyn," — sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Lieber Mann, erlaube mir eine Frage!" — „So sprich nur, meine Liebe" — antwortete er. „Vor wenig Tagen," — sprach sie, „gab mir Jemand Kostbarkeiten in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?" — „Dieß soll meine Frau nicht erst fragen" — sprach Gottfried. „Wolltest du den Anstand nehmen, einem Jeden das Seine zugeben?" — „O nein," — ver-

— versetzte sie; „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht." — Bald darauf führte sie ihn nach dem hintern Zimmer, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — „Ach meine Söhne!" jammerte der Vater; meine Söhne — — und meine Freude! — Ich habe euch unter Mühe und Sorgen erzogen, aber ihr danktet mirs tausendfach durch Treue und Wohlthun." — Sie wendete sich hinweg, und weinte. Endlich ergriff sie ihn bey der Hand, und sprach: „Lieber, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was zur Verwahrung anvertraut ward? — Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobt!" — — „Der Name des Herrn sey gelobet!" — stimmte Gottfried mit ein. Wohl heißt es: Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichste Perle. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. *) Petersen.

28. Die wiedergefundenen Söhne.

Die göttliche Vorsehung.

Was dein Gott dir schickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß Er zu vergelten,
Herrlich lohnt Er stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwen = Sieger,
Tapfer ist der Welt = Bezwinger,
Tapf'rer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beystand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet er, wer zu ihm floh.

---

*) Spr. Sal. 31, 10. 26.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
„Still entgeh'n!" sprach Placidus.
„Auf! laßt uns dem Fleiße dienen,"
(Sprach sein Weib) „und gute Knaben,
„Tapf're Knaben folget uns!"

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuber=Schaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder. —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus" (ruft eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen)
„Dulde dich, du findest sie!"

Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre Wand'rer bey mir ein,"
(Sprach der Landmann) „du bist traurig;
„Auf, und fasse neuen Muth.
„Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
„Wem's entzieht, dem will's vergelten,
„Wer die Zeit erharret, siegt."

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bitt're Frucht, Geduld.
„Placidus" (rief eine Stimme
Ihm im tief bedrängten Busen)
„Dulde dich, du findest sie."

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr,"
(Sprach der Kaiser), „suchet ihn!"
Und man suchte nicht vergebens:
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksal's Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür',
Sah'n den Gärtner, und erkannten

An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinn's nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefocht'nem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
„Feldherr sieh hier deine Söhne,
„Mich, dein Weib, Eugenia.

„Wie die Löwin ihre Jungen
„Jagt' ich sie den Räubern ab.
„Nachbarlich in dieser Hütte,
„Komm und schau, erzog ich sie.
„Glaubte dich uns längst verloren;
„Deine Söhne mir statt deiner,
„Deiner werth erzog ich sie.

„Als die Post erscholl vom Kriege,
„Rufend deinen Namen aus,
„Auferweckt vom Todtentraume
„Rüstet' ich die Jünglinge.
„Zieht, verdienet euren Vater!
„Streitet unerkannt, und werdet,
Werdet eures Vaters werth!

„Und ich seh sie tragen Kränze,
„Ehrenkränze dir zum Ruhm,
„Die du unerkannt den Söhnen,
„Nicht als Söhnen zuerkannt.
„Vater, nimm jetzt deine Kinder,

„Feldherr, sieh hier deine Söhne,
„Und dein Weib, Eugenia.

„Was dein Gott dir schickt, ertrage;
„Wer ausharret, wird gekrönt.“
Placidus, der Stillgesinnte,
Lebet noch in Gemmen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen;
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sanct Eustachius.

Herders zerstr. Blätter.

29. Das Morgen-Gebeth.

Vertrauen auf die göttliche Fürsorge.

Voll Liebe rief Helene:
Die Morgensonne scheint so schön
In unser kleines Fenster.
Kommt, Kinderchen, nun wollen wir
Zu Gott, dem Vater, bethen.

Und freudig flogen zu ihr hin
Vier kleine Kinder Gottes!
(Ihr Vater hier auf Erden war
Schon längst in's bess're Leben
Gegangen.) Arm und ohne Suchtz,
Wie es die stille Tugend
Auf Erden öfters ist, so saß
Dieß kleine fromme Völkchen,
Und hörte still der Mutter zu;
Sie las den Morgensegen.
Und Thränen flossen vom Gesicht
Der Mutter und der Töchter.
Es war gescheh'n, die Mutter schlug
Die liebevollen Arme
Um jedes Kind, und sprach: Seyd fromm,
Denn Gott ist unser Vater.
Jetzt fleh'n die Kinder Brod von ihr,
Mich hungert! rief ein jedes.
Still und bekümmert stand sie auf,
Und sucht in ihrem Schranke.

Gott! Alles leer; kein einzig's Stück,
Kein hartes Ueberbleibsel!
Stumm bleibt sie an dem Schranke steh'n
Und mag ihr Aug' nicht wenden.
Die ält'ste Tochter naht sich ihr,
Und Mutterthränen fielen
Dem lieben Kind' in's Angesicht.
„Hast du kein Brod nicht, Mutter?
„Ach! weine nicht; du hast ja selbst
„Vorhin nur noch gelesen,
„Daß Gott, der liebe Vater, sagt:
„Ich will dich nicht versäumen!"
Entzückt umarmt die Mutter sie:
Gott segne dich, mein Engel!
Ja, habt Geduld, Gott prüft uns nur;
Sie sprachs, und es geschah also.
Ach! wenn kein Gott nicht wäre:
Wie schrecklich wär's, ein Mensch zu seyn.

30. Der zufriedene Arme.

Das hohe Glück eines Kindes Gottes.

B. Guten Tag, Alter! —

A. Gleichfalls. Ich wußte nie von einem schlimmen Tage.

B. Mein Gruß war: gut Glück! — daß es dir wohl gehe! —

A. Ich war nie unglücklich. Es ging mir nie übel.

B. Dabey erhalte dich Gott; erkläre dich aber deutlicher.

A. Sehr gern. Du wünschest mir einen guten Tag; kann aber wohl ein Tag böse seyn; den Gott schickt? — In Frost und Hitze, in Hunger und Durst habe ich den zu loben, dessen Wille hiemit geschieht. Ist nun der nicht glücklich, der mit Gott übereinstimmt, der von Ihm, was es auch sey, annimmt, und nur von Ihm Alles erwartet. — Du wünschest, daß es mir wohl gehe: es geht mir wohl,

da ich mir kein Wollen vorbehalte, als das von Gottes Willen abhängt.

B. Wie aber, wenn dich Gott verwürfe? —

A. Er kann nicht. Ich umfasse Ihn mit den Armen demüthiger Liebe und hohen Glaubens. Durch sie bin ich mit Gott unauflöslich verbunden, wo Er ist, werde ich mit Ihm seyn. Mit Gott lieber in der niedrigsten Tiefe, als ohne Ihn auf dem höchsten Gipfel.

B. Woher bist du? —

A. Ich komme von Gott, lebe in Ihm und gehe wieder zu Gott.

B. Wo wohnt Gott? —

A. In einem reinen Herzen, in einem muntern Willen.

Pyschon Philoikos.

31. Der verlassene Waise.

Inbegriff der Pflichten gegen Gott.

Ein armer von jedermann verlassener Waise ward von einem Gutsherrn aufgenommen, und mit ausserordentlicher Sorgfalt und Liebe erzogen. — Ehe aber dieser Waise noch zum Gebrauche seiner Vernunft kam, begab sich sein Wohlthäter in ein fernes fremdes Land, aus welchem Er in vielen Jahren nicht zurücke kommen konnte. Vor seiner Abreise bestellte er noch Lehrer für den Knaben, kaufte ihm einen schönen Hof sammt Feldern, Wiesen und aller Einrichtung, und befahl seinem Verwalter für dieses Kind zu sorgen, als wenn es sein eigenes Kind wäre.

Als der Knabe erwachsen war, erfuhr er, wie unglücklich er gewesen, und wer sein Wohlthäter sey. Alles, sagte man ihm, Alles, was du hast, hast du ihm zu verdanken; ohne ihn wärest du vielleicht schon lange nicht mehr beym Leben. Anton, so hieß der Knabe, Anton fühlte die größte Lust gegen diesen Wohlthäter. Allein wie sollte er diese Liebe zeigen, da dieser Gutsherr weit entfernt war, und da

es keine Gelegenheit gab, ihm etwas Gutes zu erweisen? Höret, was er that!

Anton dachte oft an seinen Wohlthäter. Wenn er sein Haus anblickte, wenn er durch die Wiesen ging oder die Früchte seiner Felder genoß, so dachte er bey sich: Alles dieses hätte ich nicht, wenn nicht mein Wohlthäter gewesen wäre.

Er hatte die herzlichste Freude, wenn andere Dorfbewohner erzählten, wie verständig, gerecht und liebevoll ihr Gutsherr sey, und wie viele Wohlthaten er ihnen erwiesen habe. Davon sprach er am liebsten mit andern, davon hörte er andere am liebsten reden. Wo es eine Gelegenheit gab, sprach er mit Entzücken von den edlen Vorzügen und guten Eigenschaften seines Wohlthäters.

Zuweilen schickte der abwesende Gutsherr Befehle an seine Unterthanen, oder ließ durch seinen Verwalter manche Verordnung kund machen. Anton war immer der erste und eifrigste in Vollziehung solcher Befehle. Er munterte auch andere zum Gehorsam gegen dieselben auf. „O, sprach er, unser Gebieter weiß am besten, was uns nützlich ist, und will gewiß nichts, als was uns wahrhaft glücklich macht.“

Der Gutsherr hatte auf seinem Gute auch zwey seiner eigenen Kinder hinterlassen. Diese liebte nun Anton innigst; was er ihnen Gefälliges thun konnte, das that er unaufgefordert. Meinem Wohlthäter selbst, sagte er oft, kann ich seine Gutthaten nicht vergelten; ich will also wenigstens seinen Kindern so viel Liebe erzeigen als mir möglich ist. Gewiß wird der Vater das, was ich an seinen Kindern thue, eben so gut ansehen, als wenn ich es ihm selbst thäte.

So liebte Anton auch seinen abwesenden Wohlthäter, obwohl er ihn nicht sah, obwohl er sich kaum seines Aussehens erinnern, und ihm nicht den mindesten Nutzen schaffen konnte.

Auch wir können Gott auf eine ähnliche Art lieben, obwohl wir ihn nicht sehen, und ihm nichts nützen können.

Lehrbuch der christl. Religion.

32. Die Schwingungen des Lebens.

Erziehung für den Himmel durch Glaube, Hoffnung und Liebe.

Als die Schöpfung der Erde beendet war, und der Mensch, von der Dämmerung tiefen Schlummers umfangen, die Freuden des Daseyns in seligen Träumen zum ersten Male begrüßte, da traten drey hohe Engel, so dem Schöpfer gefolgt waren, um das Werk seiner Allmacht zu schauen, vor die Lagerstätte des Schlummernden, den Herrn der Schöpfung begrüßend, im Gefühl der Liebe und Freude.

Und als sie sich zu demselben herabbeugten, waren sie überrascht von der Schönheit und der vollendeten Gestalt des Erschaffenen, und sie sprachen zu einander: „Wahrlich, der Mensch steht den Engeln sehr nahe, wenn die Reinheit seiner Seele der Hoheit seiner Züge entspricht!“ „Aber,“ begann der Eine, dessen Stirne ernster und höher strahlte, als die der Uebrigen: Ein Schmuck der Himmelsbewohner wurde dennoch dem Sohn der Erde versagt; siehe, ihm fehlt das Zeichen der Freyheit, das schimmernde Flügelpaar!“

Trauernd sahen die Engel die Entdeckung des ernsten Bruders bestätiget, und sie flüsterten leise: „Wollte der göttliche Meister hierdurch andeuten, daß des Staubes Kind noch nicht würdig sey des freyen Aufschwunges, und der seligen Freuden, im Gebiete des Lichtes?

Da stieg aus dem nahen Gebüsch ein Adler empor, und durchschnitt mit breiten Schwingen die Luft, und verschwand dann in der sonnigen Höhe. Und die Engel erblickten ihn, und begannen von Neuem: „Sieh den Vogel des Gebirges! Ist er nicht freyer und begünstigter, als der Herr der Erde? Und wird dieser dem Glücklichen ohne Neid nachzublicken vermögen in die sonnigen Regionen?

„Laßt uns," rief der eine Engel, dessen Antlitz so mild, mild, wie der Himmel, und so schön wie die Morgenröthe leuchtete, laßt uns vor Jehovah treten, und für den Menschen bitten, daß er, gleich uns, das Geschenk der Freyheit erhalte, und nicht an den Boden gefesselt sey, gleich den Thieren des Waldes und dem niedern Gewürme." — Und dahin schwebten die Engel auf den Fittigen des Morgenroths.

Als aber Jehovah der Engel Fürbitte vernommen, ruhte sein göttliches Auge mit Wohlgefallen auf den freundlichen Lichtgestalten, die also in liebender Sorge erglühten für den jungen, unmündigen Menschen.

„Ihr begehrt für den Sohn des Staubes der Lichtbewohner seliges Loos?" sprach Jehovah: „Aber noch liegt der Freyheit Glück außer den Grenzen seiner Kraft! Ihn für dieses zu erziehen, sein Herz für Eure Freuden zu bilden, ist die Aufgabe seines Daseyns, und die Sehnsucht nach diesem, ihm noch versagten Glücke — das Band, das ihn an die Geisterwelt knüpft.

Aber wollt Ihr, die ihr des Neuerschaffenen mit so sorgender Liebe gedenket, ihm, wenn seine Kraft ermattet, eure Fittige leihen, so sey es fortan in eure Macht gegeben, des Sterblichen Loos zu erleichtern. Gehet hinab, und werdet seine Führer auf dem Pfade des Lebens, und gebet ihm durch eure Nähe den Vorgeschmack künftiger Wonnen.

Und alsobald jauchzten die Engel voll hoher Freude und umschlangen sich inniger und schwebten vereint zur Erde hinab, und traten vor des Schlummernden Lager. — Freudenthränen im Auge, legten sie die Hände auf des Menschen Brust, wie zu einem stillen Gelübde.

„O du, der du noch in den Armen des Schlummers liegst!" begann der Jüngste der Engel, „gedenke, wenn du einst auf deinem Pfade manchem Ungemache, mancher Klippe begegnest, gedenke meines Wortes! Hebe deinen Blick ge-

trost zu mir, und ich werde dir meine Schwingen leihen, denn leicht tragen dich die Fittige der Hoffnung über die Dornen des Augenblickes, und führen dich in lichtere Gefilde!"

„Und wenn einst die Last des Tages zu schwer deinen Nacken darniederbeugt," so begann der Zweyte mit mildem Antlitze, „so komme zu mir; ich will deine Bürde erleichtern! Der Liebe starke, muthige Schwingen werden dein Leben mit wunderbarer Kraft durchströmen, und unermüdlich wirst du das Gute schaffen und fördern, und weit mehr vollbringen, als die schwache Hand des Sterblichen zu versprechen vermag."

„Und wenn einst Stunden dir nahen," so begann der Dritte der Engel in leuchtender Hoheit, „wo irdischer Schmerz, selbst verschuldetes Unglück dich im Genusse des Friedens, des Glückes zu stören droht: — wenn du dich von Banden eingeengt fühlst, die du nicht zu lösen vermagst, und tief verirrt in dem Labyrinthe des Lebens, nach Hülfe und Rettung verlangst, dann nimm, o Sterblicher, getrost deine Zuflucht zu mir! Des Glaubens Fittige überwinden jede Erdengewalt, und tragen dich aus Nacht und Dunkel empor zu des ewigen Vaters liebender Brust. Mein Himmel soll in diesen Augenblicken der deine, meine selige Kraft die deinige seyn, und du wirst fortwandeln im dunkeln Pilgerland der seligen Heimath entgegen.

Also sprachen die Engel, und reichten sich die Hände, zum dauernden Bunde. Jehovah aber blickte mit Liebe auf die Vereinigten, und weihte sie zu den Schutzengeln der Menschen.

Angnes Franz.

II. Abtheilung.

33. Philemon.

Sey fromm, fleißig, fröhlich.

Der junge Philemon, in der Hütte eines Taglöhners aufgewachsen, war in Allem, was er sprach und that, das rechte Bild der Wahrhaftigkeit und Treue, das Bild des Gehorsams und des Fleißes, das Bild der Gesundheit und der Freude, — schön und lieblich wie eine Mayrose, und unschuldig wie ein Engel Gottes. Wer ihn sah, freute sich sein, und wer ihn betrachtete, hatte Achtung für ihn. Er wollte lieber hungrig zu Bette gehen, als von einer Speise essen, die nicht sein war; lieber sich zu Tode schlagen lassen, als eine Lüge sagen; lieber alles Vergnügen entbehren, als einen Wink des Mutter = Auges unbefolgt lassen. Und wenn er ein Wort von Gott hörte, so war er ganz Ohr und Herz. Philemon verlor seinen Vater am Tage seiner Geburt. Die Mutter erzog ihn, und ihr ganzer Unterricht bestand darin: „Dein Vater, liebes Kind! — ist schon lange gestorben, ist aber bey Gott. Gott ist unser Vater; er ernähret mich und dich. Sein Auge sieht uns, sein Herz liebet uns, seine Hand beschützet uns, sein Geist lehret uns, sein Himmel nimmt uns einst zu sich. Unser Beruf auf der Erde ist: diesen unsern und aller Menschen Vater anbethen und lieben, seinen Willen erforschen und erfüllen, und vor Ihm fromm und in Ihm selig seyn, gern arbeiten und willig leiden, Ihm leben und Ihm sterben ꝛc. Ihn werden wir einst schauen von Angesicht zu Angesicht. Sein Sohn Jesus, einst ein Knabe

wie du, hat uns dieß alles auf's beste gelehrt, und unser frommer Pfarrer, der immer an etwas Ewiges denkt, und so fromm aussieht, wie einst Philemon, dessen Namen du trägst, wird dir das Wort Jesus deutlicher verkünden, als ich es nicht kann. Jetzt bethe du nur, wie Jesus; arbeite wie Er, und thue nie Böses. Nur keine Lüge, mein Sohn! — Nur keine Untreue, nur keine Sünde: lieber sterben sollst du, als einen fremden Heller nehmen, als ein falsches Wort sagen." — Dies sagte sie ihm Tag und Nacht vor, so oder anders, mehr mit Beyspielen als mit Worten; aber auch mit Worten. Lesen konnte sie selbst nicht, darum ward ihr Leben das Buch des jungen Philemon. Ein guter Nachbar lehrte ihn zwar nachher auch lesen, schreiben, rechnen, die Erde und sein Vaterland kennen ꝛc. Aber was die Mutter sagte, war ihm doch das Liebste, sie sagte es ihm so in das Herz hinein, und darin blieb es denn auch. Einst, als der Apfelbaum, den der Vater kurz vor seinem Tode gepflanzt hatte, die ersten drey Aepfel brachte, so roth und schön wie die Gesundheit, und so gesund wie Philemon, ließ die Mutter durch den Nachbar auf den ersten Apfel schreiben: fromm; auf den zweyten: fleißig; auf den dritten: fröhlich. Diese drey Aepfel schenkte sie ihrem Philemon zu seinem Geburtstage, „das seyen deine drey Bücher," — sagte sie — „die stelle auf deinen Hausaltar, damit sie dir stets in's Auge fallen. Denk' Tag und Nacht an die drey F. fromm, fleißig, fröhlich ꝛc. Philemon bildete sich ganz nach diesen drey Aepfeln, die seine Hauslehrer wurden, und nach dem Vorbilde der Mutter, die über die drey F. allerley schöne Anmerkungen machte. Da seine Bibliothek mürbe zu werden anfing, sagte die Mutter zu ihm: „Nun darfst du deine drey Aepfel schon essen, sie sind ja in deinem Herzen geschrieben." — Aber der Knabe hatte zu viel Hochachtung und Dankgefühl für die drey Aepfel, weil sie seine Lehrer gewesen waren, und auf seinem Altare gestan-

den hatten, und schenkte sie der Tochter seines Nachbars, die zwey Jahre jünger war als er. Die Wittwe hatte noch neben den drey Aepfeln zwey andere Hauslehrer, die man auch Hofmeister nennen möchte: die Einfachheit und die Genügsamkeit. Brod, Obst und Kartoffeln waren die Leckerbissen des Knaben, die ihm die Mutter darreichte, wenn er seine auferlegte Arbeit verrichtet hatte. Da ward der Knabe so gesund wie das Leben, und so froh wie die Liebe, und so fleißig wie seine Mutter. Denn die Muttertreue bildete ihn, und die Mutterliebe wachte über seinen Sinn und Herz.

J. M. Sailer.

34. Arbeitsamkeit und Berufstreue aus Liebe zu Gott.

Der christlich Arbeitsame unterläßt nie ein Geschäft, das er nach seinem Berufe zu verrichten hat; er thut alles zur rechten Zeit und aus Liebe zu Gott, er verschiebt keine Arbeit von einer Zeit zur andern, er klagt daher auch nie über Langeweile. Durch seinen Fleiß verschafft er sich und den Seinigen Brod, ist vor tausend Thorheiten und Lastern sicher, ist seinen Mitbürgern nützlich, und hat einen großen Einfluß auf's allgemeine Beste.

Ein ausgezeichnetes Beyspiel einer solchen reinen Liebe zu Gott, zur Pflichterfüllung und zur Arbeit, gebildet durch frühe Gewohnheit, ist:

Joseph Gammel, Bauer zu Forthan bey Pfaffenhofen in Bayern.

Sein Vater starb frühzeitig, er mußte also, wie man zu sagen pflegt, den Hof übernehmen, und sogleich für 2400 fl. Schulden die Zinsen bezahlen. Dabey war ihm nun ängst und bang; er getraute sich mit seinem braven Weibe lange Zeit keine Maß Bier zu trinken, er fürchtete, man möchte ihm's übel nehmen, weil seines Vaters Schulden überall bekannt waren, und er keine eigene dazu machen woll-

te, so hart es sich auch gehauset hätte. Doch was vermögen nicht Religion, Pflichterfüllung, Selbstverläugnung, und ein wahrhaft ernster Vorsatz!

Gammel liebte von Jugend auf die Arbeitsamkeit; Ehre, Unschuld und Sittsamkeit waren ihm über Alles. Nie schwelgte er, nie verdarb er sich selbst, stets floh er den Trunk und zu lustige und leichtsinnige Gesellschaft, und als er sich nach dem Tode seines Vaters bey der Uebernahme des Hofes zum Heurathen entschließen mußte, suchte er nur eine Person, die wie er, rechtschaffen, gottesfürchtig, arbeitsam, genügsam, voll guten Muthes, und als eine kluge und verständige Bauerntochter allgemein anerkannt war. Mit dieser lebte er zufrieden und vergnügt, und Gott segnete sie mit Kindern; sieben an der Zahl, vier Knaben und drey Mädchen, die wie ihre Aeltern, durch eine gute Erziehung gesund an Leib und Seele waren.

Erziehung der Kinder.

Diese war sehr strenge, und vorzüglich auf die Erhaltung ihrer Unschuld berechnet. Ich hätte es mit keinem Dienstbothen theilen mögen, der sich vor seinen Kindern eine schlüpfrige Rede erlaubt haben würde. Er ließ alle Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen.

So scharf aber auch der Vater auf seine Kinder war, so dankten sie ihm beym Austritte aus dem väterlichen Hause, und bey dem letzten Segen, den er ihnen gab, doch Alle mit Thränen in den Augen für seinen Eifer, für seine Zucht, für seine Anleitung zu Allem, was gut, was schön und ehrbar, was nützlich ist; zur Arbeit, zum Gebeth, zum Lernen, zum Aufmerken und zum Hausen.

Alle Morgen und Abend mußten sie vor dem kleinen Hausaltar ihr besonderes Gebeth verrichten; wenigstens alle Sonntage mußten sie ihm alle aufsagen und aufweisen, was sie unter der Woche gelernt, geschrieben, gerechnet hatten, er

wußte sie selbst in Allem auf ihre Fehler aufmerksam zu machen.

Nach der Epistel und dem heiligen Evangelium, welches im Ablesen umging, mußten sie ihm aus allen Predigten und Christenlehren erzählen, wenn sie ordentlich am Tische mitessen, und nicht unter demselben bey Wasser und Brod sitzen und auf dem Boden knien wollten. Sah er eines in der Kirche unter der heiligen Messe oder unter dem Gottesdienste auch nur umschauen, so wurde es gestraft.

Wenn ein Knabe im Winter vom Eise oder von einer Schlittenfahrt naß, oder mit Schnee in den Beinkleidern rc. oder zu spät nach Hause kam, so gab es auch Streiche. Wurde eines auf einer Lüge ertappt, so wurde es aufs strengste gestraft, und damit so lange fortgefahren, bis das wahre Eingeständniß und die Abbitte erfolgte, oder es hieß: eingesperrt, welches öfters geschah. Lügen, Spielen und Stehlen stellte er ihnen als drey Schandgeschwisterte vor und sagte: „Wollt ihr euch zu solchen gesellen, so seyd ihr meine lieben Kinder nicht mehr.“ Das gewöhnliche Strafwerkzeug, wenn gestraft werden mußte, war die Ruthe. Verschont wurde Keines.

Er hielt sie alle unter scharfem, wachsamen Auge, und bey Zeiten zu angemessenen Arbeiten an; müßig konnte er sie nicht sehen; er drang auch deßwegen so früh und stark auf's Lernen, daß er sie bald in's Haus brauchen konnte.

Freyheit zum Ausgehen auf Spiel und Tanz gestattete er ihnen durchaus nicht, daher erlebte er auch keine Schande an ihnen; sie machten ihm alle noch im Grabe Ehre, und sind durch seine Sorgfalt und Sparsamkeit — bis auf einen, der sich nur nicht verheurathen wollte, alle nach ihrem Stande gut versorgt. Er konnte zwar jedem nur 500 Gulden geben, diese waren aber seiner Zeit, und bey seinen mißlichen Umständen, beym Abzahlen seiner alten Schulden, und bey seinen vielen Kindern, immer bedeutend genug.

Nahrung und Kleidung.

Er aß nie besonders, sondern immer mit den Dienstbothen. Es war ihm Alles gleich gut, wenn es nur recht ausgekocht war, darauf drang er aber vorzüglich. Er aß nicht viel, sah aber andere gerne essen, wie arbeiten, er sprach ihnen zu: „Laß dir's, oder laßt euch's schmecken. Kehrt euch nicht an mich, ich habe genug.“ Er lebte für sich, wie man zu sagen pflegt, schlecht und gerecht, und kleidete sich nur nach gemeiner Landestracht, aber alles war ordentlich an ihm, er stand auch immer schön, vollblütig und kerzengerade da.

Sein erstes Weib.

Mit seinem Weibe lebte er durch zwey und dreißig Jahre beyspielvoll. Er schätzte sie als ein ehrenbraves Weib, die auf ihn und seine Leute mütterlich sah, und bey welcher Alles gut versorgt war.

Arbeit.

Auf Arbeit drang er stark; er arbeitete fast immer selbst für zwey Knechte, er war der erste auf und der letzte nieder. Seine Felder richtete er vortrefflich her, er sparte weder Fleiß noch Anstrengung, dafür erndtete er auch schönes Getreid, selbst bey der harten Zeit in den Jahren 1770 und 1772. Er kannte und verbesserte seine Gründe, er hatte eine Freude damit, und der Herr gab seinen Segen dazu. Man hörte ihn oft „in Gottes Namen“ sagen, wenn er eine Arbeit anfing, und weil er immer bey seinen Leuten war, so ging auch wohl etwas vor sich, und er schätzte auch eine gute Arbeit.

Der Sonntag.

Obwohl er von seiner Pfarr- und Mutterkirche eine halbe Stunde entfernt lag, so unterließ er doch keinen Pfarr-

gottes-

gottesdienst, und hielt diese seine Pfarrkirche für die beste Wallfahrtskirche. Wenn er darnach in das Wirthshaus kam (die ersten Jahre geschah es ohnehin nicht), so trank er seine Maß Bier, und damit war's wieder gut. Ein Spaziergang in die Felder, um Gottes Segen zu bewundern, um sich etwa mit einem verständigen Nachbar über die Verbesserung des Feldbaues lehrreich zu besprechen, oder auch ein gutes Buch darüber zu lesen, war dann seine weitere Unterhaltung.

Hausandacht.

Dazu war eine eigene Kapelle nächst dem Hofe außer dem Garten bestimmt, die er Morgens und Abends zur Beförderung wahrer Frömmigkeit mit den Seinen fleißig besuchte; kurz und gut, wenn es viel Arbeit gab, aber nie ganz unterlassen. Gab's bey der Nacht ein Donnerwetter, so mußte Alles auf zum Gebethe. An Sonn- und gebothenen Feyertagen las er aus dem heiligen Evangelium etwas vor, bis die Kinder geschickt genug wurden, dieses selbst ordentlich vorzulesen.

Angenommenes Findelkind.

„Anno 1792 den 18. May habe ich das beym Nachbar Mayer eingetragene Kind, welches ungefähr acht Wochen alt gewesen seyn mochte (Vitus Gartner, weil er im Garten eingelegt, ohne schriftliche Beylage einer heiligen Taufversicherung von seinem Taufpathen Vitus genannt wurde) in Gottes Namen angenommen, und habe ihn gehabt bis Anno 1802 — das macht 11 Jahre. In eben diesem Jahr den 11. Juny ist er zum Jäger auf Eck, seinem Taufpathen, hinauskommen, ich gab ihm meinen väterlichen Segen und kräftigen Wunsch mit, daß er gut thun soll und fromm, fleißig und ehrlich bleiben möchte."

Anno 1809 den 12. July ist der Veit Gartner als Soldat im 18. Jahre seines Alters mit Ehren gestorben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gott gebe ihm die ewige Ruhe, Freude und Glückseligkeit. Amen.

Dieses schrieb sich Joseph Gammel zum Andenken selbst auf, wie es nach seinem Tode noch vorgefunden wird.

Als dieser Knabe bey seinem Nachbar Mayer heimlich mit etwelchen schlechten Windeln hinterlegt wurde, so erhob die Mayerin ein gewaltiges Wesen und Jammer darüber, als wenn es damit schon zum Verderben hergerichtet wäre. Ein Spanferkerl oder ein Kalb könnte ich doch verkaufen, sagte sie, was thue ich aber mit dem Kinde? Wer nimmt mir's an? Was macht das für Mühe und Unkosten? Ich habe an den Meinigen schon genug. — Sie hatte drey verzogene, verwahrlos'te Knaben, und damit viel Unglück und Schande. Im Alter reute sie's doch, daß sie Veit nicht behalten habe, vielleicht wäre ich mit meinen eigenen Kindern glücklicher gewesen — machte sie sich selbst oft den Vorwurf.

Um aber dem Lärmen und Klagen ein Ende zu machen, unterredete sich Joseph Gammel mit seinem lieben guten Weibe. Mutter! wie meinst du? Es wäre doch so weit nicht gefehlt, wenn wir dieses arme Kind zu uns nähmen, beym Mayer geschieht ihm nicht gut, es muß an Leib und Seele verderben. Schauen sie doch auf ihre eigenen Kinder nicht! Und bey uns gings fast in einer Erziehung weg. Wir werden darum nicht reicher und nicht ärmer. Möchte es der Herr an unsern Kindern segnen! Es steht ja von ihm geschrieben: „Wer ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf. Lasset die Kleinen zu mir kommen.“ Dich trifft freylich wieder das meiste dabey, du hast aber auch hernach den größten Verdienst dafür bey Gott im Himmel! Geh, Mutter! laß das Kind in Gottes Namen heraufbringen, die Mayerin soll's aber vor der Hausthüre niederlegen, wie sie's gefunden hat: ich will's vom Boden aufheben, und nicht von ihren Armen übernehmen. Was er besonders darauf hatte, weiß ich nicht.

Allein es geschah, wie er's wollte: sie waren froh, daß sie's wegbrachten, und Gammel freute sich, daß er wieder etwas zum Erziehen bekam. Die Mutter ging auf der Stelle, um das Kind zu sich zu nehmen. Es wurde alle Mühe und Sorgfalt, alle Geduld und Liebe, aller Fleiß darauf verwendet, wie wenn es ihnen nochmal eigen gewesen wäre. Veit mußte bethen, lesen und schreiben, arbeiten und gehorsamen lernen, wie die andern Kinder alle. Er nahm auch wirklich etwas an und folgte. Sie entließen ihn daher ungern, weil aber der Gevatter gar so sehr darum andrang, und damit ganz was anderes zu seinem Besten vorhatte, so übergaben sie ihn mit Ehren.

Nachbarschaft.

Gammel kam mit Jedermann gut aus. Wer ihn auch einmal recht kannte, der schätzte und liebte ihn auf dem Lande und in der Stadt. Wenn er irgendwo Hülfe oder Dienstesgefälligkeit leisten konnte, so ließ er sich nicht zweymal bitten; es mochte dann am Fuhrwerke, oder am Samen, Getreide und Speise, oder am Gelde fehlen, so sprang er bey, so gut er konnte. Sein Hauptmeisterstück von der Nächstenliebe aber machte er in der harten theuern Zeit 1770 und 1771. Er hatte immer einen nicht geringen Vorrath von Getreide, dessen Preis stund nun damals sehr hoch, indessen gab er doch das Entbehrlichste um den billigsten und leichtesten Preis an seine lieben Nachbarn ab, oder er borgte ihnen die Speise sogar auf bessere Fruchtjahre, wo das Getreide ganz ausserordentlich herab fiel.

Dienstbothen.

Diese waren ihm wie seine Kinder, in der genauen Aufsicht sowohl, als in der herzlichen Vaterliebe. Von schlechtem Rufe nahm er schon zuvor kein Gesinde auf, und wenn er erst selbst auf was Unrechtes kam, oder wenn eines

nicht gerne bethen und lesen hören mochte, so machte er damit bald wieder Feyerabend. Guten Knechten und keuschen Mägden that es wohl in seinem Hause. Er ließ dafür keine Gefahr aufkommen. Er hatte nie Mangel an Leuten, obwohl er in Lohn nicht hoch ging, aber die Ordnung in der Arbeit, im Essen und in Allem, zog sie an. Alles hing, oder lag oder stund an seinem gehörigen Orte, und mußte nach jedem Gebrauche dahin kommen; daß man es allzeit wieder gleich herzunehmen wußte. Und überladen wurden sie eben auch nicht mit einer Arbeit. Erkrankte eines, so schickte er alsbald zu einem Arzte um mögliche Hülfe, und ließ es auf seine Kosten gut verpflegen in einer abgesonderten Stube. Er sah selbst öfters nach, und tröstete den Patienten mit Gottes Vorsehung, wie sein eigenes Kind. Wollte ihnen bey schlechtem Wetter der Weg in die Kirche etwas zu weit vorkommen, so war er gleich mit dem alten Spruche da: „Je härter und weiter zur Kirche, desto leichter und näher zum Himmel, meine Kinder!

Obrigkeiten.

In seinen Abgaben, die sich doch jährlich auf hundert Thaler beliefen, war er richtig und willig, und wenn er seinen alten eisgrauen Herrn Pfarrer sah, so lachte ihm das Herz im Leibe, den ehrte er hoch als seinen geistlichen Vater, und ging ihm von weitem zu, mit seinem dreystülpigen Hut unterm Arm, und reichte ihm die Hand, wie seinem besten Freunde.

Im Handel und Wandel

war Gammel so ehrlich, daß er einmal einem gewissen Kornkäufler nach langer Zeit, bis er nämlich wieder mit einer Schrannenfuhr auf den nämlichen Marktplatz kam, einen Gulden redlich zurückgab, um den ihm derselbe in der Eile zuviel aufzählte, ohne daß es Gammel bemerkte. Erst kam er daheim darauf, als er seine Ausgaben und Einnahmen genau nachrechnete.

Wer auch mit ihm zu thun hatte, der kann nicht sagen, daß Gammel auf einer Lüge oder einem Betrug betreten wurde. Er hätte es auch schon nicht so weit gebracht, und seine Kinder wären nicht so gut untergekommen, sie wären nicht so glücklich, wenn sie nicht von gerechten Aeltern herstammten. Was er sagte, das sprach er aus dem Herzen, wie's war, er umschnitt nichts, er verkleisterte nichts: es mußte die Wahrheit heraus, es mochte denn gefehlt oder getroffen seyn. Es war gut mit ihm zu handeln. Er grub auch keine Schaufel Koth auf, die nicht offenbar ihm gehörte.

Im Kreuz und Leiden

hielt er sich ganz ruhig und Gott ergeben. Man hörte fast nichts anders: „In Gottes Namen,“ oder: „Wie Gott will“ (und dabey sah er aufwärts) oder: „Das hat der Herr gethan; sein Wille geschehe! Was hilft all unser Jammer und Zagen! Er wird es doch wieder recht machen!“

Gegen Arme.

Die wahrhaft Unglücklichen, die geheimen würdigen Armen, hatten sein ganzes Herz, sein ganzes Mitleiden, seine bedeutende Hülfe im Stillen. Er schickte ihnen zu gewissen Zeiten, als auf die Weihnachten, Ostern, Kirchweihe ꝛc. Geld, Mehl, Fleisch und Brod ins Haus. Den Landstreichern (ehrlich gekleidete Handwerksbursche ausgenommen, die auf dem Lande in kleinen Dörfern und Einöden ohnehin selten gesehen werden), Steigbettlern und ungenügsamen Truppen von Weibern und Kindern aus den benachbarten Märkten war er aber gar nicht gut, weil sie nie mit einer Gabe zufrieden waren, sondern zu Mehl und Brod auch noch Geld und Anderes verlangten. „Diese Leute,“ sagte er, „mögen nichts arbeiten, sondern nur gut essen; sie trinken auch mehr in der Woche, als unser Einer an einem Feyertage; sie sind dabey obendrein zu einer andern Zeit noch stolz auf ihr Bürgerwesen, und verachten Ackersleute, ich kenne aber nichts Verächtlicheres, als solche grobe, stolze Bettler.

Seine Gespräche

waren daheim an einem Sonn- oder Feyertage von der Predigt oder Christenlehre, zu andern heiligen Zeiten aber von den Geheimnissen des Herrn, von dem Leben und den Tugenden der Heiligen, besonders aus dem Bauernstande, und von andern Religions-Wahrheiten und guten Sittenlehren. Unter seinen Nachbarn — von der Wirthschaft, von Feldarbeiten, von seinen Pferden und dergleichen Dinge. Aber nie von andern Leuten; davon durfte man ihm auch durchaus mit nichts kommen. Das war ihm von Herzen zuwider. Wenn seine Kinder oder Dienstbothen auch etwas heimbrachten, so ließ er sie nicht ausreden. „Was geht euch das an?“ sagte er. „Schauet ihr auf euch! Erkennet und verbessert dafür eure Fehler! Ein Jeder muß seine eigene Haut zum Markte tragen, und nur seine Sache einmal verantworten. Andere werden schon wissen, was sie zu thun oder zu unterlassen haben; ihr wißt es wohl auch. Herein und hinaus, das gehört nicht in mein Haus“ — war sein Spruch. „Wie würde es euch gefallen, fuhr er fort, wenn man euch so in den Mäulern und Häusern herumtrüge, und scharf richtete? Es wird auch immer noch mehr dazu gemacht und gelogen, als wie die Sache wirklich ist. Könnte man nur selbst den andern gekränkten Theil hören, so sehe es gewiß anders aus. Und wie hart hält das Zurückrufen und Abbitten; außerdem wird doch kein ehrenrühriges Geschwätze vor Gott nachgelassen, vor dem wir sogar alle unnütze und müßige Worte verantworten müssen.“ Ihm mußte man's fast abkaufen, so wenig redete er ohne gute Ursache, und so sehr liebte er das Stillschweigen. Mit Reden wider die Ehrbarkeit unterstund sich ohnehin Niemand vor ihm aufzutreten. Sein reiner Wandel vor Gott war allenthalben bekannt.

Seine zweyte Heirath.

Durch ehrliche Versorgung verlor sich allmählig ein Kind um das andere aus dem Hause, und endlich auch sein liebes

herzgutes Weib durch den Tod. Dieser schwere Verlust schlug ihn mehr, als der einige Jahr zuvor gehabte Schlagfluß, darnieder, obwohl er fast dadurch schon sein halbes Leben zusetzte. Damit nahm seine Wirthschaft ein Ende; er übergab sein Gut seinem ältesten Sohne, behielt sich ein gutes und obrigkeitlich wohl versichertes Leibgeding vor, und heirathete eine schon bejahrte, christliche und duldsame Person an der Müllerin von Ramertshausen; zog damit in die Stadt Landshut, miethete sich auf Zeitlebens eine schöne Wohnung, aus der er auch erst nach 16 Jahren durch den Tod getragen wurde.

Wie man lebt, so stirbt man.

Da lebte er nun ganz für Gott — und starb hiemit auch ganz in Gott am 2. July 1812, nach einer kurzen Krankheit, während welcher er mit allen heiligen Sterbsakramenten bestens versehen wurde — sanft und selig mit dem Bilde des Gekreuzigten in der Hand.

Er ruhe in Frieden!

35. Der Rhein.

Edles Menschenleben.

Als im Beginne der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, da trat sie aus ihrem Wolkenzelte zum Gotthard hin und sprach: es geziemet sich, daß sich zum Großen das Gute, und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, den du dem Himmel entnimmst, in die Ferne trage!

Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein. Fröhlich und frey, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirg hinab. Spielend stürzt er sich in den Bodensee; aber der See fesselte ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander; ungeschwächt und in eigen-

thümlicher Gestalt kam der Strom empor und setzte seine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge geboren.

Er war Jüngling und wählte sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl. Sie erkieset das Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten die Fülle seiner Jugendkraft und mäßigten sie. Dafür bekränzten auch die Rebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Bahn. Hundert Ströme und unzählige Bäche begleiteten ihn, und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen herrlichen Fluthen. Denn das Göttliche zeugt an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten. —

Männlich und ruhiger war jetzt sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie; wie man Fäden zerreißt. Denn er hatte die Kraft seiner Jugend geübt, und Felsen zerrissen.

Sein Strom glich nun einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flösse. — So gebieret die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seines Laufes. Da theilte die Natur ihn in vielfache Ströme, die man mit andern Namen benennt. Den Namen Rhein nennt man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet.

So bleibt auch der ruhenden Kraft ihre Würde.

Krummacher.

36. Die Schiffer.

Erfülle deine Bestimmung.

Die Kinder dieser Welt sind Menschen gleich, die über's Meer fuhren und ein fremdes Land suchten. Da sie mitten

im Meere waren, erhob sich ein Sturm, der trieb sie an eine Insel. Auf der Insel standen Bäume voll lieblicher Früchte, da flossen Quellen mit hellem Wasser, da sangen Vögel, da lockten Schatten, da blinkte Gold. Alles war da lieblich und schön. Nun hört, wie machten es die Reisenden! — Sie betrugen sich auf fünferley Weise. Einige stiegen nicht aus. Sie sagten zu einander: „Vielleicht wird auf einmal der Wind stark, das Schiff geht ab, und wir bleiben zurück. Andere gingen heraus, besahen die Insel, kosteten von den Früchten, erquickten sich, und kamen zurück in's Schiff. Diese fanden ihre bequemen Stellen wieder, der Ausgang auf die Insel hatte ihnen nicht geschadet. Andere blieben länger auf der Insel, aber nicht weit vom Ufer. Da erhob sich der Wind, die Schiffer riefen, sie kamen eilig und voll Furcht zurück, und mußten mit schlechtern Plätzen vorlieb nehmen. Die besten waren vergeben und besetzt. Die von der vierten Klasse hatten sich weiter verloren. Sie brachen Blumen, aßen Früchte, sammelten Gold, und besahen die Insel. Man hörte die Trommete und die Schiffer rufen. Sie aber sprachen: „Laßt die Trommete tönen und die Schiffer rufen, noch fahren sie nicht, es weht noch kein Segel." — Das Segel wehte bald, das Schiff ging — da liefen sie eilig zum Ufer, stürzten sich in's Meer, und schwammen mit Lebensgefahr aus Schiff. Sie waren matt, naß und erschrocken, und bekamen die schlechtesten Plätze. Die übrigen kamen gar nicht zurück. Sie blieben auf der angenehmen Insel, aßen, tranken und belustigten sich an den Gesängen der Vögel, dem Geruche der Blumen, dem Glanze des Goldes, und dachten nicht mehr an das Schiff. Schnell kam nun der Winter, die Blätter der Bäume fielen ab, die Blumen waren abgewelkt, die Früchte waren dahin. Ohne Speise, ohne Dach, ohne Kleidung wurden sie heulend und weinend dem Hunger, den wilden Thieren und der grimmigen Kälte zur Beute, und sahen nie mehr ihr Vaterland. Cölln.

37. Der verarmte Pilger.

Frühe säe guten Samen.

„Eine Geschichte möchte ich gerne hören, — sprach ein leichtsinniger Prinz zu seinem weisen Lehrer, — den ernsten Unterricht verabscheue ich von Herzen.“ — „Ein Pilger,“ — hub der Lehrer an, — „füllte seine Reisetasche mit Speisen und Früchten an, weil sein Weg ihn durch eine lange Wüste führte. In den ersten Tagen umgaben ihn auf allen Seiten fruchtbare Gefilde. Da vergaß er der fernen Wüste. Anstatt sich hier Früchte aufzusuchen, und seinen Wasserschlauch auf's neue anzufüllen, öffnete er seine Reisetasche, und zehrte von den süßen Speisen, die er bey sich hatte. Endlich kam er an die Wüste. Kaum war er zwey Tage in derselben gereist, als sein ganzer Schlauch leer war. Nun fing er an, zu jammern und zu wehklagen; denn nirgends stach ein Gräschen hervor; alles war mit glühendem Sande bedeckt. Noch zwey Tage duldete er, von Hunger und Durst gequält, unbeschreibliche Schmerzen, am dritten fiel er todt zur Erde nieder.“ — „Das war auch“ — fiel ihm der Prinz ins Wort — „ein unverständiger Mann, daß er nicht an die Wüste dachte.“ — Handelst du weiser?“ — fragte ihn der Lehrer mit einem Tone, der den Prinzen durchbebte. — „Du hast eine weite Reise angetreten, sie führt in die Ewigkeit. Jetzt ist die Zeit, wo du Kenntnisse suchen und Schätze der Weisheit sammeln sollst. Aber du scheuest diese Mühe, und willst lieber den Frühling deines Lebens mit unnützen und kindischen Freuden verschwenden. Aber einst wird dich der Mangel aufreiben, wenn der Engel des Todes dir die lange Wüste öffnet, wo nichts als das Licht der Weisheit und Tugend dir leuchten kann. Anekdoten aus dem Orient.

38. Die Rose.

Jugend bewahre die Unschuld.

Der Alles belebende Strahl der Frühlingssonne hatte in Luischens Gärtchen die erste Rose hervorgelockt. Freudig

hüpfte das Mädchen herbey, um sie zu küssen, und siehe da, an der Wand hinter der Blume standen die Worte: „So blüht die Jugend; so strahlt die Unschuld; so lacht die Freude.“ — Eine Freudenthräne netzte die Blume, und Luischen schied heiter von ihr. Nach einigen Tagen kam sie wieder zu der Stelle; aber schon neigte die Blume das matte Haupt, und hinter ihr stand geschrieben: „Schnell welkt die Jugend; leicht stirbt die Unschuld; kurz blüht die Freude.“ Eine Thräne der Wehmuth fiel auf die welkende Blume, und Luischen ging nachdenkend hinweg. Am folgenden Abend wagte sie es noch einmal, die Blume aufzusuchen, aber Himmel! — welche Veränderung! — die Rose war entblättert, und hinter ihr die Inschrift: „Nütze die Jugend; bewahre die Unschuld; sey fröhlich in Ehren.“ — Eine helle, große Thräne, die Thräne heiliger Entschließung, netzte die am Boden liegenden gelben Blätter, und Luischen sank mit frommen Vorsätzen in die Arme des hinter ihr stehenden Vaters.

39. Das Kind und die Scheere.

Versuchung.

„Kind,“ hub die Mutter an, „Eins mußt du mir versprechen;
Die Messer und die Gabeln stechen;
D'rum rühre keins von beyden an.
„Allein die Scheeren, sollt' ich glauben,
Die könnten Sie mir wohl erlauben?“ —
„Nichts weniger! Was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an!“
Das Kind gehorcht. Doch ein geheimer Trieb
Und das Verboth verschönerten die Scheere.
„Ja!“ spricht es zu sich selbst: „wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer' ist mein Vergnügen:
Sie hat ein gar zu schönes Band.

Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dies nicht viel zu sagen;
So klein ich bin, so hab' ich doch Verstand,
Und also werd' ich's immer wagen,
Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein! — weil Kinder folgen müssen,
So wär' es ja nicht recht gethan.
Nein, nein! ich sehe dich blos an.
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an;
So werd' ich doch" — schon griff es nach der Scheere.
„Ja wenn ich unvorsichtig wäre,
Dann freylich schnitte mich die Scheere.
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt" —
Sie sprach's und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
„Ach!" hub das Kind fußfällig an:
„Es kränkt mich sehr, daß ich's gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann."

Gellert.

40. Die Schlange.

Hüte dich vor Sünde.

Gotthold's Söhnlein lief sorglos spielend im Garten herum; auf einmal ward es eine Schlange gewahr, erschrack über diesen Anblick, schrie, und eilte weinend dem Vater zu, der es dann bald wieder beruhigte, und ihm zu rechter Zeit so manche passende Lehre gab. „Mein Kind," — sagte er, „behalte ja des weisen Mannes Worte: Flieh' die Sünde, spricht er, wie eine Schlange; denn wenn du ihr zu nahe kommst, so sticht sie dich. Die Sünde hat einen giftigen Stachel, der die Seele tödtet. Diese Schlange, über welche du dich so sehr entsetzt hast, ist ganz scheu, sie flieht vor dir; mit einem leichten Stabe könntest du sie tödten; aber jene feindliche Schlange, die schon im Paradiese die

Unschuld der ersten Menschen zur Sünde verführte, ist wohl gefährlicher; sie schleicht dem Menschen überall auf dem Fuße nach, und sucht mit ihrem Stachel die Ferse zu verwunden; sie fürchtet keine menschliche Macht, ihre Grausamkeit sucht dein ewiges Verderben; darum wandle allezeit vorsichtig, bethe fleißig und halte dich an deinen lieben Gott; meide alle Gelegenheit zur Sünde, hüte dich vor böser Gesellschaft, so kannst du doch auch diese arge verführerische Schlange leicht überwinden, und zertreten. Thust du aber das nicht, so wird sie dich vergiften, und tödten. Merke dir auch das, mein Sohn, was unsere heilige Schrift hierüber sagt: Hütet euch vor den verführerischen Menschen! — Die bösen Menschen sind gar oft auch recht giftige Schlangen, die nicht nur mit ihren verläumderischen Lästerzungen, sondern am meisten mit Verführung und heimlichem Betruge die Unschuld zum Falle und zum Verderben bringen. Darum trau, schau, wem; und folge nicht, wenn dich die bösen Buben locken! — Wollust, Ueppigkeit, Schwelgerey, böse Gesellschaften und dergleichen Dinge, sind gemeiniglich die Dornhecken und Gesträuche, worin die kriechende Schlange sich verborgen hält, und doch gehen leider! — die meisten Menschen diesen Dingen nach. Aber du, Mensch Gottes, fliehe die Sünde, trachte hingegen mit allem Eifer nach Gerechtigkeit und Gottseligkeit, nach Glauben und Liebe, nach Geduld und Sanftmuth! — Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, und ergreife das ewige Leben, dazu du berufen bist. Denke, daß dieß zum Theil der reine wahre Gottesdienst ist: sich vor der Welt unbefleckt bewahren!“

Gotthold.

41. Der Blinde.

Trauriger Zustand des in sinnliche Lüste versunkenen Menschen.

Zwey Brüder, Antonio und Ruperto, lebten zu Messina in Sicilien, und trieben dort Handelschaft. Ihre Schiffe segelten nach fernen Ländern, und holten von dort seidene

und andere Stoffe, Spezereyen und eingezuckerte Früchte. Antonio war ein mäßiger, vorsichtiger, edler Mann von reinem Herzen. Ruperto hatte eine Zeitlang auch rechtschaffen gelebt, war aber nachher durch zu große Ergötzlichkeiten der Sinne von seiner ruhmvollen Bahn merklich und immer merklicher abgezogen worden. Sein Reichthum hatte ihm Gesellschafter herbeygelockt, welche durch süße Reden, durch blendend liebliche Beschreibungen, durch veranstaltete reitzende Feste ihn allgemach zur Schwelgerey und zum Genusse jeder unreinen, verderblichen Lust verleiteten, so daß Ruperto sichtbar Gefahr lief, Körper und Seele zu Grunde zu richten. Antonio, der zärtliche tiefbekümmerte Bruder, machte ihm deßhalb manche Vorstellungen; aber vergeblich! — Ruperto antwortete immer: „Die Sache sey nicht so schlimm, wie er aus zu großer Zärtlichkeit gegen ihn und zugleich aus zu weniger Kenntniß der Ergötzlichkeiten einer gebildeten Welt sich dieselben vorstelle. Er solle nur unbekümmert seyn.“ — Antonio aber ließ nicht nach, jede Gelegenheit zu benützen, wo er seinen unglücklichen Bruder auf die Verderblichkeit seiner neuen Lebensweise aufmerksam machen konnte. So traf es sich denn auch eines Tages, daß beyde Brüder am Strande des Hafens mit einander auf und ab wandelten, als mit einem Male eine Barke anlandete, und dem Antonio die Nachricht brachte: das Schiff, welches er von Frankreich zurück erwarte, sey im Strudel der Charibdis verunglückt. „Darüber wundere ich mich nicht, Antonio!“ — sagte Ruperto. „Wie konntest du aber auch einem so unbesonnenen Steuermanne, als Gonello ist, dein Schiff anvertrauen?“ — „Und du“ — antwortete Antonio — „vertrauest dein ganzes Lebensglück der blinden Begierde, der eigenen, wie der fremden an. Ich verlor mein Schiff; du — ach! — wirst dich selbst verlieren!“ — An einem andern Tage führte Ruperto seinen guten Bruder auf eine Insel, die er in einem Lustgehölze

seiner Gärten künstlich angelegt hatte. Antonio wußte, daß diese versteckte Insel der Lieblingsort Ruperto's und seiner verderblichen Genossen war, wenn sie sich ihrer Lust hingaben. Im Schlamme des stehenden Gewässers, welches die Insel umschloß, hatte ein zahlloses Gezücht von Unken und Kröten seinen Wohnort aufgeschlagen. Sie trieben gerade an diesem Tage ein unaufhörliches, höchst widerliches Geschrey und Spiel im gelben stinkenden Wasser ihres Lustbezirks. — „Es ist mir doch unbegreiflich:“ — rief Ruperto aus — „wie diese Thiere sich an so eckelhaftem Orte so trefflich wohl befinden können!“ — „Und du, Ruperto,“ — antwortete Antonio — „du wunderst dich darüber, der du selbst gerade hier im Schlamm der Lüste von unreinen Menschen, wie von stinkenden Gewässern, umgeben, dich — ach! — so sehr vergnügen kannst!“

42. Meta.

Erkenntniß des Fehlers und ernster Wille gehören zur wahren Besserung.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Aeltern gewesen. Nachher hatte sie unvermerkt eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man knurrige oder beissige nennt. Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt, so ließ sie das Gesicht hängen. Griff Jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beissen. Wurde ihr etwas befohlen, was sie nicht gerne that, oder wurde ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte, so brummte sie für sich, oder warf beym Hinausgehen die Thüre hinter ihr heftig zu. Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Aeltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden. Zwar bereuete sie meist immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer wie-

der von neuem in denselben zurück. Eines Abends (es war am Weihnachts-Abend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging. Die Mutter gebot ihr zurückzubleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thüre so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen. Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sahe; sie konnte kein Wort sprechen. — „Tritt näher, Meta," — sagte die Mutter, „und lies auf diesem Papier, für wen dieß alles seyn soll." Meta trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: „Für ein freundliches Kind zur Belohnung seines willigen Gehorsams." — Sie schlug die Augen nieder, und sagte kein Wort. „Nun Meta," — fragte die Mutter, „für wen ist's?" — „Nicht für mich," — antwortete Meta: und die Thränen traten ihr in die Augen. „Hier ist noch ein anderer Zettel" — sagte die Mutter weiter: „laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennt." — Meta las: „Für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will." — „Das bin ich!" — rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. Die Mutter weinte auch; halb aus Kummer für ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude für die Reue desselben. „Nun so nimm," — sagte sie nach einer kleinen Weile, „was dein ist, und Gott helfe dir das thun, was du dir jetzt vorgenommen hast." — „Nein, liebe Mutter," — antwortete Meta, „ich will es nicht eher nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll." — Diese Antwort machte der Mutter viele Freude; sie legte die Sachen in eine Kommode, gab dem Kinde

den

den Schlüssel dazu, und sagte: „Brauche ihn, so bald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.“ — Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hätte. Da schmiegte sie sich eines Tages um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halb erstickter Stimme: „darf ich jetzt, liebe Mutter?“ — „Du darfst, mein Kind,“ — antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. „Aber sage mir, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?“ — „Ich habe immer daran gedacht,“ — antwortete Meta; „und dann so hab' ich auch alle Morgen und alle Abend den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden.“ — Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugesagten Sachen in Besitz, und sah sich nachher geliebt von allen Menschen. — So kann ein fester Vorsatz und Gebeth auch Kinder von ihren Fehlern heilen. Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war. Dieses ward dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beyspiel zu folgen, um auch so gut, und so liebenswürdig zu werden, als sie. — Auch diesem gelang es: und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten. — Welch' Kind wollte sich und Andern nicht auch gern diese Freude machen? —

Lavaters Lesebuch.

43. Euphemion.

Die Unterlassung des Guten.

Es war der letzte Tag des Jahres, als Euphemion, ein gutgearteter, aber auf seine Tugend stolzer Jüngling, den Hügel verließ. Bey jenem fernen blätterlosen Haine war

nun die Sonne untergegangen, und um diese Sonne, die letzte so mancher schon von ihm durchlebten Jahre sinken zu sehen, hatte er den Hügel bestiegen. Jetzt sah er auch ihren schwächsten Schimmer am Horizonte nicht mehr; es dämmerte, als er vom Hügel herabstieg. „Die Nacht“ — sprach er — „verhüllt jetzt das Jahr, das nicht wieder zurückkehrt.“ — Mit diesem Gedanken beschäftigt, setzte er am Fuße des Hügels sich an einen bemoosten Baum. Ein plötzlicher Schlummer ergriff sein Auge, und durch die unsichtbare Macht seines Schutzgeistes sank er in einen tiefen Schlaf. Sogleich sah er sich in eine weite Grotte von seinem Schutzgeiste geführt. Viele große Tafeln und auf denselben eine ungeheure Menge Bücher erblickte er daselbst. „Woher diese Bücher?“ — fragte er seinen Schutzgeist. „Du siehst hier“ — antwortete dieser — „die Bücher, in welchen der Schutzgeist eines jeden Menschen dessen Handlungen zeichnet, die einst vor einem strengen Gerichte nach dem Tode des Menschen geprüft werden sollen. Auf der einen Seite sind die Guten, auf der andern die Bösen verzeichnet. Am Ende des Jahres wird die Rechnung zusammengezogen.“ — Voll Neugierde sprach der Jüngling zu seinem Genius *): „Ist denn hier auch mein Buch verwahrt?“ — „Dort steht es,“ — erwiederte dieser. „Und darfst du mir es zeigen?“ — fuhr der Jüngling fort, ihn mit heiterm Gesichte zu fragen. — „Wenn du es wünschest,“ war die Antwort, „ich darf es. Aber willst du deine Ruhe stören?“ — „Ich, meine Ruhe stören?“ — sprach der Jüngling mit selbst zufriedener Miene — dieß hoffe ich nicht. Ehe die Sonne unterging, erwog ich auf der Spitze des Hügels meine Handlungen im verflossenen Jahre. Ich war mit dem Wachsthum meines Geistes und Herzens und mit den Neigungen desselben zufrieden. Ich hatte, meiner Rechnung nach, erfüllt, was

*) Schutzgeist.

mir oblag, und erinnerte mich keiner sträflichen Handlung. Oeffne mir das Buch!" — „Du willst es?" — „Ich will es." — Der Genius öffnete das Buch, und schlug die Blätter des verflossenen Jahres auf. Sie waren noch nicht gegen die Mitte des Buches. Der Jüngling las die Ueberschrift der einen Seite, mit großen Buchstaben geschrieben: „Edle Handlungen." Die Seite war halb erfüllt. Sie hätte aber völlig beschrieben werden müssen. Er wendete um, und las die Ueberschrift der folgenden Seite: „Böse Handlungen." Unbeschreiblich war die Freude, als er die Seite ganz weiß erblickte; er machte seinem Schutzgeiste Vorwürfe wegen der Furcht, die er ihm habe einjagen wollen. „Siehest du," — sprach er zu ihm — „daß ich ein strenger Richter über mich selbst bin, und mich keiner strafbaren Handlung beym Sonnenuntergang erinnerte?" — „Es ist wahr," — erwiederte dieser — „du bist von Lastern frey, aber freue dich nicht." — Jetzt hob er ein verdecktes Blatt auf. Der Jüngling las die Ueberschrift: „Unterlassenes Gutes." Ach! — das Blatt war bis untenan beschrieben. Bekümmert sah Euphemion zu, und las, und bemerkte denn, wie sein Schutzgeist tausend Gelegenheiten bezeichnet hatte, wo er hätte Gutes thun können, wenn nicht Trägheit und andere Hindernisse ihn abgehalten hätten. Bekümmert verließ nun der Jüngling diesen Büchersaal sogleich. „Letzte Sonne des Jahres," — so sprach er — mit mehrerer Wehmuth hätte er dich untersinken gesehen, hätte mein Genius mir eher dieses Blatt gezeigt. Aber erste Morgensonne des neuen Jahres, du sollst zu neuen Entschlüssen mich wecken, und dessen letzte Abendsonne soll jenes Blatt mit der Ueberschrift: „Unterlassenes Gutes" nur bis zur Hälfte beschrieben sehen; weiß wird es wohl nie seyn." — Solche edle Entschlüsse regten sich in des Jünglings Seele, und sein Schutzgeist, der diese Entschlüsse hatte wecken wollen, lösete jetzt den Schlum-

mer von des Jünglings Augen. Schon war es Mitternacht, der Mond schien am Himmel, und beyde Jahre trennten sich, als der Jüngling in seine Wohnung ging.

Engel.

44. Der Sieg.

Lerne dich selbst überwinden.

Ein Feldherr hatte den Feind in einer blutigen Schlacht überwunden, und das Land desselben zur Hälfte der Gewalt der Waffen unterworfen. Der Ruf des Sieges verbreitete sich schnell, und des Feldherrn Mutter war vor Freude ganz entzückt. Bald erhielt sie aber von ihrem eigenen Sohne die Nachricht, daß er die Güter ihres Familien = Feindes auch in seine Gewalt gebracht, dieselben plündern und zerstören lassen, und auf diese Art die beleidigte Familie gerächt habe. Da schrieb die Mutter an ihren Sohn: „Ich freue mich nicht deines Sieges in der Schlacht, weil du der Ueberwundene bist. Feinde kannst du schlagen, aber dich nicht besiegen. Sich selbst überwinden, das ist der wahre Sieg."

K. Hahn.

45. Die Reise nach Eleutheria.

Unter Kampf und Schwierigkeiten reifet das Gute seiner Vollendung entgegen.

Die Elohiten lebten als Fremdlinge zu Aretz, und erduldeten schweren Druck unter der Regierung Mammon-Aseby's. Da kam ein Bote aus fernem Lande und sprach: „Königin Eleutheria, die Weise, Gerechte und Milde, die treue Verehrerin des Einigen Gottes, den auch ihr verehret, läßt euch einladen, an dem Segen Theil zu nehmen, dessen sich alle Bürger ihres Reiches zu erfreuen haben. Ich will euch den Weg bezeichnen, damit ihr Gefahren entgeht, und die Grenzen des Volkes vermeidet, welches in gesetzloser Wildheit das Schwert zum Verderben führet. Zwar ist es eine beschwerliche Reise; manchen steilen Berg werdet ihr

übersteigen, durch manche Dornen euch durchwinden müssen; doch Muth! — es geht nach Eleutheria, aus dem Lande der Knechtschaft zum Lande der Freyheit! — „Ja, ja!“ — antworteten die Elohiten — „wir folgen dem Rufe.“ — Planmäßig vorbereitet, unternahmen sie die Reise, mit wohl überlegten Verabredungen, unter welchen auch diese war: von Zeit zu Zeit an vorher festgesetzten Orten einen Ruhepunkt zu feyern, wo dann irgend einer unter ihnen als warnender und rathgebender Freund sie an ihre gegenseitigen Pflichten erinnern, und sie zu muthvoller Fortsetzung der Reise ermuntern sollte.

Einst, an einem solchen Ruhepunkte trat der warnende und rathgebende Freund unter ihnen auf, um den ihm gewordenen Auftrag zu erfüllen, und redete die Versammelten also an:

Meine Brüder!

„So haben wir denn wieder einen beträchtlichen Theil des Weges, auf welchem wir vereinigt einem und demselben Ziele entgegen gehen, zurückgelegt, und sind um viele Tagreisen dem Ziele näher gekommen. Blicket heiter mit mir auf den zurückgelegten Weg, freuet euch des gemachten Fortschrittes, der besiegten Hindernisse und Schwierigkeiten, und dieses erreichten Ruhepunktes!“

„Es ist wahr, wir hatten manche Hindernisse zu bekämpfen; aber sie sind ja bis hieher besiegt; und dies erhöht unsern Muth für die Zukunft. Wir mußten manchen sauern Tritt thun, manche Mühe ertragen; aber es ist überstanden, und erfreulich ist der Rückblick auf wohl vollbrachte Arbeit und überstandene Mühe. Labender war uns der Feyerabend nach solchen Tagen, an welchen wir einen sehr beschwerlichen und vielleicht gefahrvollen Theil des Weges zurückgelegt hatten. Machten wir zuweilen eine Tagreise unter Sturm und Ungewitter, so erinnert euch, wie dann, wann der Sturm nun schwieg, Wolken sich verzogen und die Sonne am blauen

Himmel wieder hervorstrahlte — ja erinnert euch, wie froh wir unsere Reise fortsetzten, mit welchem Wonnegefühl wir uns und Alles um uns ermuntert, belebt, erquickt und gestärkt fanden; wie des Baumes und der Wiese Grün dem Auge zwiefach wohlthat; wie die Blume schöner blühte, süßer duftete, die Sänger der Luft uns Freude in's Herz sangen, und die ganze Natur uns holder und freundlicher entgegen lächelte!"

„Sehet, Freunde, so war das angenehme mit dem Unangenehmen gemischt, so entkeimte aus dem, was uns übel schien, oft ein größeres Gut, so war es der vorhergegangene trübe Tag, der den heitern erzeugte; und was noch wichtiger ist, der uns für den Genuß des heitern Tages empfänglicher machte; so war die vorhergegangene Mühe und Arbeit nicht nur die Bedingung, Segen zu erlangen, sondern auch des erlangten Segens froh zu werden. Und wie groß war die Summe des Guten; wie mannigfaltig die Freuden, die der uns zu Theil werden ließ, unter dessen Schutz und Aufsicht wir reisen! — Wir sind Gottesverehrer; danket ihm, unserm Gott mit mir, der es so wohl mit uns gemacht, und so väterlich uns geleitet hat!"

Also sprach er, und Alle stimmten mit gerührtem Herzen und mit Himmel an sich erhebender Andacht in ein Danklied ein; nach dessen Beendigung der warnende und zum Guten ermunternde Freund fortfuhr zu reden:

„Wir haben uns, meine Brüder, durch das gemeinschaftlich gesungene Danklied zu einer Pflicht ermuntert, die dem Herzen wohlthut. Ich sage absichtlich: wir haben uns dazu ermuntert, denn ihr wißt, daß wahre Dankbarkeit weniger in Worten, als in Gesinnungen und Handlungen besteht. Wollen wir wahrhaft dankbar gegen den Gott seyn, der uns bisher so väterlich geleitet hat, so müssen wir uns entschliessen, seinem Willen gemäß, jedes Unrecht zu meiden, jedes Gute immer williger und eifriger zu vollbringen.

Sey dieß doch Aller Entschluß, die zur Feyer dieses Ruhepunktes auf unserer Reise hier versammelt sind: Aller, die jetzt noch hier versammelt sind — denn Manche, die den letzten Ruhepunkt noch mit uns feyerten, sind jetzt nicht mehr in unserm Kreise. Einige fanden auf dieser Reise ihr Grab. Wir weinten ihnen die Thräne der Liebe und Freundschaft; aber wir weinten nicht trostlos: denn die beseligende Hoffnung richtete uns auf, in einem bessern Lande ohne Trennung wieder mit ihnen vereinigt zu werden. Aber wir vermissen Andere, — deren Andenken uns — da wir sie liebten, wir sie gern mit uns glücklich sehen wollten, eine weit schmerzlichere Thräne kostet. Sie scheueten die Mühe des Weges, und blieben zurück: zwar sie versprachen, mit verstärkten Schritten uns nachzueilen; allein bis jetzt haben wir sie vergebens erwartet. Möge es ihnen nicht an Ermunterung, nicht an Muth und Kraft fehlen, das Ziel noch mit uns zu erreichen! — Aber ach, es ist schwer, sehr schwer, erst an Ruhe und Trägheit gewohnt, nun mit einem Male durch verstärkte Fortschritte und größere Anstrengung das Versäumte nachzuholen.

„Andere verließen den richtigen Weg, ungeachtet sie ihn selbst für den richtigen erkannten, und betraten einen Nebenweg, auf welchem ihnen mehr Blumen entgegen blüheten. Möge es ihnen nicht an einem treuen Freunde fehlen, der sie von dem Abwege auf den rechten Weg zurückführe, und möge es ihnen weder an gutem Willen noch an Kraft fehlen, dem Freunde zu folgen — und früh zu folgen, ehe ihnen, zu weit entfernt, die Rückkehr zu schwer und vielleicht unmöglich werden dürfte!“

„Wir aber, Brüder, die wir — alle Merkmale überzeugen uns auf das sicherste davon — noch auf dem rechten Wege sind, laßt uns muthvoll fortschreiten, durch gegenseitige freundschaftliche Unterstützung uns die Mühe des Weges erleichtern, zum Guten uns ermuntern, zum Guten stär-

ken, und dann auf Gott vertrauen, der uns ferner mit Vaterhuld leiten und segnen wolle!" —

So sprach er, und fester vereinigt, und mit neuem Muthe beseelt, setzten sie ihre Reise fort, erreichten das Ziel, und fanden ihre Hoffnungen übertroffen.

Demme.

46. Die beyden Wege.

Ruhe und Unruhe des Gewissens.

Ein Lehrer eines Dörfchens stand einst in seiner Schule und lehrete, und die Söhne und Töchter des Dorfes saßen um ihn her, und höreten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen, und von der leisen Stimme des Herzens. Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: „Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?" — Da trat ein Knabe auf, und sagte: „Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht seyn wird?" — „Erzähle du nach deiner Weise!" — antwortete der Lehrer, und der Knabe begann: „Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweyen Wegen, die ich einst gemacht habe. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, da hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, da weinete und jammerte die Mutter, und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erfragen. Ich ging, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden. Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brausete und heulte in den Eichen und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrien die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn

ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wunderlich in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bey mir, also möge wohl dem Menschen um's Herz seyn, der mit einem bösen Gewissen wandelt." — „Kinder," — sagte darauf der Lehrer — „möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrey der Raubthiere ertönete?" — „Ach nein!" — riefen die Kinder allzumahl und schauderten. Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: „Ein andermal ging ich des nämlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerley Schönes aus der Stadt geholt, zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Bächleins am Wege vernahm, und ringsumher im Gebüsche sangen die Nachtigallen. Wir beyde aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dachte ich wieder bey mir selbst: also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat." — Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthig. — „Ja! — wir wollen auch gute Menschen werden!"

Krummacher.

47. Henriette und der Nachtwächter.

Worin besteht die wahre Glückseligkeit.

„O wie unglücklich sind doch so viele arme Leute," — rief Henriette aus, als sie den Nachtwächter, einen Mann von 74 Jahren, in dem Garten ihres Vaters arbeiten sahe. „Unglücklich," fragte ihr Vater, — „warum das?" —

„O stellen sie sich doch nur einmal den Mann vor, ich dächte, es könnte kein Mensch unglücklicher seyn als er! — So ein alter Mann muß noch immer fortarbeiten, und hat also weder am Tage, noch des Nachts Ruhe, und wenn er sich nun den ganzen Tag recht müde gearbeitet hat, so hat er kaum drey Groschen. Lieber Gott, was kann er damit anfangen, und eine Frau und Kinder hat der arme Mann auch nicht, wer kocht ihm denn etwas, und wenn er krank würde, wer pflegte seiner dann? — Sollte ich einen solchen Mann nicht unglücklich nennen?" — „Nein" — sagte ihr Vater, — „meine liebe Tochter, das ist viel zu voreilig; ob ein Mensch glücklich oder unglücklich zu nennen seye, läßt sich aus seinen äusserlichen Umständen nicht mit Gewißheit bestimmen. Der Nachtwächter ist alt, und muß noch immer fortarbeiten, sagst du, ist er aber deßwegen unglücklich, genießt er nicht das so seltene Glück eines hohen Alters; und daß er noch so viele Kräfte hat, um arbeiten zu können, ist das nicht ebenfalls eine besondere Wohlthat der Vorsehung? — Ja, wer weiß, ob er ein so hohes Alter würde erreicht haben, wenn er seine Tage in müssigem Wohlleben zugebracht hätte. Die Arbeit erhielt und befestigte seine Gesundheit, und wer diese hat, ist bey einem tugendhaften Leben zu keiner Zeit unglücklich. — Und überhaupt, ich muß es dir offenherzig gestehen, daß dieser alte Mann schon längst meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, deßwegen habe ich mich mit ihm schon letzthin lange Zeit unterhalten. „Guter Mann!" — redete ihn jetzt der Vater an, — „ich dächte, das Leben müßte euch recht sauer und beschwerlich werden?" „Ganz und gar nicht," — antwortete er mit einer recht heitern Miene; — „wie könnte denn mir mein Leben sauer werden? — Ich gehe nun in mein 75. Jahr; in meinem ganzen Leben hat mir noch nicht ein Finger wehe gethan, der Doctor und Barbier hat von mir noch nicht einen rothen Heller bekommen; ich kann gut essen, trinken und schlafen.

Ich bin reicher als mancher großer Herr, denn ich habe fünf — G. — diese schlafen bey mir — stehen mit mir auf — gehen mit mir an meine Arbeit, sind bey mir, wenn ich meine gute Wassersuppe esse, diese will ich mit Gottes Hülfe einmal auf mein Sterbebette nehmen, und die sollen mich auch mit in's Grab begleiten." „Was bedeuten denn diese fünf G?" — „J! — mein lieber Herr, ich will es Ihm nun erzählen: Die fünf G sind, ein gnädiger Gott — Gesundheit und ein gutes Gewissen. Wer das hat, der ist gewiß recht glücklich. — Bisher bin ich noch immer so glücklich gewesen, der liebe Gott wird schon weiter helfen. Ich bethe alle Tage darum, daß er mir diese Schätze bis an mein seliges Ende lasse, mehr verlange ich nicht, dann will ich recht sehr gerne sterben." — „Wie ist denn nun eure Einrichtung, guter Vater?" — „Das will ich Ihm nun auch erzählen, die ist einmal wie's andere. Im Sommer stehe ich um 4 Uhr auf, da bethe ich, und singe dabey mein Morgenlied, wenn das vorbey ist, koche ich mir eine Wassersuppe, dann schlägt es fünfe, und ich gehe an meine Arbeit bis um 11 Uhr; wenn ich nun nach Hause komme, esse ich ein gutes Stück Brod mit Salz bestreut, und lege mich auf die Bank, um ein Bischen auszuruhen, dabey ich auch allemal mein Pfeifchen rauche, von 1 bis es sechsse schlägt, arbeite ich wieder, da bin ich allezeit recht müde. Nun mache ich mir wieder eine Wassersuppe, trinke meine Maß Bier, rauche mein Pfeifchen, und lege mich gleich zu Bette, und schlafe bis um zehne, dann gehe ich im Dorfe herum, und verrichte mit meinem getreuen Spitz mein Amt bis um zwey Uhr, im Winter aber bis um 3 Uhr; dann lege ich mich wieder schlafen. So gehts alle Tage, wenn das Wetter nicht zu schlecht ist; kann ich aber draussen nicht arbeiten, so spinne ich. So gehts Jahr aus Jahr ein, und des Sonntags thue ich mir allezeit auf die liebe Kirche etwas zu gute. — So lebe ich glücklich und zufrieden." — „Hier

guter Vater habt ihr 4 Groschen. „Nein, mein Herr, ich nehme nichts, ich bedanke mich gar schön. Ich habe zu Hause Geld genug, wenigstens 16 Thaler, und kommen auch noch immer mehr Groschen hinzu. Das hab' ich mir gesammelt; denn ich dachte: Wenn du einmal krank wirst, und dein Amt nicht mehr verrichten kannst, so hast du doch einen Nothpfennig, und kannst doch auch ehrlich begraben werden; denn der Gemeine möchte ich doch nicht gerne zur Last werden, von der ich so lange Zeit so große Wohlthaten genossen habe!“

Lectüre für Kinder.

48. Die Engel am Scheidewege.

Der Weg der Tugend ist der Weg zum wahren Glück.

An dem Ziele, wo das Kindesalter in das Jugendalter übergeht, und das Mädchen sich in die Jungfrau verliert, theilt sich der Weg des Lebens zur Rechten und Linken. Zu beyden Seiten stehen drey Engel, welche die nahende Jungfrau empfangen und sie einladen mit ihnen zu gehen. Frey und lockend sind die Mienen, reitzend, verführerisch die Gewänder, süß und überredend die Worte der zur Linken, sie heißen Weltsinn, Eitelkeit und Hochmuth. Aber sanft und bescheiden blicken die zur Rechten, sittsam umschlingt das Gewand die zarten Glieder; freundlicher Ernst schwebt um die reinen Lippen. Friede des Himmels leuchtet von den edel gewölbten Stirnen. Sie nennen sich Unschuld, Einfalt und Demuth.

Nahet sich eine Jungfrau dem Scheidewege, dann eilen ihr die zur Linken entgegen. Geh mit uns — sprechen sie — unser Weg ist der Weg der Freude. Wir lehren dich zu gefallen und zu genießen. Wir erhöhen durch Kunst, was die Natur dir gab, und ersetzen durch Kunst, was sie dir versagte. Wir bringen dir die Erzeugnisse fremder Welttheile, deinen Gaumen zu kitzeln; wir decken deinen Leib mit weißen schimmernden Gewändern, wir lassen dich die Schmei=

chellaute des Lobes aus dem Munde schöner und glattzüngiger Männer vernehmen; wir führen dich in die buntgemischten Reihen des Tanzsaals, wo sich die berauschenden Töne der Musik mit dem raschen Wirbel des Tanzes, der die Brust hoch aufpochen macht, die Leckereyen der Tafel mit den Scherzen deiner Freunde vereinigen, alle deine Sinne in wollüstige Betäubung zu versenken. Folg' uns, und sieh stolz und triumphirend auf die Thöriunen herab, die in öder einsamer Stille unter klösterlicher Zucht, den Frühling des Lebens vertrauren!

Folgt die Jungfrau dieser Rede, dann weinen die Engel zur Rechten eine Thräne des Bedauerns über die verlorne Schwester. Aber wenn sie, die Lockung nicht achtend, sich zu Ihnen wendet, dann empfangen sie mit freundlichem Gruße die neue Freundin, und reden also zu ihr: Nicht die offene, geräuschvolle Bühne der Welt, der Tummelplatz des Lasters und der Verkehrtheit, ist das Element weiblicher Tugend und Freude; der enge Bezirk des Hauses, der stille Familienkreis ist es, in dem die Geister der älterlichen, ehelichen und kindlichen Liebe wohnen. Dort führen wir dich hin, dort zeigen wir dir die Quelle deiner Freuden. Nichts von dem bieten wir dir, was jene dir geboten haben. Wir geben dir zu deinem Parfüm den Duft der Blumen, geäderte Blätter für brabantische Spitzen, die Viole des Baches für den Schmuck der geruchlosen Blume von Seide, wir führen dich, statt in den prächtig erleuchteten Prunksaal, unter den gestirnten Prachthimmel, und lassen dich, statt glänzender Kronleuchter, die wetterleuchtende Wolke, statt lockreicher Haargebäude, die Silberhecke bewundern. Dein höchster Lohn, wenn du uns folgest, und treu bleibst, ist das Gefühl, daß du uns gefolgt — und treu geblieben bist. Aber dieses Gefühl — o daß du uns recht kennetest! — wiegt alle Schätze und Güter der Welt auf. Es macht dich ruhig in den Stürmen des Lebens, und würzt bey der bittersten Armuth deine dürftige Mahlzeit. Es schafft deiner

Seele Frieden und Heiterkeit und stille Genüge: es macht schön vor Gott und Menschen. Mag der Herbststurm die verfallenden Blätter deiner Jugend herabwehen, mögen die Rosen deiner Wangen verbleichen, und die Haare deines Hauptes ergrauen! ewig blühet des Geistes Jugend, Zeit und Grab trotzet seiner Schönheit — bleib uns treu und wir sind bey dir auf allen Pfaden des Lebens, im Hause deiner Aeltern, an deinem eigenen Heerde, im Kreise der Deinigen. Bleib uns treu, und wir versammeln liebende Hände um dich, die dir dein Kopfkissen zurecht legen, wenn du krank bist, dir deine gebrochenen Augen schließen, und weinend dein erkaltetes Herz, in dem Unschuld, Einfalt und Demuth wohnten, in den mütterlichen Schooß der Erde legen. Bleib uns treu, und wir erhalten dein Andenken in dem Herzen derer, die du liebtest, die dich liebten, wir führen sie oft zu deinem stillen Grabe, es mit Rosen zu bestreuen, und die Blicke von ihm hinauf zum Himmel zu erheben, voll sehnenden Verlangens nach deiner Umarmung in den Auen des Friedens.

Welchen Weg willst du gehen, welchen Führerinnen folgen!? Le Pique.

49. Der Jüngling Simplicius und die Ameise.

An Mißvergnügte, welche aus Bequemlichkeitsliebe sich nach der Einsamkeit sehnen.

Simplicius sah einst die Lilie
Des Feldes blüh'n und hört der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?"
Sprach er. „Wohlan! so sey mein Leben auch
Blüh'n und Verblüh'n, Betrachten und Gesang?"

Er ging zur einsam-frommen Wüsteney,
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau zur Erd' hinab,
Simplicius." Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein and'rer Hauf'
Hielt Kräutersamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'

Herbey, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört den andern; jeder wich
Beym Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag, und wer
Die Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar.
Simplicius sah's mit Bewunderung,
Und sähe noch; hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht mehr als sie?"
Und vor ihm stand ein Greis. „Mein Sohn!" sprach er,
„Wie? hast du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beyspringen konntest, bist vom Himmel du
Entsprossen? keinem Menschen auf der Welt
Verbunden oder werth; daß ihm ein Theil
Von dir gehört? — Sieh das kleine Volk
Ameisen. Jede wirket ingemein."
Belehrt kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sah fortan
Im großen Ameis'haufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die (oft sich unbewußt)
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für Alle Jedermann.

50. Der Schiffbruch.

Ausdauernde Pflicht-Treue.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?"
Riefen sie; (Er war des Schiffes Priester.)

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens.
„Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde)
„Meine Pflicht beginnt, die eure endet."

Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebeth, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

Welch' ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer versinket?

Herders zerstr. Blätter.

51. Die beyden Bäumchen.

Lohn des Fleißes und des Müssigganges.

Ein Landmann hatte zwey Söhne, die nur um ein Jahr an Alter von einander verschieden waren. Bey ihrer Geburt hatte er ein Paar Aepfelbäumchen von einerley Gattung gepflanzt, die auch auf gleiche Weise gediehen und so schön aufwuchsen, als man nur ein Paar Bäume sehen kann. Als sie nun im Frühlinge beyde mit Blüthen, wie mit einem weißen Tuche überzogen waren, schenkte der Vater jedem den mit ihm gepflanzten Baum, und sagte zu ihnen: „Ihr seht, beyde Bäume sind guter Art, aber sie können durch Mangel an Wartung eben so leicht verderben, als sie durch eine sorgfältige Pflege verbessert werden: nach der Art, wie ihr euch diese werdet angelegen seyn lassen, wird euch ihre Fruchtbarkeit belohnen.“ — Der älteste, Christian, war in Wartung seines Bäumchens unermüdet. Er säuberte ihn täglich von den Raupen, die sich häufig einfanden, band ihn an einen Pfahl, daß er keine falsche Richtung bekam, hackte die Erde um ihn her auf, daß er die aus den Wolken herabträufelnde Feuchtigkeit desto leichter einziehen möchte; kurz, er war ein wahrer Pflegevater für sein Bäumchen. Michel, sein Bruder, aber that von dem allen nichts, kugelte sich, während sein Bruder arbeitete, den Weg hinunter, oder balgte sich mit andern Dorfjungen herum, warf sogar manchmal die Blüthen mit Steinen herab, und vergaß seines Baumes endlich so sehr, daß er gar nicht darnach fragte, bis ihm im Herbste Christians Baum einmal in die Augen fiel, der so voll schöner purpur= und goldfarb durchstreifter Aepfel hing, daß ohne die sorgfältige Stütze, die dieser ihm zugegeben, seine Last ihn zur Erde würde gebeugt haben. — Aufmerksam über diese reiche Ernte lief er geschwind nach seinem Baume in Erwartung, daß ihm dieser wenigstens ebensoviel geben werde; aber wie erstaunte er, als er lauter

kahle

kahle Reiser und kaum etliche gelbe Blätter fand! Voll Neid und Unwillen lief er zu seinem Vater.

„Vater!“ — sagte er, — „was habt ihr mir für einen Baum gegeben? — dieß ist ein dürres Besenreis, von dem ich auch nicht eine einzige Frucht brechen kann: aber mein Bruder — o den habt ihr ganz anders versorgt! befehlt ihm wenigstens, daß er seine Ernte mit mir theile!“ — „Mit dir theilen, unnützer Bube?“ — versetzte der Vater: — also soll der Fleißige mit dem Müssiggänger seinen Schweiß theilen? — Darbe du und fühle den Lohn deiner Nachlässigkeit, und unterstehe dich nicht, wenn du Christians reichen Segen siehst, über deines Vaters Ungerechtigkeit zu klagen. — Daß dein Stamm so gut und tragbar als deines Bruders seiner war, zeigte dir die Menge seiner Blüthen: — er genießt eines gleich fruchtbaren Bodens; aber er genoß nicht gleicher Pflege. Christian verfolgte die kleinste Raupe, die er gewahr wurde: du ließest Käfer und Raupen die Früchte schon in der Blüthe verzehren. — Wie die Arbeit, so der Lohn!“

Röchling.

53. Anmuthige Historie von den drey Söhnen eines Bettlers, die endlich reiche Herren geworden sind.

Beharrlicher Fleiß überwindet Alles.

Es gibt allerley Arbeiten, die der ärmste Bauersmann ohne Mühe anfangen kann, um sein Brod zu verdienen und Weib und Kind zu ernähren; wer nur aufmerksam, fleißig und sparsam ist, der verdirbt in der Welt nicht. Das beweiset die Geschichte vom Hansjörg Schmid.

Der alte Hansjörg war ein Bettler, der in Kriegsdiensten das rechte Bein verloren hatte. Er ging noch vor mehreren Jahren von Haus zu Haus in den Dörfern am Bodensee, bald zu Fischbach, bald zu Salmannsweiler

und so weiter, um Brod zu heischen. — Jetzt aber sitzt der alte Hansjörg als ein reicher Mann im Lehnstuhl; und die Leute wundern sich seiner, und niemand weiß, woher er es hat. Da sagt der Eine: er hat einen Schatz gefunden! — Nein, schreyt der Andere, der Drache hat es ihm durch den Kamin gebracht! Nein, schreyt der Dritte: er hat mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen! — Und ich sage: Ihr seyd alle insgesammt einfältige Tröpfe. Ich will's euch besser sagen.

Hansjörg hatte drey Söhne, die er, trotz seiner Armuth, in christlicher Tugend auferzog, und durch die Güte des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters unentgeldlich zur Schule schickte.

An einem heißen Tage saß Hansjörg auf dem Felde, und theilte mit den drey Knaben sein Brod.

„Buben!" sagte Hansjörg: „Ihr seyd groß genug, und könnet mit Arbeiten euer Brod selbst verdienen. Aber betteln dürfet ihr nicht, denn Bettelbrod ist bittere Noth; Diebesbrod bringt Galgentod! — Du da; Peter, bist vierzehn Jahre alt, hast zwey gesunde Augen — such dir Arbeit! — Du, Gabriel, bist dreyzehn Jahre alt, hast zwey gesunde Arme, geh und schaff! — Du, Veit, bist eilf Jahre an, hast gesunde Beine, lauf nach deinem Brod!"

Da riefen alle verwundert: „Vater, wo sollen wir Brod suchen, ohne es zu betteln?"

Hansjörg antwortete und sprach: Ob wir gleich in der Welt nicht eigen Haus und Hof haben, eigen Wald und Gärten, so fällt doch manches hin, was Keinem gehört, und was Keiner will, und daraus machet Geld. Ich will's euch aber lehren; denn viele Hundert verstehen dieß Kunststück nicht. Und wenn ihr euch damit Geld erworben habt: so sammelt es, und verzehrt es nicht. Bringet ihr es nur erst dahin, daß ihr alle Tage gegessen und getrunken habt und

alle Tage einen Batzen erübriget von eurem Verdienst: so hat jeder von euch in einem Jahre vier und zwanzig Gulden gewonnen. In zehn Jahren sind das schöne zweyhundert und vierzig Gulden."

Darauf führte Hansjörg seine drey Söhne durch Dorf und Stadt und Feld und Wald.

Er ließ sie alle große Beine und Knochen sammeln, die weggeworfen waren, und an geschickte Dreher verkaufen, die dergleichen zu mancherley verarbeiteten. Deßgleichen lasen sie alles alte Glas in großen Säcken zusammen, und verkauften es an die Glaser. Im Sommer brachten sie große Päcke von gesammelten Wachholderbeeren, Salbey, Rosenblättern, Hollunderblüthen u. dgl. in die Apotheken, und wurden schön bezahlt, und bekamen frische Bestellung. Alle Kühhaare sammelten sie, und wieder Roßhaare, wo solche zu finden waren. Hatten sie einen Haufen beysammen, so trugen sie die Kühhaare zu den Tapezierern, die Roßhaare zu den Sattlern, Stuhl- und Wagenmachern, die dergleichen brauchen: und das Alles brachte Geld ein, und war doch nur im Vorbeygehen gesammelt. Eben so suchten sie Schweinsborsten zusammen für Bürstenbinder, alles Gedärme von geschlachten Vieh, so sie fleißig auswuschen, trockneten, und den Saitenmachern brachten, die dergleichen gern kaufen. Wo man ihnen Asche gab, schleppten sie solche zusammen, da waren denn immer Seifensieder und andere Handwerker, die sie gern hatten. — Wollene und leinene Lumpen hoben sie sorgfältig auf; je größer ihr Haufe war, den sie an den Papierer verkauften, je dicker schossen die Batzen aus dessen Taschen hervor. — Ja keine Feder, die zur Bettfeder taugte, keine Feder aus einem Gänsflügel, die zur Schreibfeder taugte, durfte verloren gehen. Und ging es gleich damit lang-

sam, so kamen doch nach Monaten ansehnliche Bündel unvermerkt zusammen.

Im Herbst nun gab's für die drey Knaben vollauf zu thun. Wo es erlaubt war, suchten sie alles wilde Obst zusammen, woraus verständige Haushaltungen Essig, Most und andere nützliche Sachen bereiten; im Walde suchten sie eine ausserordentliche Menge von Samen der Eichen, Buchen, Hagebuchen, Birken, Erlen, Ulmen u. dgl. zusammen, der ihnen von den Oberförstern und Samenhändlern theuer bezahlt ward. Unter den wilden Kastanienbäumen lasen sie die Kastanien in ihre Säcke auf, ließen sie in einer Mühle malen, wo man sie zwar auslachte, weil der Müller meinte, sie wollten das Mehl von diesen bittern Kastanien essen, die kein Thier und kein Mensch genießen mag. Aber die kleinen Söhne des Hansjörg ließen den Müller lachen, und verkauften ihr Kastanienmehl schön an die Buchbinder, Tapezierer und andere Handwerker zu Kleister und Pappe. — Und wenn es nichts zu thun gab: so wuchsen doch nach einem warmen Regen Pilze und Schwämme für die Leckermäuler in der Stadt; oder es gab Moos (Miesch) zu scharren, an der Sonne wohl auszudörren, und an die Kaufleute zum Packen, zum Sessellausstopfen und andern Dingen zu verhandeln.

Im Winter beschäftigten sich die Kleinen damit, Besen zu binden, aus Weidenruthen zierliche Körbe zu flechten, oder alte auszubessern, oder von Stroh Teller und Körblein zu flechten, (darin war der alte Hansjörg Meister), oder Sessel zu flechten.

Genug, das Haus des armen Mannes, bey welchem Hansjörg mit seinen Söhnen wohnte, war wie ein großes Magazin von allerley Zeug, daß es kaum Platz hatte. Denn die Knaben schleppten alle Tage, die Gott werden ließ, von links und rechts zusammen, wie die kleinen Vögel, welche sich ein frisches Nest bauen wollen. Sie wurden

nach und nach mit ihren Kaufleuten immer bekannter, wußten, wie man die Waare am liebsten hatte, und wurden dabey immer geschickter.

Als nun das Jahr zu Ende war, rechnete Vater Hansjörg zusammen, und siehe, es ergab sich, daß die drey Knaben etwas mehr als einen Batzen des Tages zusammengearbeitet hatten. Denn in der Kasse lagen von allem Verkauften, wobey es dann und wann von den Herrn in der Stadt noch ein artiges Trinkgeld gegeben hatte, hundert und vier Gulden drey und zwanzig Kreuzer.

Hansjörg trug die Summe sogleich zu einem angesehenen Kaufmann und that sie auf Zins aus. Das freute die drey Knaben, denn sie hatten in ihrem Leben nicht so viel Geld beysammen gesehen. Freylich hatten sie noch viel schlechter gelebt, denn sonst, wo sie betteln gingen; aber das mühsam erworbene Brod schmeckte ihnen viel süßer. Ja, riefen sie lustig am Neujahrstage:

Bettelbrod ist bitt're Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod,
Aber Arbeit segnet Gott!

Nun gings frisch ins folgende Jahr hinein. Man ward wieder fleißig. Hansjörg ging nicht mehr betteln, sondern bestellte das Hauswesen, ging zu Lohgerbern, Seifensiedern, Samenhändlern, und half die Waaren besser an den Mann bringen.

Nach vier sauern Jahren hatte er die Freude, beym Kaufmann schon sechshundert und vierzehn Gulden untergebracht zu haben.

Aber nun waren die drey Buben größer, und es gab unter ihnen allerley Hader. Bald hatte der Eine zu wenig gearbeitet, bald der Andere zu wohlfeil verkauft; bald der Dritte wo einen Schoppen Wein getrunken.

Da Hansjörg den Zank nicht leiden wollte, sprach er: „Ich gebe jedem von euch hundert Gulden. Ihr taugt nicht beysammen. Geht in die Welt; arbeite jeder für sich.

Das übrige Geld bleibt bey unserm Kaufmann für den Fall der Noth euch aufgehoben, und soll alljährlich der Zins zum Kapital geschlagen werden.“

Da drückten die Brüder einander die Hand, und sprachen zum Hansjörg: „Lebet wohl, Vater!“ Peter ging gegen Morgen, Gabriel gegen Abend, Veit gegen Mitternacht.

Und Hansjörg erfuhr nie wieder etwas von seinen Söhnen; sie blieben verschwunden, und es gereuet ihn, sie alle fortgeschickt zu haben, denn er ward alt und schwach. Aber er rührte das Geld seiner Kinder nie an bey dem Kaufmann, sondern ließ sich das Kapital durch die darauf geschlagenen Zinsen mehren. Er ging wieder nach Brod von Haus zu Haus, und man gab dem alten lahmen Hansjörg wohl gern, so lange er fordern konnte.

Aber endlich konnte er nicht mehr fordern, denn er war krank, und war schon zwey und sechszig Jahre alt. Die Leute, die ihn kannten, schickten ihm wohl von Zeit zu Zeit einige Lebensmittel. Doch die Gemeinde, in welcher er seit vier und zwanzig Jahren gewohnt hatte, verstieß ihn unbarmherzig, weil er ein Fremder war. „Er soll uns nicht zur Last fallen;“ sagten die Bauern: „in vierzehn Tagen muß er zum Dorf hinaus!“

„Ich weiß nirgends hin!“ antwortete Hansjörg: „doch zur Last will ich keinem fallen. Jetzt ist die Noth am höchsten, Gottes Hülfe wird auch am nächsten seyn!“ —

Darauf schrieb er an den Kaufmann in die Stadt einen Zettel. Und in den Brief schrieb er: „Sendet mir dreyhundert Gulden von meinem Kapital, denn ich bin alt und schwach, und von meinen armen Kindern hab' ich schon seit vierzehn Jahren nichts vernommen! Sie leben nicht mehr. Ich folge ihnen bald in die Ewigkeit!“

„Ihr seyd reich genug!“ antwortete der Kaufmann, „denn euer Geld hat sich über zweytausend Gulden nach und nach vermehrt. Hiemit sende ich dreyhundert Gulden.“

Als das Geld ankam, rissen alle Bauern im Dorfe die Augen weit auf, und thaten wieder freundlich zu Hansjörg, und jeder sagte: der lahme Kerl kann hexen.

Doch Hansjörg war bey seinen dreyhundert Gulden nicht froh; er sehnte sich zu sterben, um bald wieder zu seinen drey Söhnen zu kommen, die er für gewiß todt hielt, und längst im Himmel vermuthete. Er war oft sehr niedergeschlagen.

„Ich werde allein sterben!“ sprach er: „und an meinem Todtenbette wird kein mitleidiges Auge weinen; und meine brechenden Augen wird nicht die weiche Hand eines geliebten Sohnes zudrücken. Hätt' ich nur wenigstens den kleinen Veit behalten!“

Doch Hansjörg starb nicht, ward vielmehr wieder gesund, und pflegte sich im Alter gar wohl, und that sich alle Woche einmal am Sonntage im Wirthshaus beym Schoppen Wein gütlich.

An einem schönen Sonntag Abend saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause unter der alten blühenden Linde. Hui, kömmt wie ein Wetter ins Dorf gesprengt ein Bedienter zu Pferd, in rothem Scharlach gekleidet, mit silbernen Tressen daran.

Er hielt vor dem Wirthshaus still, und fragte mit lauter Stimme: wohnt hier im Dorfe der Herr Hans Georg Schmid?

Die Bauern verwunderten sich und sprachen: „Ja freylich. Er trinkt sein Schöppli unter der alten Linde.“

Da dreht der Bediente das Roß um, und schnell wieder zurück im vollen Galopp. Und die Bauern gingen alle zum Hansjörg und erzählten, was sie gehört und gesehen, und riethen hin und her, was es bedeuten könne?

Siehe, da kamen zwey prächtige Kutschen in's Dorf, und hielten vor der Wohnung des Hansjörg still. Dann stiegen drey junge Herren und zwey schöne Frauenzimmer in reichen Kleidern daraus, und alle fielen mit offenen Armen an den Hals des alten Hansjörg, der nicht wußte, wie ihm geschah.

„Vater, kennet Ihr uns nicht?" rief der älteste: „ich bin euer Peter, und dermalen ein Spezerey- und Gewürz-Händler in Warschau (einer großen Stadt in Polen), und dieses Frauenzimmer ist meine Frau!"

Darauf sprach der zweyte Herr: „Und ich bin euer Gabriel, und dieß ist meine Frau, und ich habe bisher großen Kornhandel in Warschau getrieben. Noch sprach der dritte: „Und ich bin euer Veit, und komme aus Ostindien, wohin ich dreymal mit allerley Waaren reisete; und habe aus den Zeitungen den Aufenthalt meiner Brüder erfahren, und mir ein Landgut bey Warschau gekauft. Nun kommen wir, und wollen euch mit uns nehmen und eurer im Alter pflegen."

Da weinte der arme Hansjörg Freudenthränen am Halse seiner vielgeliebten Kinder, und er segnete sie und ihre Weiber.

„Ha," riefen die Söhne: „Ihr müsset bey uns wohnen, denn nur euch sind wir unser Glück schuldig. Hättet Ihr uns nicht gelehrt, Moos und Lumpen, Knochen und Haare, Kräuter und Federn, Baumsamen und Rosenblätter u. dgl. sammeln und benutzen; so wären wir noch heute arme Bettler. Aber wir haben euren Spruch uns oft vorgebetet, wenn's uns sauer ward:

Bettelbrod ist bittre Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod;
Aber Arbeit segnet Gott!

und dann gings!"

Also sprachen die frommen Söhne, und nahmen ihren hochbeglückten Vater mit sich, und vermachten das Geld,

so er beym Kaufmann hatte, an die Gemeindskasse zur bessern Besoldung des Schulmeisters, und lebten alle froh und vergnügt.

Da standen die Bauern da, und sperrten die Schnäbel auf, und wußten nicht, wie das Ding zugegangen; und der Klügste von den Dummen sagte, indem er bedenklich den hohlen Kopf schüttelte: „Der Hansjörg muß mit dem Teufel einen Bund haben, wie könnte er sonst zu so vielem Reichthum kommen!"

Zschokke.

53. Hänschen und der Gärtner.

Fleiß überwindet Schwierigkeiten.

Hänschen kam aus der Schule, und ging in seines Vaters Garten. Noch standen ihm die Thränen in den Augen, weil er abermals, was der Lehrer vorgetragen hatte, nicht hatte fassen können. „Ja," sprach er, „wenn ich meine andern Mitschüler ansehe, wie ihnen das alles in den Kopf fliegt, und ich, ich sitze immer da, und kann nichts. — O! der dumme Kopf, den ich habe!"

Der Gärtner, ein verständiger Mann, der dem kleinen Hänschen hinter der Hecke zugehört hatte, kam hervor und ergriff den Knaben bey der Hand und sprach zu ihm: — „Glaubst du wohl, liebes Hänschen, daß diese Kirschbäume, die so voller Kirschen da stehen, sonst auch hier gestanden und so viel Früchte getragen haben?" —

Hänschen. „Doch wohl!" —

„O nein," antwortete der Gärtner. — „Vor langen Zeiten, da war dieß nicht so. Da wuchs hier nichts als Disteln und anderes Unkraut untereinander. Da wandten die Leute aber alle ihre Kräfte an, den Erdboden dahin zu bringen, daß er fruchtbar würde. — Da holten sie aus andern Ländern Bäume und andere Gewächse, und pflanzten sie an. — Nun hatten sie Bäume, aber was machten sie für Augen, da sie nicht so viel Früchte sahen, als sie sich eingebildet hatten!

Sie ließen jedoch nicht ab, machten das Erdreich immer fruchtbarer und fruchtbarer, verdoppelten ihren Fleiß, und siehe da, endlich gelang es ihnen! Ihre Wünsche waren erreicht, und ihre Bäume trugen die schönsten Früchte. —

Siehe, so mache du es auch, Hänschen! Du hast einen Kopf, sagst du, der nicht gleich alles fassen will. Laß nicht ab! — Sey immer fleißiger, gib dir alle mögliche Mühe, die Sachen zu begreifen, und du wirst doch endlich etwas lernen. Durch Fleiß hat es mancher mittelmäßige Kopf oft weiter gebracht, als die besten Köpfe, die ihre guten Anlagen nicht gehörig anwandten, und zu viel Vertrauen auf ihre Fähigkeiten setzten." —

Hänschen drückte dem alten Gärtner die Hand, ging still fort, war von der Zeit an sehr fleißig, und wenn ihn manchmal etwas zu schwer däuchte, so ließ er doch nicht in seinem Fleiße nach, und übertraf endlich viele seiner Mitschüler an Kenntnissen und Wissenschaften.

Wehnert.

54. Das Perlhünchen und das Rehchen.

Hochmuth kommt vor dem Fall.

Es war einmal ein kleines Perlhuhn, das wohnte in einem Holzstalle. Am Tage ging es in einem großen Hofe spatzieren, und des Nachts schlief es in einem Neste, das es sich von Stroh und dürrem Laube in einer Ecke des Stalles gemacht hatte. Es führte aber ein sehr vergnügtes Leben, nur wünschte es, einen Freund zu haben. Mit den Hühnern wollte es sich nicht vertraut machen, denn das waren gar neidische Thiere, und vor dem Hofhunde fürchtete es sich. Darum blieb es allein, und sang für sich des Morgens sein Morgenlied so schön, als die Perlhühner singen können, und sah zu einem Loche heraus, das es sein Fenster nannte.

Eines Tages aber brachte ein fremder Mann ein junges Reh, das er in dem Walde seiner Mutter, dem alten

Reh, genommen hatte. Das arme Thierchen war sehr betrübt und schüchtern und fürchtete sich vor allen Thieren, die auf dem Hofe waren. Als diese die Furcht des Rehes bemerkten, hatten die eine Freude daran, es noch mehr zu ängstigen. Bald lief der Haushahn mit aufgeblasenem Halse gegen es hin, da lief es in großen Sätzen in eine andere Ecke; dort aber streckten ein Paar Gänse ihre langen Hälse gegen es aus, und als es denen entflohen war, kam es an die Hütte des Hofhundes, der mit lautem Bellen herausfuhr, und es zu zerreißen drohte.

So ward es ohne Aufhören auf dem Hofe herumgejagt, bis es endlich die Thüre des Holzstalles fand. Da schlüpfte es hinein, und barg sich in dem Stroh hinter einem abgehauenen Eichbaum. Aber das Perlhuhn schlich ihm nach, und setzte sich auf dem Balken, und sprach ihm Muth zu.

Fürchte dich nicht, sagte es zu ihm, du kannst hier bleiben, und wir wollen Freundschaft schließen. Darauf ging es hinaus auf den Hof, und schalt die Hühner und befahl ihnen, das Rehchen in Zukunft ruhen zu lassen. Dann kam es wieder herein, und die beyden Thierchen lebten fortan in zutraulicher Freundschaft.

Der Mann aber, dem der Hof gehörte, hatte ein Paar Kinder, die gewannen das Rehchen sehr lieb. Es hatte ein schönes, geflecktes Fell und freundliche Augen, und wenn es in dem Hofe mit lustigen Sätzen auf und absprang, so lockten sie es zu sich, und streichelten es, und brachten ihm allerley Gutes zu essen. Nach und nach gewöhnten sie es, daß es in's Haus lief, und es kam jeden Morgen, wenn die Kinder frühstückten, und es lebte herrlich und in Freuden.

Aber das Perlhünchen schüttelte sein kleines Köpfchen und sagte bey sich: Ich fürchte, mein Freund wird wohl verwöhnt werden, wo nicht gar stolz und übermüthig, wenn ihm wegen seines schönen Fellchens und seiner schwarzen Au-

gen so geschmeichelt wird. Darum redete es einmal mit ihm des Abends, als es aus dem Hause zurückkam.

„Liebes Rehchen," sagte es zu ihm, „ich freue mich, daß es dir so gut geht; du hast dich jetzt auf unserem Hofe eingewöhnt: du hast nichts mehr zu fürchten, denn jedermann vertheidigt dich, du bist geliebt und gepriesen von allen Hausgenossen, aber hüte dich, daß du dich nicht von deinem Glücke verblenden lässest. In dem Hause gibt es allerley gefährliche Dinge, die du nicht kennst, bleibe daher lieber hier im Hofe auf ebener Erde wie ich." Das Rehchen aber meinte, das hätte nichts zu sagen, denn es war über sein Glück schon stolz geworden.

„Was habe ich denn hier in dem einfältigen Hofe," sagte es zum Perlhuhn: „Da hat man keine andere Gesellschaft als die dummen Hühner, die zu Nichts taugen, als Eyer zu legen, und dabey zu schreyen; wenn man mich gerne im Hause sieht, warum soll ich nicht hingehen? Ich habe noch nichts Gefährliches darin gesehen."

Das bescheidene Perlhühnchen aber schüttelte wieder sein Köpfchen, denn es merkte, daß das Rehchen schon ganz hochmüthig geworden war, und daß es sich um seine Freundschaft nicht viel mehr kümmere. Darum schwieg es still, und sagte blos: „Rehchen, denke an mich, es wird dich einmal gereuen."

Aber das Rehchen hörte nicht auf die Stimme des klugen Perlhühnchens, sondern fing an, dasselbe zu verachten. Wenn es Morgens aufstand, so lief es sogleich in das Haus zu den Kindern, stieg mit ihnen die Treppe hinauf, und sah ganz hochmüthig zum Fenster heraus; wann es dann wieder in den Hof herabkam, um darin spatzieren zu gehen, so that es, als ob es das Perlhuhn gar nicht sähe, sondern lief an ihm vorbey, und achtete es nicht, ja endlich wollte es nicht mehr bey ihm wohnen, sondern versteckte sich in dem Hause, wenn der alte Hausknecht die Thüren zuschloß, und

schlief auf einem Teppich, der auf dem Boden ausgebreitet war.

Das Perlhühnchen aber betrübte sich sehr über die Undankbarkeit seines Freundes, aber es wagte nicht, ihm Vorwürfe zu machen. Aber dennoch konnte es nicht aufhören, es lieb zu haben, und für sein Bestes besorgt zu seyn. Darum, als es sah, daß das Rehchen immer mit den Kindern die hohe Treppe hinauf stieg, und sich an's Fenster setzte, sagte es wieder zu ihm: „Lieb' Rehchen, wenn du meinem Rath folgen willst, so steige nicht so hoch, wer hoch steigt, der fällt auch hoch." Aber das Rehchen lachte, und sprach: „Was kümmerst du dich so um mich? Ich muß doch selbst am Besten wissen, was gefährlich ist oder nicht. Hier hat man eine gar schöne Aussicht, und die einfältigen Hühner da unten sind ganz klein, wie die Tauben." Das Perlhuhn aber sah, daß alle seine guten Ermahnungen und Worte verloren waren. Hochmuth kommt vor dem Fall, sagte es und schwieg still, und schlich sich in seinen Holzstall.

Aber was das Perlhühnchen vorausgesagt hatte, das traf leider ein. Das Rehchen saß wieder einmal oben am Fenster, und sah recht hochmüthig auf die Thiere im Hof herab. Da kam ein starker Wind, und braus'te durch das Haus, und schlug eine Thüre zu, so stark, daß das Rehchen voller Schrecken aufsprang. Da es aber so schnell nicht wußte, wo es hinspringen sollte, sprang es zum Fenster hinaus, und fiel mit dem Kopf auf einen harten Stein, und blieb todt liegen. Das Perlhühnchen aber schrie, so laut es konnte, um Hülfe. Es kamen auch die Kinder und Hans der Hausknecht, und schüttelten es, und stellten es auf seine Beine, aber es fiel immer wieder todt hin. Da trug man es in den Garten, und begrub es unter einen Hollunderbaum, der eben blühte. Das Perlhühnchen aber sagte: „O! wenn du mir gefolgt hättest, so wärest du nicht gestorben," und alle Jah-

wenn der Baum blühte, setzte es sich darunter, und weinte über seinen unglücklichen Freund. Rudolphi.

55. Der Strom und der Bach.

Keine Größe ohne Bescheidenheit.

Ein kleiner Bach stürzte mit großem Geräusche in einen Strom, der still und ruhig dahin floß. „Ich begreife nicht," sprach einst der rauschende Bach zu ihm, „warum du so schweigend vorüber ziehst? — Ich, an deiner Statt wollte rauschen, daß ich Meilen weit gehört würde" — „Mich" — erwiederte der Strom — „der über hundert Meilen weit das Land tränkt, die Bewohner der Ufer mit Ueberfluß an Fischen versieht, und Schiffe ins Meer hinab trägt, mich kennt und ehrt die Welt auch ohne Geräusch. Dieß ist nur für dich, der einige Stunden lang über Kiesel hinwegtändelt, damit man wenigstens höre, daß du da seyest." — Ein Weiser stand am Ufer, und sprach zum Jüngling neben ihm: „Siehst du? — Je größer das Verdienst, desto größer die Bescheidenheit."

56. Der Todtenkopf.

Thörichte Eitelkeit.

Nicht älter als zwölf Jahre war Henriette; aber doch schon so eitel, daß sie wohl Viertelstunden lang vor dem Spiegel stand, um mit Selbstgefälligkeit ihr Gesichtchen zu beschauen. Der Mutter war das gar nicht lieb; denn sie wünschte, daß ihre Tochter höhern Werth auf ihre Seele, als auf ihren Körper legen möchte. Sie unterließ daher auch nicht, das eitle Kind ernstlich so oft zu tadeln, als sie dasselbe vor dem Spiegel antraf; allein das half alles nichts, und wenn auch Henriette nicht mehr so dreist, so oft und so lang vor den treuen Maler ihres Antlitzes hintrat, so konnte sie doch nie bey demselben vorübergehen, ohne wenigstens einen Seitenblick ihm zuzuwerfen.

Das Uebel war also schon ziemlich tief eingewurzelt, und hätte mit der Zeit ihr, von Natur gutes Herz leicht ganz verderben können.

Da schlug sich endlich der Vater in's Mittel; um seine liebe Tochter von einer zwar gewöhnlichen, aber auch sehr gefährlichen Seelenkrankheit der Mädchen zu heilen. Die obere Verzierung des Spiegels ward von Stund an ein natürlicher Todtenkopf, unter welchem folgende Worte standen:

Auch ich war einst ein schön Gesicht
Und sah so gern mich hier.
Sey stolz auf's schöne Lärvchen nicht,
Und spieg'le dich an mir.

Das Mittel wirkte. Ueber jedem Spiegel glaubte nun Henriette einen häßlichen Todtenkopf zu erblicken, und sie fühlte seitdem es ganz, wie thöricht es sey, wegen einer Sache eitel zu seyn, die ein bloßes Geschenk des Glücks, und ein so schneller und gewisser Raub der Vergänglichkeit ist.

Gutmann.

57. Der Weinstock.

Verzaget nicht, Verlassene.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume sich gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Daseyn. „Mich hat der Herr gepflanzt," — sprach die erhabene Ceder „Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt." — „Jehovah's Güte hat mich zum Segen gesetzt," — sprach der umschattende Palmbaum — „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet" — Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes." — und die Myrthe sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen." —

So rühmten alle, der Oehl- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten. Der einzige Weinstock schwieg, und sank zu Boden. „Mir" — sprach er zu sich selbst —

„scheint Alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten.“ —

Er sank darnieder, und seine Zweige weinten. Nicht lange wartete und weinte er; siehe da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank, und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf, und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Glut der Sonne durchdrang seine harten grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den labenden Trank für Menschen.

Mit reichen Trauben geschmückt neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling.

Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt: denn viele standen entfruchtet da, er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, und seiner ausharrenden Demuth. Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz, hebt empor den niedergesunkenen Muth, und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus! — Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde.

Herders zerstr. Blätter.

58. Das Wölkchen.

Hoffnung — des Lebens Trösterin.

Die ersten Menschen hatten das schöne jugendliche Land ihres Ursprungs verlassen. Vor dem Eingange Edens stand der Cherub mit dem flammenden Schwerte, ein Bild ihrer Schuld. Sie selbst gingen umher und weinten.

Vor

Vor ihnen lag öde und schweigend das Land der Mühe und Schmerzen. Dornen hemmten ihren Pfad, und Disteln starrten vor ihren Füßen. Dazu tönete das ernste Wort des Richters noch immer in ihren Herzen: „Verflucht sey der Acker um deinetwillen! — Mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, und mit Schmerzen sollst du deinen Kindern das Leben geben!“ —

„Sie standen und seufzten: Ach warum hat nicht vielmehr des Cherubs flammendes Schwert unser Leben vernichtet! — Wer wird sich unser nun erbarmen.“ — So klagten sie und weinten. Siehe da erhob sich ein leises Säuseln von Eden her. Die Stauden neigeten sich. Es wird — dachten sie — der Himmlischen Einer erscheinen. —

Und sie verbargen sich ängstlich und schüchtern. Aber es schwebte ein Wölkchen von Edens Hügel herüber, und des Wölkchens Gestalt war wie die Morgenröthe, und es ruhete vor ihrem Angesicht. Sie harreten, ob ein Himmlischer hervortreten würde. Da ertönete eine liebliche Stimme, wie ein leiser Gesang aus dem duftigen Gewölke, und die Stimme sprach: „Euer irdisches Auge wird mich nicht schauen, aber ich will unsichtbar euch durch das Leben geleiten. — In eueren Herzen soll der Schimmer meines Morgenroths wohnen, und eures Lebens Pfad euch erheitern. Wenn dir, o Mann, der Schweiß deines Angesichts in die Furchen treuft, dann zeig' ich dir im fernen Dämmerlichte ein goldenes Aehrenfeld und blühende Gärten, und du meynst dir ein neues Eden zu bauen. Und du, Weib, erkohren der Menschheit Mutter zu seyn — mit Schmerzen wirst du deinen Kindern das Leben geben, aber dein frommer Mutterblick auf das holde Kleine wird in ihm einen Engel Edens erblicken, und Freudenthränen weinen.“ —

„Aber ach,“ — seufzten die Menschen — „du verborgener Bote des Trostes, wirst du, wann wir nun des Todes sterben müssen, uns dann auch verlassen?“ —

Aus dem Gewölk ertönte die Antwort: „Aus Nächten müssen fortan euch Morgenröthen erblühen! — Wann des Lebens Tag euch schwindet, dann wird mein freundliches Licht euren Geist umschweben, daß ihr Eden geöffnet sehet, wenn ihr nur Glauben habt und Liebe."

„O du tröstender Bote des Himmels, wer bist du denn, und wie heißt dein Name?" — fragten die Menschen. —

„Ich bin des Glaubens und der Liebe Tochter! — Mein Name ist Hoffnung!"

So ward die Antwort. Das rosenfarbige Gewölke zerrann, und umfloß die Sterblichen, daß sie das himmlische Kind nicht sahen. Aber ihre Seele ward heiter. —

Rechens Philalethia.

59. Hanna und Sulamith.

Schöner Tod.

Im Lande Israel, am Fuße des lieblichen Berges Tabor, lebte eine Wittwe, Namens Hanna, mit ihrem einzigen Töchterlein, die hieß Sulamith. Und sie waren sehr arm, und das Häuslein, worin sie wohnten, war klein. Aber ihr Herz war fröhlich und heiter, und ihre Tage floßen sanft dahin; denn sie lebten fromm, und fürchteten Gott. Und Hanna unterwies das Herz ihres Kindes in allem Guten, und lehrete Sulamith, wie der liebe Gott die Pflanzen aus der Erde hervorbringt, und den Thau darauf gießt, und seine Sonne über Alles, was da lebet, aufgehen läßt, und wie er den Menschen soviel Gutes gibt mit jeglichem Tage. Dazu erzählte sie aus den heiligen Schriften viele schöne Geschichten und Lehren.

Und wenn die Mutter also redete, dann kamen ihr die Thränen in die Augen. Dann sagte Sulamith zu ihrer Mutter Hanna: „Mutter, du weinst ja!" — Aber die Mutter antwortete lächelnd, und sprach: „O, mein Kind, seine Güte und Liebe ist viel zu groß, als daß ein Menschenherz sie fassen möchte." —

Also redeten sie oftmals mit einander, und so wie die Worte, so waren auch die Thaten. Gott aber segnete sie, und ihr kleines Gärtchen brachte vielfältige Frucht, so wie auch die Bäume, die rings um das Häuschen standen und über das Dach hervorragten, also daß sie auch andern mittheilen, und die Kranken und Dürftigen laben konnten von ihrem Ueberflusse. Dann sagte Hanna: „Siehest du wohl Sulamith, daß Geben seliger ist denn Nehmen! — O wohl uns, daß wir auch unser Scherflein zum Opfer bringen dürfen, und keines es verschmähet, und sich von uns wendet.“ —

Also lebten sie heiter und fröhlich im stillen Hüttchen, und sie schmückten es, und baueten das Gärtchen mit fleißigen Händen. Siehe, da kam eine böse Seuche, und Hanna ward sehr krank, und lag darnieder. Und Sulamith ihr Töchterlein ward auch krank vor Kummer und Aengsten.

Da merkte die Mutter, daß sie sterben sollte, und sie sprach mit lächelndem Antlitz und leiser Stimme also: „Mein liebes Kind, mein Stündlein ist nun vorhanden. Aber verzage nur nicht, und sey getrost! der liebe Vater droben wird es wohl mit dir machen.“ —

Also sprach sie, und vermochte nicht weiter zu reden; denn ihre Kräfte hatten abgenommen. Sulamith aber weinte herzlich, und kniete nieder, und hob die Hände empor, und bethete: „O du lieber Vater im Himmel, laß mir doch meine einzige liebe Mutter! wie sollte ich denn allein hier zurück bleiben?“ —

So bethete die kleine Sulamith, und die Engel trugen das Gebeth der Unschuld zu den Sternen.

Da kam die Morgenröthe, und die Sonne ging auf, und der röthliche Glanz des neuen Tages strömte milde und lieblich in das Kämmerlein. Sulamith aber schmiegte sich an die Brust ihrer Mutter, und erwärmte sie. Siehe! da nahete sich der Todesengel im goldenen Strahl des Morgenlichts, und lösete ihre Seelen.

So schwebten Hanna und Sulamith im Glanze der Morgensonne zu der schöneren Welt empor.

Krummacher.

60. Der Tod des Christen.

Einst begegnete der Tod einem Tugendhaften. — „Sey mir gegrüßt, Bote der Unsterblichkeit, sey mir gegrüßt!“— So redete der Tugendhafte zu ihm.

„Wie, sprach der Tod, Sohn der Sünde, erschreckst du nicht vor mir?“ —

„Nein, wer nicht vor sich selbst erschrecken darf, dem kannst du auch nicht schrecklich seyn.“ —

„Schauerst du nicht vor den Krankheiten, die vor mir her krächzen, und vor dem kalten Schweiße, der von meinen Fittichen träufelt?“ — „Nein!“ — versetzte der Tugendhafte. —

„Und warum schauerst du nicht?“ —

„Weil die Krankheit und der kalte Schweiß mir deine Gegenwart ankündigen.“ —

„Und wer bist denn du, du Sterblicher, daß du dich vor mir nicht fürchtest?“ —

„Ich bin ein Christ,“ lächelte dieser ihm zu. —

Plötzlich hauchte der Tod ihn an, und da war kein Tod und kein Sterblicher mehr. Ein Grab hatte sich unter ihren Füßen eröffnet, und darin lag etwas.

Ich weinte. Schnell zogen göttliche Stimmen meine Augen nach den Wolken. Ich sah den Christen in den Wolken. Er lächelte noch so, wie er dem Tod entgegenlächelte, und faltete die Hände. Glänzende Geister jauchzten ihm entgegen, und der Christ glänzte so herrlich, wie sie. Ich weinte. Jetzt blickt' ich nach dem Grabe, und erkannte nun, was darin lag — nichts als des Christen abgetragenes Kleid.

Lavater.

III. Abtheilung.

61. Die aufgehende Sonne.

Wandle in Liebe.

Ein weiser Lehrer wandelte an einem schönen Frühlings-Morgen hinaus auf das Feld. Seine zwey Söhne folgten ihm nach. Es ging eben die Sonne auf. Ein lieblicher Schimmer ergoß sich über das Thal hin, die Gipfel der Berge erglänzten im Morgenroth, und die Vögel stimmten ihr munteres Lied an, den jungen Tag zu begrüßen. Da erhob der Vater sein Haupt andächtig gen Himmel, und sprach mit bewegtem Gemüthe: „Seht, meine Söhne, dort steigt sie herauf die herrliche Sonne! Licht, Wärme und Leben strömet in ewiger Fülle aus ihr, auf daß die Blumen und Früchte der Erde gedeihen, und das Herz des Menschen sich freue; denn sie wandelt einher — Freude und Segen verbreitend.“

Die Sonne, lieben Kinder! sey uns ein Bild unsers irdischen Wandels. Was sie der Welt ist, das soll jeder Mensch seyn, an der Stelle, dahin ihn Gottes Hand gesetzt hat. Erfreuen und segnen wie Gott, und im Namen Gottes — das ist der Sonne himmlisches Tagewerk. Und Wohlthun und Segen verbreiten, wie der Vater im Himmel, und im Namen des himmlischen Vaters — dieß ist auch der hohe Beruf des Menschen auf Erden. Die Sonne sendet den wohlthätigen Strahl über Gute und Böse, über die Hütte des Bettlers, wie über des Königs Pallast, und

sie spiegelt sich im Thautröpflein nicht minder, als in dem unermeßlichen Weltmeer.

Also sey auch das Herz des Menschen beschaffen. Er soll Gutes erweisen den Freunden und Feinden, soll ehren und lieben die Kleinen und Armen nicht minder, als die Großen und Reichen; denn sie sind alle Kinder des nämlichen Vaters im Himmel.

Die Sonne endlich vollbringet ihr Tagewerk, von Aufgang bis Niedergang, ohne jemal müde oder überdrüssig zu werden; denn sie betritt ihre Laufbahn mit freudigem Antlitz.

Und also verhalte es sich auch mit der Liebe des Menschen. Er verbittere niemal die Wohlthat durch harte Worte, welche der Seele des Leidenden wehe thun; sondern er wirke das Gute ohne Verdruß und mit freudigem Antlitz; denn Gott liebt den fröhlichen Geber vor Allen.

Nachdem der weise Lehrer also geredet hatte, sah er die Knaben freundlich an und schwieg. Die Söhne aber sprachen einstimmig: „Vater! wir wollen deiner Lehre gedenken und liebreich wandeln auf Erden, gleichwie die Sonne wandelt am Himmel.“

Schwäbl.

62. Legende vom heiligen Georg.

Es gibt aber keine größere Liebe, als die derjenige hat, der sein Leben für seine Freunde hergibt. Joh. 15, 13.

In einem See, sehr groß und tief
Ein böser Drach sich sehen ließ.
Dem ganzen Land er Schrecken bringt,
Viel Menschen und viel Vieh verschlingt,
Und mit des Rachens bösem Duft
Vergiftet er ringsum die Luft.
Daß er nicht dringe zu der Stadt,
Beschloß man in gemeinem Rath,
Zwey Schaaf zu geben alle Tag',
Um abzuwenden diese Plag.
Und da die Schaaf schier all' dahin

Erdachten sie noch andern Sinn,
Zu geben einen Menschen dar,
Der durch das Loos gewählet war.
Das Loos ging um so lang und viel,
Bis es auf's Königs Tochter fiel.
Der König sprach zu den Burgern gleich:
„Nehmt hin mein halbes Königreich!
„Ich gebe auch an Gut und Gold,
„Von Silber und Geld, so viel ihr wollt.
„Auf daß mein' Tochter, die einzig' Erb
„Noch lebe, nicht so bös verderb."
Das Volk ein groß Geschrey beginnt:
„Einem andern ist auch lieb sein Kind!
„Hältst du mit deiner Tochter nicht
„Den Schluß, den du selbst aufgericht,
„So brennen wir dich zu der Stund
„Sammt deinem Pallast auf den Grund."
Da nun der König Ernst ersah,
Ganz leidig er zu ihnen sprach:
„So gebet mir doch nur acht Tag,
„Daß ich der Tochter Leid beklag."
Darnach sprach er zur Tochter sein:
„Ach Tochter, liebste Tochter mein!
„So muß ich dich jetzt sterben sehen
„Und all mein Tag in Trauer stehen."
Da nun die Zeit verschwunden war,
Lauft bald das Volk zum Pallast dar,
Und drohet ihm mit Schwert und Feuer,
Sie schrien hinauf ganz ungeheuer:
„Willst du um deiner Tochter Leben
„Dein ganzes Volk dem Drachen geben?"
Da es nicht anders möchte seyn,
Gab er zuletzt den Willen drein.
Er kleidet sie in königlich Wat,
Mit Weinen und Klagen er sie umfaht.
Er sprach: „Ach weh mir armen Mann!
„Was soll ich jetzund fangen an?
„Die Hochzeit dein war ich bedacht
„Zu halten bald mit herrlicher Pracht,

„Mit Trommeln und mit Saitenspiel,
„Zu haben Lust und Freude viel.
„Nun soll ich selbst dein junges Leben
„Dem grausen Drachen übergeben.
„Ach Gott, daß ich vor dir wär todt,
„Daß ich nicht säh dein Blut so roth.“
Er nahm ihr weinend manchen Kuß:
Sein Töchterlein fiel ihm zu Fuß.
„Lebt wohl mein Vater,
„Lebt wohl, lebt wohl, Herr Vater mein!
„Gern sterb' ich um des Volkes Pein.“
Der König schied mit Ach und Weh,
Man führt sein Kind zum Drachensee.
Der König schied.
Als sie da saß in Trauern schwer,
Da ritt der Ritter Georg daher.
„O Jungfrau zart! gieb mir Bescheid
„Warum stehst du in solchem Leid?“
Die Jungfrau sprach: „Flieh bald von hier!
„Daß du nicht sterben mußt mit mir.“
Er sprach: „O Jungfrau fürcht' dich nicht,
„Vielmehr mit Kurzem mich bericht,
„Was ist's, daß ihr allein da weint,
„Ein großes Volk herum erscheint?“
Die Jungfrau sprach: „Ich merk ohne Scherz,
„Ihr habt ein mannlichs Ritter=Herz,
„Was wollt ihr hier verderben,
„Und mit mir schändlich sterben!“
Dann sagt sie ihm, wie hart und schwer,
Wie alle Sach' ergangen wär.
Da sprach der edle Ritter gut:
„Getröstet seyd, habt freyen Muth!
„Ich will durch Hülf von Gottes Sohn
„Euch ritterlichen Beystand thun.“
Er bleibet fest, sie warnt ihn sehr,
Da kam der gräulich Drach daher.
„Flieht Ritter! schont das junge Leben,
„Ihr müßt sonst euren Leib d'rum geben.“
Der Ritter sitzt geschwind zu Roß

Und eilet zu dem Drachen groß.
Das heil'ge Kreuz macht' er für sich
Gar christentlich und ritterlich.
Dann rannt er an mit seinem Spieß,
Den er tief in den Drachen stieß,
Daß gähling er zur Erde sank,
Und saget Gott dem Herren Dank.
Da sprach er zu der Jungfrau zart:
„Der Drache läßt von seiner Art,
„D'rum fürcht't euch gar nicht dieses Falls,
„Legt euern Gürtel ihm um den Hals.“
Als sie dieß thät, ging er zur Stund,
Mit ihr, wie ein gezähmter Hund.
Er führt ihn so zur Stadt hinein,
Da flohen vor ihm groß und klein.
Der Ritter winket ihnen, sprach:
„Bleibt hier, und fürcht't kein Ungemach.
„Ich bin darum zu euch gesend't,
„Daß ihr den wahren Gott erkennt.
„Wenn ihr euch wollt taufen lahn,
„Und Christi Glauben nehmen an,
„So schlag ich diesen Drachen todt,
„Helf euch damit aus aller Noth.“
Alsbald kam da durch Gottes Kraft
Zur Tauf die ganze Heidenschaft.
Da zog der Ritter aus sein Schwert
Und schlug den Drachen zu der Erd.
Der König both dem heil'gen Mann
Viel Silber und Gold zu Ehren an.
Das schlug der Ritter Alles aus.
Man soll's den Armen theilen aus.
Als er nun bald wollt ziehen ab,
Die Lehr' er noch dem König gab:
„Die Kirche Gottes, des Herrn dein,
„Laß dir allzeit befohlen seyn.“
Der König baute auch mit Fleiß,
Gott und Maria zu Lob und Preis,
Eine Kirche schön und herrlich groß
Aus der ein kleiner Brunn herfloß.

Legenden-Sammlung.

63. Die Ernte.

Bruderliebe.

Mit Wonnegefühl sah der weise Johanny zur Zeit der Ernte das frohe Regen und Weben, Mähen und Sammeln auf Salems gesegneten Fluren, und sprach zu seinen Jüngern: „Die Ernte ist gleich einem festlichen Mahle, welches ein Hausvater seinen Kindern bereitete. Und an dem Tage des festlichen Mahles, gab er einigen seiner Kinder mannigfaltige Gaben, und gab ihnen so reichlich, so freundlich und liebevoll, daß ihnen die Thräne des Dankes und der Freude in's Auge trat. Aber einige unter ihnen entließ er ohne Gabe. Da traten die Armen zurück, und ihren Augen entfloß auch eine Thräne, aber es war nicht die Thräne der Freude, sondern die, welche der Schmerz auspreßt.“ —

Innig gerührt sahen dieß ihre beglückteren Brüder, und — „Nein! Nein!“ — sprachen sie mit Einem Munde, „nein, das kann nicht der Wille unsers guten Vaters seyn, daß ihr trauern solltet an dem Tage, an welchem wir uns seiner Güte freuen. Und wie könnten wir uns auch selbst freuen, so lange wir euch trauern sehen? — Nein, kommt und empfanget auch ihr euern Theil von dem Segen, den der gute Vater uns gegeben hat!“ —

Also sprachen sie, und gaben mit milder Hand; und heiter wurde das Angesicht derer, die empfangen, noch heiterer derer, die gegeben hatten.

Da blickte der Vater mit Wohlgefallen auf sie alle, und sprach: „Seyd mir gesegnet meine Kinder! — ihr habt meinen Sinn errathen, und nach meinem Herzen gehandelt. Glaubet nicht, daß ich irgend einen unter euch vergessen hätte. Wie könnt' ich das? — ihr seyd ja alle meine Kinder. Aber absichtlich vertheilte ich meine Gaben so, daß das Band der Bruderliebe durch Geben und Empfangen unter euch fester geknüpft, und der Eine durch Mildthätigkeit, der Andere

durch Dankbarkeit veredelt werde. Ihr habt meinen Sinn errathen, und nach meinem Herzen gehandelt; darum seyd mir gesegnet, meine Kinder!" —

Demme.

64. Hellor.

Edle, anspruchslose Nächstenliebe.

„So recht!" — sprach Johanny, zu einem Landmanne, welcher mit Hülfe seiner Kinder Steine aus seinem Acker grub, diese hinab in einen Sumpf, und aus dem Sumpfe schlammige Erde auf den steinigen Acker hinauf führte — „so recht! — auf diese Weise, durch Fleiß und Nachdenken, herrscht der Mensch würdig über die Erde, und macht sie schöner und fruchtbarer. Gott segne das Werk deiner Hände!" —

Freundlich dankte der Landmann, trocknete sich den Schweiß von Stirne und Wange, und erzählte mit gutmüthiger Zutraulichkeit: „Schon seit Jahren merkte ich, wo es meinem Acker fehle, allein es fehlte mir an Zeit, Muth und Kraft, die mühevolle Arbeit zu unternehmen. Nun aber, da Gott mir Mitarbeiter in meinen Kindern gegeben hat, ist es über alle meine Erwartung gut gegangen. Ich bin mit meinem Acker wenigstens um eine Woche früher fertig geworden, als ich es hoffte. Darum hielt ich's für billig, mit der gewonnenen Zeit meinem Nachbar zu dienen. Der gute Nachbar wollte die Arbeit selbst thun, aber Krankheit hinderte ihn, von welcher er jetzt zu genesen anfängt. Da geht mir's nun so zu Glück, daß ich ganz im Stillen für ihn thun kann, was er selbst in diesem Jahre nicht thun könnte, weil die Zeit der Aussaat herannaht." —

„Wie?" — fragte Johanny — „dein Nachbar weis nicht, daß du für ihn arbeitest." —

„Kein Wort," antwortete Hellor, so hieß der Landmann. —

„Dann aber“ — sprach der weise Johanny, wird er dich vielleicht nicht so belohnen, wie du es verdient hast!“—

„Belohnen!“ — entgegnete Hellor — wer will denn Lohn für einen solchen Dienst der Liebe? — Mein Nachbar hätte dasselbe für mich gethan, wenn ich krank geworden wäre. Die freudige Ueberraschung, wenn er zum erstenmal seinen Acker wiedersieht, die — die wird mein Lohn seyn.“

Da glänzte Johanny's Auge; mit beyden Händen ergriff er Hellors Rechte, drückte sie fest an die Brust, und sprach mit beseelten Worten: „Sey mir gesegnet! — Mann, mit dem Himmel im Herzen; sey mir gesegnet! — Der Ewiggute, der die Frommen liebt, wie die zärtlichsten Mütter ihre Jüngstgebornen, Er, Er, segne dich, und deine Kinder, und alle deine Nachkommen!“ —

Demme.

65. Der Fremdling.

Was ihr Einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habet, das habet ihr an mir gethan. Matth. 25, 40.

Kam einmal ein Wandersmann,
Abends in einem Dörflein an;
Kalt und schaurig war die Nacht,
Und — vom Weg', den er gemacht,
Hungrig, durstig, müd' und matt —
Fleht er um Labung und Liegerstatt.

Doch von Thür zu Thüre schlich
Er vergebens; denn von Erz
War der Dorfbewohner Herz;
Niemand, ach, erbarmte sich!
Ja sie jagen schier ihn fort,
Schreyend: „Hier an diesem Ort
Wird euch Keiner Dach gewähren,
Haben Arme g'nug zu nähren!“ —
Seufzend nun der Wand'rer geht
In des Wetters Sturm und Graus,
Weiter nach des Zöllners Haus,
Das allein dort droben steht.

Freundlich durch das Fensterlein,
Ehe jener noch gebethen,
Ruft der Zöllner: „Kommt herein,
„Könnt die Nacht bey mir euch betten!"
Als der Gast nun eingetreten,
Strahlt aus seinem Angesicht
Alsobald ein himmlisch Licht:
Und der Zöllner sinkt zur Erde. —
Doch mit freundlicher Geberde,
Mild und schön wie Seraphim
Stand der Heiland selbst vor ihm.

Appenzeller.

66. Phanuel.

Hoher Werth der Nächstenliebe.

Salomo saß auf dem Stuhle seines Vaters Davids, und hatte dem Herrn ein Haus gebauet, und es eingeweihet im Angesichte von ganz Israel. Zu diesem Feste war auch Phanuel, ein Jüngling, der mit seiner Mutter im Thal Achor wohnte, hinaufgezogen gen Jerusalem, und hatte daselbst angebethet sieben Tage lang. Als er nun wieder heimkehrte nach seiner Hütte, überfiel ihn der Abend in dem Haine bey Jericho, und er setzte sich, von der Hitze des Tages und der Mattigkeit erschöpft, unter einen Palmbaum, der am Fußwege stand. Er dachte an seine Mutter, und an den Mangel, der unter ihrem Dache wohnte, und sprach bey sich selbst: „Gold und Silber ist in Jerusalem so gemein als die Steine auf den Gassen; Ueberfluß und Wohlleben herrschen in deinen Mauern, und ich und meine Mutter vergehen im Elende." —

So dachte der Jüngling, und eine stille Thräne glitt über seine bräunliche Wange. Er seufzte, und ein wohlthätiger Schlummer drückte seine feuchten Augenlieder zu, indeß der kühle Abendwind mit seinen schwarzen Locken spielte.

So lag er bis um die dritte Nachtwache, und schlief sanfter auf der rauhen Erde, als Salomo auf seinen Matten von

Tyrus. Als er seine Augen wieder aufschlug, siehe, da stand vor ihm ein hoher Mann, der mit freundlichen Blicken ihn grüßte. Goldgelbe Locken floßen wie Sonnenstrahlen von seinem Scheitel; seine Augen waren wie Adlers-Augen, und sein Gewand war lichtblau und glänzend wie der mitternächtliche Blitz. „Wer bist du mein Sohn?“ — fragte der Fremde.

„Herr! — ich bin ein armer Waise, der noch keinen Tag müssig ging, und dennoch für sich und seine Mutter selten Brod hat bis auf den folgenden Abend.“ — So antwortete Phanuel, indem er sich aufrichtete, und vor der ehrwürdigen Gestalt sich neigte.

„Werde mein Diener,“ — erwiederte der Fremde — „so sollst du Brodes die Fülle haben, und köstlichen Wein und Kleider von Seide.“ —

Phanuel antwortete, und sprach: „Ach Herr! — wie kann ich die Mutter verlassen, die mich geboren hat, und die nun bloß von der Arbeit meiner Hände lebet! — Willst du wohlthun deinem Knechte, so gieb mir ein Almosen, auf daß ich ihr ein Labsal mitbringe von meiner Reise.“ —

Der Mann lächelte und sprach: „Ich habe kein Geld, das die Hand des Künstlers geprägt hat; aber nimm diese Kiesel, und trage sie in die Königsstadt, und frage daselbst nach Korah, dem Hüter des Schatzes, der wird sie dir abkaufen.“ —

So sprach der Glänzende, und legte sechs Kiesel in Phanuels rechte Hand — entschlüpfte in das Dickicht, ohne daß der Jüngling wußte, wo er hinschwand. Phanuel aber ergriff seinen Stab, und kehrte zurück nach Jerusalem, und fragte nach dem Hause Korah's, des Hüters des königlichen Schatzes.

Als nun Korah ihn vor sich kommen ließ, sprach er zu ihm: „Herr, man hat mir gesagt, daß du diese Steine von mir kaufen würdest, und ich bin gekommen, sie dir an-

zubieten. Korah betrachtete diese Steine, und erkannte, daß es rohe Opale wären, so groß, wie er noch keinen gesehen hatte. Da ergrimmte er im Geiste, und rief: „Diese Steine sind mehr als tausend Seckel werth, wem hast du sie entwendet?“ —

Phanuel antwortete mit Thränen: „So wahr der Herr lebet, ein Unbekannter hat mir sie geschenkt, als ich bey Jericho unter einem Palmbaume ruhete.“ —

Korah ließ den Jüngling binden, und setzte ihn in einen Kerker, und ging mit den Steinen zu Salomo, und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Da ließ der König den Gefangenen vor sich bringen, und befragte ihn über alles, was ihm begegnet war, und erkannte aus seiner Rede, daß der Unsterblichen einer ihm erschienen seyn müsse, um seine Armuth von ihm wegzunehmen. „Binde ihn los,“ — sprach der König zum Schatzmeister, „und zahle ihm tausend Seckel, und besetze mit diesen Steinen die Krone meines Hauptes. Der Herr hat mich durch diesen Jüngling erinnert, daß ich aufsuchen soll die Armen in Israel, und ihre Thränen abwischen von ihren Augen.“ —

Und Salomo befahl allen seinen Amtleuten, daß sie aufzeichneten die Nothleidenden in seinem Reiche, und er ließ ihnen Arbeit und Brod austheilen, und ein großes Haus bauen für die Siechen und Greise.

An dem Tage nun, da der Grund dazu gelegt ward, erschien der Engel des Herrn Salomo im Traume, und redete also zu ihm: „So spricht der Herr: Du hast mir einen Tempel erbauet, wie die Welt noch keinen gesehen hat; aber das Haus, das du den Elenden widmest, ist noch schöner in meinen Augen, als das Allerheiligste mit den goldenen Wänden, darein du die Lade meines Bundes gesetzet hast. Und siehe, ich bin der Fremde, der vor drey Monden einem armen Knaben erschien, um dich an die Trübsal deiner Brüder zu erinnern.“ —

Da sandte der König seine Knechte aus in das Thal Achor, und ließ Phanuel zu sich rufen, und sprach zu ihm: „Lieber! bleibe bey mir in meinem Hause, denn der Gott Israels hat dich ausersehen, um durch deinen Mund mit mir zu reden.“ —

Da beugte der Jüngling sein Antlitz zur Erde, und antwortete: „Herr und König! — laß deinen Knecht fürder wohnen im Thal Achor! Dort habe ich aus dem Golde, das du mir gegeben hast, Aecker, Wiesen und Weinberge gekauft, und lasse sie bauen durch meine arme Nachbarn, und theile mit ihnen die Früchte ihrer Arbeit.“ —

Da befahl der König dem Jüngling ein Feyerkleid anzulegen, und ließ ihn von sich, und sprach zu den Gewaltigen, die um seinen Thron standen: „Phanuel ist weiser als ich, sein frommes Herz hat ihm eingegeben, was der Herr durch einen Engel mir befehlen mußte.

Aus der Flora.

67. Der Mann auf Carmel.

Sey unaufhaltsam thätig für Menschenwohl.

In einem kleinen Dorfe am Berge Carmel lebte ein weiser Mann, dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und der Heilung verliehen. Er ging in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darnieder lag, und heilete ihn von seinem Uebel, oder tröstete und erquickte den Sterbenden mit holdseliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. — Denn er kannte die Kräfte der heilenden Kräuter, und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war näher dem Jüngling. Deßhalb liebten ihn alle Menschen, und baten ihn einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte seinen Namen weit umher. Aber siehe! — es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Carmel und in die Gegend umher, und die

Menschen

Menschen erkrankten, und viele starben. Denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker darnieder lag, sendete man zu ihm, daß er heilen und trösten möchte, bey Tag und bey Nacht.

Da ermattete sein Leib, und seine Seele ward betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war, denn die Kraft der heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes, blühendes Leben. — Denn die Wiederkehr des Mißlingens erzeuget in dem Herzen des emporstrebenden Mannes leichtlich den Mißmuth. — Da führte ihn sein Geist hinaus auf das Gebirge Carmel, und er zweifelte in sich selbst, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte, den Siechen zum Trost und zur Labung. — So ging er hinaus, und sagte: „die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin; sie soll auch jetzt mich unterweisen!“ —

Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüthe sich erhob, denn Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Da sprach er: „Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft sich selber, und öffnet ihren Kelch dem Strahle der Sonne und dem sanften Winde, der von Abend her über das Meer kommt. Was mag der Mensch mehr thun, als sich in sich selbst vollenden? — Ich will auf Carmel bleiben, und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziele, unmerkbar und sanft, wie die Blume verwelke.“ —

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. Er aber schauete ihn an, und sprach: „Nein du lehrest mich ein anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und in die Hütten der Dürftigen will ich eilen, um da von meiner Weisheit süße Früchte der Freuden zu ernten! — So wie über dem herrlichen Blumenkelche der Schmetterling, so soll über meiner Kunst mein Leben sich ausbreiten!“ —

So sprach er, und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Sie hatte, beladen mit dem zarten Blüthenstaub, mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. — Er sah es, und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Thierchens — und der Purpur der Schamröthe erfüllte seine Wangen. „Großer Schöpfer der Natur,“ — rief er — „verzeihe meinem Unmuthe und meiner Thorheit! — Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre, ein treuer Zögling, zu dir und meinem heiligen Berufe zurück!“ —

Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges, und kehrte mit heiterem Antlitze in das Dörflein, und in die Hütten der Leidenden.

Krummacher.

68. Der Menschenfreund.

In einer Stadt, die durch des Feuers Flammen,
Fast ganz in Schutt und Asche fiel,
Ergab sich jüngst dieß Trauerspiel:
Ein kleines Kind lag mitten in den Flammen,
Dem fürchterlichsten Tode nah.
Der edle Fürst, des Landes Vater, sah
Des Kindes Noth, rief vieles Volk zusammen,
Und both dem, der es retten wollte,
Zum Lohne tausend Thaler an.
D'rauf stürzte sich ein armer Mann,
Weil keiner sonst es wagen wollte,
Hin durch die lichte Gluth;
Und seinem Edelmuth
Gelang die schöne That. Dem Tod entrissen,
Legt er das Kind zu seines Fürsten Füssen.
„Freund, sprach der Fürst, du bist belohnungswerth,
Hier nimm noch mehr, als du begehrt!“ — —
„Nein,“ sprach der Arme, „Gott, der Herr
Hat schon gelohnt — er half; wozu noch mehr?
Verkaufen wollt' ich ja mein Leben
Für einen Beutel Geldes nicht.

Sie mögens armen Leuten geben!
Das, was ich that, war meine Pflicht."

Ein Herz, von Edelmuth bewohnt,
Ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt. Gdz.

69. Der kleine Hund.

Dankbarkeit.

„Was muß ich denn thun," fragte ein kleiner Hund seine Mutter, um meinem guten Herrn Dankbarkeit zu beweisen, und mich bey ihm in Gunst zu setzen? Lasten kann ich weder ziehen noch tragen, wie das Pferd, auch keine Milch geben, wie die Kuh, noch mein Kleid zur Bedeckung überlassen, wie das Schaf, noch Eyer legen, wie die Henne, noch Ratten und Mäuse wegfangen, wie die Katze. Eben so wenig kann ich ihn durch Singen ergötzen, wie die Canarienvögel und Hänflinge; auch schützen kann ich ihn nicht, wie unser großer Vetter Packan. Selbst nach meinem Tode bin ich ihm zu nichts nütze, wie etwa die Schweine. Kurz ich bin ein armseliges unbedeutendes Geschöpf, das der Kosten es zu erhalten, nicht werth ist, und sehe auch nicht eine einzige Seite, von der ich seine Achtung verdienen könnte."

„Liebes Kind," versetzte die Mutter, „obgleich deine Fähigkeiten sehr gering sind; so kann doch ein herzlich guter Wille viele Mängel ersetzen. Liebe ihn, und beweise deine Zärtlichkeit für ihn durch alle ersinnlichen Liebkosungen, so wirst du ihm gefallen."

Der kleine Hund ward durch diese Versicherungen beruhiget, lief auf seinen Herrn zu, sobald er ihn gewahr ward, leckte ihm die Hand, hüpfte vor ihm her, kehrte bisweilen nach ihm um, wedelte mit dem Schweife, und sah ihn mit den demüthigsten und liebvollsten Blicken an.

„Ha, Fidel," sagte er, „du bist ein gutes kleines Thier" — hier bog er sich zu ihm herab und klopfte ihn auf den Rücken, und der arme Fidel war ausser sich vor Freuden.

Nun begleitete er seinen Herrn auf allen seinen Spaziergängen, hüpfend und springend um ihn her, und wußte ihn durch tausend kleine schäckerhafte Possen zu belustigen. Er nahm sich auch indessen wohl in Acht, nicht mit schmutzigen Pfoten an ihm aufzuspringen; versuchte es auch, ihm allerley kleine Dienste zu leisten, verjagte die Sperlinge, die den jungen Hühnern das Futter wegfraßen, scheuchte fremde Schweine und andere Thiere durch sein ungestümmes Bellen vom Hofe, und hielt Gänse, Hühner und Schweine in Ordnung, daß sie nicht ihren angewiesenen Bezirk überschritten, hauptsächlich kein Unheil im Garten stifteten. Immer war er fertig, Packan durch seine Lärmtrommel aufzurufen, wenn er ein verdächtiges Getöse um das Haus her oder in der Nähe hörte. Wenn sein Herr den Rock im Felde auszog, um seinen Arbeitern hülfreiche Hand zu leisten, wie wohl bisweilen geschah, so legte sich Fidel dazu hin, und weder Mensch noch Thier durfte ihn anrühren; und so ward er als ein treuer Beschützer von seines Herrn Eigenthum angesehen.

Einstens lag dieser gefährlich krank. Fidel legte sich an die Kammierthür und verweigerte selbst Essen und Trinken, und sobald er wieder genesen war, und zu ihm gelassen ward, bezeigte er eine so ausgelassene Freude, daß es Jedermann rühren mußte. Dieß machte ihn seinem Herrn theurer als jemals. Ja bisweilen erwies er ihm wichtige Dienste.

Eines Tages lag sein Herr bey großer Hitze in einem Sommerhause und schlief, und Fidel neben ihm. Dieses war ein sehr altes, baufälliges Nest; auf einmal bemerkte der wachsame Fidel, daß viel Kalk von der Decke fiel und die Balken zu knistern anfingen. Er merkte die Gefahr und wollte seinen Herrn durch Bellen aufwecken; da es nicht ging, biß er ihn sanft in die Finger. Der Herr sprang auf, und hatte kaum so viel Zeit übrig, zur Thür hinaus zu kommen, als das Gebäude einstürzte. Fidel ward durch ein Stück

Kalk, das ihn traf, ein wenig verwundet, und sein Herr trug die größte Sorgfalt für ihn, erzählte auch oft, daß er diesem kleinen Geschöpfe sein Leben verdanke. So fand seine Liebe und Treue volle Belohnung.

* * *

Der ärmste Mensch kann dem reichsten und mächtigsten durch Liebe und treue Dienste seine Verbindlichkeiten vergüten, und das geringste Geschöpf sich des Wohlgefallens seines Wohlthäters durch Treue und Gehorsam würdig machen.

Rudolphi.

70. Hiob und Jael.

Zartgefühl des Gebers.

Der armen Wittwe Jael ward
Ihr Haus vom Waldstrom umgewühlet,
Und das Getreide weggespühlet,
Das sie so mühsam aufgespart
Für ihre Waisen. — Niemand fühlet
Den Gram, der ihre Brust durchdrang
Als eine Mutter. Bebend rang
Sie ihre Hände! Laute Klagen
Erschallen durch das öde Feld.
Ihr Nachbar Hiob hört sie zagen,
Und schleichet, seiner eignen Plagen
Vergessend, sich aus seinem Zelt
Versteckt herbey: sein Ohr belauschet
Die Märtyrin; ihr Kummer schwellt
Sein Herz; er naht sich ihr: „Wer tauschet
„Mir Weitzen gegen Rocken aus?“
Sprach er. „Ach!“ rief das Weib, „ich habe
„Kaum für zwey Brode noch im Haus.“ —
„Die nehm' ich an, zur Gegengabe
„Send' ich zwey Scheffel Rocken dir,
Sprach Hiob. Daß von seiner Habe
Sonst nichts ihm blieb, verbarg er ihr;
Sie schweigt, doch laute Pulse schlagen
In ihrer Brust; ein heißer Bach

Von Thränen stürzet ihnen nach,
Die mehr als alle Worte sagen.
Jetzt reißt das Band der Zunge los: —
„O Heil dir, Edler! unser Leben
„Ist dein Werk, das Geschenk ist groß:
„Noch größer ist die Art zu geben.“
So rief das Weib, und hob um Lohn
Für ihn gen Himmel ihre Hände.
Gott sah's, und sprach von seinem Thron:
„Die Prüfung Hiobs hat ein Ende.“

Pfeffel.

71. Der sterbende Greis.

Beseligender Lohn der Menschenliebe.

In einer Stadt in Deutschland nährte
Sich fromm und still ein alter Greis,
Von dem man wenig sah und hörte,
Durch seinen mühevollen Fleiß.
Ihm ward das Loos der Dürftigkeit beschieden;
Und dennoch lebt' er so beglückt,
So sorgenfrey und so zufrieden,
Von seiner Armuth nicht gedrückt.
Jetzt hatt' er nur noch wenig Schritte
Auf seiner Lebensbahn zu thun;
Er war bereit, oft war's auch seine Bitte,
Um bald im Grabe auszuruh'n.

Als er einmal die Sonne sinken sahe,
Rief er: „Du, meines Lebens Abendroth!
„Ist meine Nacht denn noch nicht nahe?
„Wo bleibt mein letzter Freund, der Tod?“
So legt er sich in seiner Hütte nieder,
Mit einem Blick auf seinen Lebenslauf;
Um Mitternacht erwacht er wieder,
Ein Fieberschauer weckt ihn auf.
„Das ist mein Freund; bedeckt mich sanft ihr Halme
„Des Frühlings!“ ruft er hoffnungsvoll,
„Mich däucht, ich fühle schon das süße Weh'n der Palme,
„Die droben mich umschatten soll.“

Mit frohem, dankendem Gebethe
Erwartet er den nahen Tag.
Der Tag bricht an, die Morgenröthe
Scheint freundlich auf das Lager, wo er lag.
Der fromme Greis führt' einen Knaben
Zur Tugend an; der kommt von ungefähr.
„Tritt näher," sprach der Greis —
„Bald wirst du mich begraben,
„Bald hast du deinen alten Freund nicht mehr:
„Ruf mir den Geistlichen jetzt her!"

Der Knabe weint, und, ohn' ein Wort
Zu sagen, geht er weinend fort.
Der Pfarrer kommt, und sieht auf einem Lager
Von Stroh, den armen, alten Greis:
Die Wangen todtenbleich und mager
Befeuchtet schon der kalte Schweiß.
Er faßt ihn bey der Hand, und fragt: „Mein armer Alter,"
„Verlangt ihr keinen Arzt?" „Ich bin nun achtzig Jahr',"
Versetzt' der Greis, „und nur der Arzt im Himmel war
„Bis diese Stunde mein Erhalter.
„Mein Führer führte mich nicht auf den Rosenanger,
„Auf welchem Mancher Freuden brach;
„Mein stilles Leben war ein langer,
„Ein heißer, saurer Lebenstag.
„Doch, wenn ich einen Blick auf jenen Rasen thue,
„Der bald die müden Glieder deckt;
„Dann fühl' ich auch, wie süß die Ruhe
„Auf solchen Tag der Arbeit schmeckt.
„Jetzt mäht der Schnitter eine Aehre,
„Die schon so lange reifte, ab."
Dem Geistlichen rollt Zähr' auf Zähre
Von seinem Angesicht herab.
„Herr Pfarrer! fuhr er fort, mein Leben zittert
„Nicht vor dem Schritt aus dieser Welt;
„Ein Faden nur ist, der es hält,
„Und der mir noch den Tod verbittert.
„Zwar du, Gott! Du wirst fernerhin" —
Seufzt er, die Hände fromm gefalten,
„Die Arme, wenn ich nicht mehr bin,

„Auch ohne mich gewiß erhalten;
„Für die ich oftmals hier im Stillen
„Um manches Erdengut Dich bat.
„Du sahst es, Gott! wie weh um ihretwillen
„Allein mir meine Armuth that.
„Nur eine Bitte hab' ich noch
„An sie, Herr Pfarrer! eh' wir scheiden."
„O sagt sie, guter Alter! sagt sie doch:
„Erfüllen will ich sie mit Freuden!"
„Sie wissen," sprach der Greis, „beym Königforst die Weiden,
„Nur eine Stunde weit von hier,
„Da liegt ein Jägerhaus." — Jetzt öffnet sich die Thür.
Von nicht ganz niedrem Stand erscheinet
Ein armes Mädchen, welches weinet,
Mit einer Wehmuth im Gesicht,
Die schon für sie um Mitleid spricht. —
„Mein Vater!" jammert sie. — Vor Zittern ihrer Glieder,
Vor Schmerz, der fast das Herz ihr brach,
Verstummt sie hier, und sinkt am Lager nieder,
Auf dem der gute Alte lag.
„Ich kann dir fürder nichts gewähren!
Seufzt unser Greis. — Sie schweigt, faßt seine Hand,
Und überströmt sie so mit tausend Zähren;
Und als sie endlich sich ermannt,
Bringt sie die Wort' heraus: „Sie ist verschieden!
„Ach! meine Mutter, die bisher
„Von euch ernährt ward, — ist nicht mehr!"
„Wohl," spricht der Greis, „wohl ihr, sie ruh' in Frieden!
„Nun wird der Tod mir nicht mehr schwer;
„Ich folg' ihr nach — Herr Pfarrer! —
„Bedarf es weiter nicht der Bitte:
„Gott hat sie selbst versorgt. Nun sinke nur, du Hütte
„Des Geistes. O! wie sanft will ich im Grabe ruhn!"
Und zu dem Mädchen sprach er: „Gott wird für dich sorgen
„Leb' wohl, und sey des Lebens werth!
„Wir seh'n uns wieder einst an jenem großen Morgen,
„Wann der Belohner uns verklärt.
„Hier nimm noch meinen letzten Segen!"
Er segnet sie. — „Die Ewigkeit

„Erwartet mich. Bleib du auf Gottes Wegen;
„Das schöne Ziel dort ist nicht weit!“
„Auch ihr verlaßt mich, weint das Mädchen, so erbarme
„Du Dich, o Gott im Himmel! mein!
„Ein Vater war't ihr mir, und ach! jetzt soll ich arme
„Verwaiste auch von euch verlassen seyn!“
Schweigend sprach der Greis: „Die Unschuld sey dein Erbe!
„Bewahre sie, groß ist ihr Lohn!
„Verlaß mich nun, ich fühle, daß ich sterbe;
„Der Tod ist nah' an meinem Herzen schon“
Drauf wandt' er sein Gesicht, und athmet immer leiser,
Und endlich schloß er still sein Auge zu. —
So still und sanft entschläft ein Weiser,
Und gute Thaten folgen ihm zur Ruh'.
Das Mädchen warf sich auf die werthe Leiche
Mit einem jammervollen Ach!
Und küßte tausendmal das todtenbleiche
Gesicht, und winkt ihm ihren Dank noch nach.
„Kind!“ sprach der Pfarrer: „Laß ihn ruh'n, er ist nun Erbe
„Des Lohns, den er sich hier erwarb.
„Gott gebe, daß ich auch des Todes sterbe,
„Den dieser fromme Edle starb!
„Wie hat er aber diesen Dank erworben,
„Ein solcher armer, alter Mann?“
„Mein Vater,“ weint das Mädchen, „war gestorben,
„Da nahm er uns'rer Noth sich an,
„Gott lohn' es ihm, was er für uns entbehrte!
„Dort lohn' Er's ihm in einer bessern Welt,
„Wo, wie er selbst mich lehrte,
„Die Tugend ihren Lohn erhält.
„Mein Vater war Verwalter armer Bauern;
„In ihre Hütte trug er Brod,
„Und minderte, statt kalt sie zu bedauern,
„So viel er konnte, ihre Noth.
„Wir sahen ihn zu einer Zeit,
„Da er uns nöthig war, erblassen:
„Was konnt' er uns bei seiner Dürftigkeit,
„Bei seiner Milde hinterlassen?

„Von jeder Art der Noth umringt, sah'n wir, ach!
„Nicht weit von uns das drohende Verderben.
„Ich war noch Kind, und meine Mutter schwach,
„Und krank; wer sollte Brod erwerben?
„Wir suchten Rettung, aber fanden
„Kein liebevolles, edles Herz.
„Zwei Schwestern uns'rer Mutter standen
„Ganz fühllos da bey unserm Schmerz. —
„Nur dieser arme, alte Mann"
(Sie küßt ihn) „nahm sich uns'rer an.
„Er war's, der uns durch sauern Schweiß ernährte;
„Er brach sich selbst des Alters Pflege ab,
„So daß er selbst das Bett entbehrte,
„Und meiner Mutter, als sie kränker war, es gab.
„Sie weigerte sich zwar." — „Sollt' ich die Ruh Euch nehmen,
„Die ihr so nöthig braucht? Vor Gott müßt ich mich schämen."
„Allein der gute Alte drang
„Unwiderstehlich drauf, die Wohlthat anzunehmen."
„Ich" — sprach er — „bin gesund, und sie sind krank:
„Und kann dann der Zufriedne, Frohe,
„Ist seine Seele unbefleckt —
„Nicht glücklich ruh'n auf seinem Strohe,
„Wenn gleich kein Federbett ihn deckt?" —
„Gott!" — rief der Pfarrer — Gott! — „verbände doch
„Ein Bruder so des Bruders Wunden!
„Solch' einen Glauben hab' ich doch
„In Israel noch nicht gefunden.
„So fliehst du oftmals aus der Mitte
„Der lauten Welt, du stille Tugend, fort,
„Und suchst in einer niedern Hütte
„Dir einen stillen stillen Zufluchtsort.
„Ihr Jüngling', und ihr Mädchen! wer
„Wünscht nicht des Greises Tugend zu erreichen?
„So fromm zu seyn, so gut wie er?
„So geht dann hin, und thut desgleichen!"

Tiedge.

72. Der arme Lazarus.

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Eines Tages, als der arme Lazarus an der Schwelle des reichen Mannes lag, und die Hunde seine Wunden leckten, kam ein anderer armer Mann, ein Taglöhner, Namens Zadok, desselben Weges, und sah Lazarum in seinem Elende. Da jammerte ihn seiner von Herzen, und Zadok trat hinzu, und sprach: „Geben kann ich dir nichts; denn ich bin arm wie du, und habe ein Häuflein Kinder zu ernähren. Aber ich bin frey von Geschwüren. Darum laß mich deine Pflege mit den Thieren theilen, die allein sich dein erbarmen, auf daß sie mich nicht länger beschämen!“—

So sprach er, und eine Thräne glänzte in dem freundlichen Auge des barmherzigen Mannes. Darauf reichte er dem armen Lazarus die Hand und sagte: „Komm mit mir; denn siehe, ich habe eine Hütte! — Dort wollen wir deiner pflegen, soviel wir vermögen, und versaget mir mein eigener Tisch, dich zu ernähren, so will ich dir die Brodsamen von der Tafel des Reichen sammeln.

Nachdem er diese Worte geredet, reichte ihm Lazarus die Hand und sprach: „Ich folge dir gerne! — denn du bist um deines frommen Herzens willen ersehen, mir den Himmel zu öffnen, und die letzten Stunden meines Lebens zu versüßen. Ich bedarf nur noch wenig; aber wie sollt' ich diesen Segen dir rauben?“ —

Sie gingen und kamen in ein entlegenes Hüttchen, mit einem Schilfdache, und Zadok führte Lazarus hinein, und das Weib Zadok's hieß ihn willkommen, und bereitete ein Lager von Blättern und Moos in dem Kämmerlein, und sie geleiteten den armen Lazarus hinein, und betteten ihm darauf. Und Hanna, die Ehefrau Zadok's, brachte eine Schaale mit Milch, und bot Lazarus zu trinken.

Aber Lazarus sprach: „Reichet mir einen Trunk Wassers, denn mich dürstet, und ist eine Glut in meinem Innern."

Da eilte Hanna, und brachte frisches Wasser aus der Quelle, und Zadok kühlete Lazarus Wangen mit einem grünen Oelzweige, den er hin und her bewegte. Und Lazarus fiel in einen tiefen Schlummer, denn es war sehr heiß und um die Stunde des Mittags.

Als er nun schlummerte, wehrten Zadok und Hanna den Fliegen, und kühleten ihn. Und Lazarus lächelte in seinem Schlummer. Da blickten Zadok und Hanna sein Weib sich an, und sie sagten in leisen Worten zu einander: „Ach, möchte er bey uns genesen!" —

Also schlummerte Lazarus einige Stunden. Darauf als der Tag sich neigte, erwachte er, und hub seine Augen auf und sprach: „Ihr lieben Menschen, wie pflegt ihr meiner! — Niemals hab' ich eines süssern Schlummers genossen, wie bey euch, in eurer Hütte. Mir träumte, ich würde von Engeln getragen. Und ist es nicht also? — Der gute Mensch voll Einfalt und Liebe ist er nicht ein Engel Gottes? — Ihr habt mir die köstlichsten und süssesten Stunden meines Lebens bereitet. Mein Herz ist voll Ruhe und Seligkeit. Darum fühl' ich, daß die Stunde meines Heimganges gekommen ist" (denn das letzte Stündlein des Armen ist ihm Beginn und Vorgefühl des himmlischen Lebens). —

Darauf reichte Lazarus Zadok und Hanna die Hand, und enschlief mit freundlichem Antlitz, und die heiligen Engel trugen seine Seele in die Wohnungen der Seligen. Zadok aber und Hanna weineten um ihn, und begruben ihn in der Stille. Und Lazarus des Entschlafenen Geist ward der Schutzengel Zadok's und seines Weibes Hanna, und als sie an Einem Tage verschieden, schwebte er um ihr Sterbelager, und ein sanftes Säuseln

fühlte beyder Angesicht, und sie hörten eine liebliche Stimme: „Wer Barmherzigkeit übet, wird Barmherzigkeit empfangen.“ —

Krummacher.

73. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Elisabeth, ein seltenes Muster der Heiligkeit für alle Lebensverhältnisse, war die Tochter des Königs von Ungarn, Andreas des Zweyten, wurde aber gleichsam noch in der Wiege dem Landgrafen in Thüringen, Ludwig, zur Gemahlin versprochen, und deßwegen schon im fünften Jahre ihres Alters zur Erziehung an diesen landgräflichen Hof gebracht. Sie bewies schon von zarter Jugend an einen ungemein frommen Sinn, und eine ungewöhnliche Neigung zur Gottseligkeit, und statt mit zunehmenden Jahren, wie es öfters geschieht, lauer zu werden, wuchs vielmehr mit denselben außerordentlicher Weise ihre kindliche Liebe zur Andacht, zur Eingezogenheit, und besonders auch zur Mildthätigkeit gegen Arme und Nothdürftige.

Der Kleiderpracht, dem Putze und weltlichen Ergötzlichkeiten, die ihr bey dem Hofleben so vielfach entgegen kamen, von Herzen abgeneigt, widmete sie sich mitten in der weltlichen Umgebung, mehr und mehr dem stillen Gebethe, den Uebungen der Gottseligkeit, schloß sich in ihrem Umgange lieber an Geringe, Fromme, als an Vornehme, aber eitel Gesinnte an, besuchte vor allem gern die Kirche, und den Gottesdienst, und zwar mit solcher Demuth und Eingezogenheit, daß sie allemal, wenn sie die Kirche betrat, ihre kostbare Krone, womit sie der Uebung gemäß geschmückt wurde, vom Haupte nahm.

Als die Mutter ihres Landgrafen einmal um die Ursache, warum sie das thue, fragte, antwortete sie: „Es fällt mir armen Geschöpfe unmöglich, mit einer glänzenden Krone auf dem Haupte vor meinem Gott und Heilande zu erschei-

nen, der mit Dörnern gekrönt, und mir zu lieb an's Kreuz geheftet worden ist."

Als sie dennoch später einmal wieder mit der Krone in die Kirche gehen mußte, und Jesum am Kreuze erblickte, sprach sie beschämt: „Sieh, dein Gott hängt nackt am Kreuze und du bist so schön geziert, er ist gekrönt mit Dornen, du mit einer goldenen Krone, er mit Nägeln an Händen und Füßen durchbohret, und du am Halse und den Armen mit Perlen und Edelsteinen geschmücket." Vor Scham und Wehmuth fiel sie beynahe in Ohnmacht, und von nun an blieb sie fest bey ihrem Vorsatze, sich stets gering und einfach zu kleiden. Aber eben daher hatte sie, wegen ihrer Frömmigkeit, Eingezogenheit, Selbsterniedrigung von den irdisch gesinnten, vornehmen Hofleuten Vieles zu leiden, wurde von Vielen, besonders auch von der eitlen und stolzen Schwester ihres Bräutigams, verachtet, verspottet und verhöhnt, und mußte mancherley Vorwürfe hören, z. B. sie tauge nicht zu einer Fürstin, sie müsse ihre Schwärmerey, oder den Hof verlassen, sie übertreibe es, und werde eine Närrin werden. —

Allein sie suchte Gott mehr zu gefallen, als den Menschen, ließ dadurch sich nicht abwendig machen von ihrer gottseligen Lebensweise, und fuhr fort, recht oft die heiligen Sacramente zu empfangen, so oft möglich, dem heiligen Meßopfer, und der Verkündigung des göttlichen Wortes mit inbrünstiger Andacht beyzuwohnen, gegen jedermann zwar freundlich zu seyn, aber sich ferne zu halten von aller Eitelkeit, von gefährlichem Umgange, und allen sündhaften Weltfreuden, die den Menschen um die höchste Freude, um die Freude in Gott, bringen, und deren Ende Bitterkeit und Verderben ist. Da bemühte man sich sogar, ihren Bräutigam gegen sie einzunehmen, und ihn zu bereden, daß er sie verstoßen, und zu ihren Aeltern nach Ungarn zurückschicken möchte.

Elisabeth wußte es, schwieg, und empfahl sich gelassen Gott dem Allmächtigen, der die Herzen durchschaut und

zu lenken vermag. Und siehe, die bösen Bemühungen ihrer Feinde vereitelten sich an dem guten Gemüthe ihres Bräutigams; dem Landgrafen gefiel die Frömmigkeit, Demuth und Bescheidenheit, Verachtung der Welteitelkeit seiner Braut so sehr, daß er sich eben zur Zeit, da man in ihn drang, sie zu verstossen, auf dem Schlosse zu Marburg im Jahre 1220 im fünfzehnten Jahre ihres Alters mit ihr vermählte.

Im Ehestande setzte sie nicht nur ihren frommen und demüthigen Wandel, selbst zur Erbauung ihres lieben Gemahls fort, sondern widmete sich in noch größerer Masse dem Dienste der Liebe gegen Arme, Kranke und Leidende, weil ihr auch mehrere Mittel dazu zu Gebothe standen. Dem Gebethe lag sie eifrig ob, daß sie selbst einen Theil der Nacht damit zubrachte; und denjenigen Theil des Tages, den ihr die Erfüllung ihrer Standespflichten und frommen Betrachtungen übrig ließen, verwendete sie meistens für gemeine Handarbeit, um für Arme Wolle zu spinnen und Zeuge zu Kleidern zu wirken.

Sie selbst trug unter ihrem sehr einfachen Anzuge stets ein rauhes, härenes Bußkleid, kasteyete ihren Leib durch Strenge und Enthaltsamkeit und fügte sich in ihrer ganzen Lebensweise mit kindlicher Folgsamkeit dem Rathe und den Ermahnungen ihres erwählten Beichtvaters, eines sehr frommen Priesters und berühmten Predigers, welcher Konradus hieß. Unter dessen weiser Anleitung wuchs sie gleichsam täglich immer mehr in der Losschälung des Herzens von allem Irdischen, in der Liebe zur Erniedrigung ihrer selbst, in der Gemüthsversammlung und vorzüglich in der Ausübung der Mildthätigkeit.

Sie baute unter ihrem Wohnschlosse ein Spital für Kranke und Arme des Landes, die sie häufig selbst besuchte, und auf die demüthigste Weise mit eigenen Händen bediente, sie wurde die Stifterin der Elisabethinerinnen, die sich ausschließlich der Krankenpflege widmeten; sie nährte täglich bey

900 Arme bey der Pforte ihres Pallastes, und da man ihr diese Dienste für unanständig auslegte, sagte sie: „Was euch unanständig vorkömmt, dienet dazu, um meine Fehler zu reinigen.“

Besonders liebevoll nahm sie sich der armen älternlosen Kinder an, und versorgte sie. In einer Hungersnoth, womit im Jahre 1225 Deutschland heimgesucht wurde, ließ sie, in der Abwesenheit des Landgrafen alles Getreide, das man von seinen Landgütern eingeärntet hatte, unter die Nothleidenden austheilen. Da die Verwalter sie beym Herrn nach seiner Zurückkehr der Verschwendung anklagten, sprach er edelmüthig: „Ich kann ihre Liebeswerke nicht tadeln, sie werden uns den Segen des Himmels zuziehen, wir aber werden keinen Mangel leiden, so lange wir, wie sie, den Armen beystehen.“

Allein bald standen ihrer großen Tugend schwere Proben anderer Art bevor; die fromme Gräfin, die bis anhin alle Reize des Hoflebens verschmähet, und die Gottseligkeit bey allem Spott und Verachtung bewahrt hatte; sie sollte den Leidenskelch wohl angefüllt austrinken, sie sollte als Auskehricht verstossen, der menschlichen Gesellschaft unwürdig geachtet werden. Da folgte Kreuz auf Kreuz, Leiden auf Leiden.

Im siebenten Jahre ihres glücklichen, mit drey Kindern gesegneten Ehestandes starb ihr Gemahl auf einem Kreuzzuge gegen die Sarazenen in Italien. Ein harter Schlag für ihr liebendes, empfindsames Herz; nur ihre unerschütterliche Ergebung in den göttlichen Willen vermochte sie zu trösten. „Du weißt es, o Gott,“ sprach sie unter andern, nach der erhaltenen Nachricht vom Tode ihres Gemahls, „du weißt es, o Gott, daß ich auf dieser Welt niemand mehr geliebt habe, als meinen Ehegemahl, nicht nur weil er mein Gemahl war, sondern weil er auch Dich vom Herzen liebte. Da es aber

Dir

Dir gefiel, ihn zu Dir zu nehmen, so bin ich mit deiner Schickung so zufrieden, daß wenn ich ihn mit der Abbethung eines einzigen Vater Unsers gegen deinen Willen wieder zum Leben erwecken könnte, ich dennoch selbes nicht bethen wollte. Nur das allein bitte ich Dich, gieb ihm die ewige Ruhe, mir aber die Gnade, Dir bis an's Lebensende vollkommen zu dienen. — Weil er gestorben ist, so will auch ich von diesem Augenblicke an mir selbst, der Welt, und der Eitelkeit absterben.

Auf diese folgte bald noch eine größere Heimsuchung. Der Bruder ihres Gemahls, Heinrich, übernahm jetzt gegen die Gerechtsame ihres erstgebornen Sohnes die Regierung; sie aber wurde angeklagt, als hätte sie durch ihre vielen Almosen die Landeseinkünfte verschwendet. Nun wurde sie aller ihrer Güter beraubt, aus ihrem Palaste verstossen, aus der Stadt verwiesen, und ihr jedes Obdach strenge verbothen.

Da mußte sie, die Königstochter, erst noch die Gemahlin eines Fürsten, jetzt mit ihren drey, ihr nachgeschickten Kindern und zwey frommen Kammerfräulein, die sie nicht verlassen wollten, in völliger Armuth und Elend herumziehen, mit Furcht und Zittern den Lebensunterhalt, das Obdach wie ein Bettelweib suchen; ja (Gott ließ es zu, und so thut es die Welt) die gütige Frau, die vorhin so vielen Gutes gethan, so viele Hungrige gespeiset, Nackte bekleidet, Kranke gepflegt hatte, fand jetzt kein Mitleid bey den Menschen, sondern wurde hartherzig und mit Spott vor den Thüren abgewiesen, und die Stifterin und Mutter des Spitals fand keine Aufnahme darin und kein Mitleid. Sie bewies aber eine unüberwindliche Geduld und Ergebung in Gottes Willen, lobte den Herrn in ihrer Verlassenheit und ließ kein ungeduldiges Wort von sich hören, ja sie dankte Gott für die Demüthigung als eine besondere Gnade.

Nach einiger Zeit fügte es aber Gott doch wieder, daß ihre Unschuld anerkannt wurde. Ihre Base, die Abtissin zu Künzingen im Fränkischen, nahm sie, da sie ihr Elend vernommen hatte, zuerst zu sich, und führte sie dann später zu ihrem Oheime, dem Bischofe von Bamberg, durch dessen Vermittelung sie in ihren Pallast zurückgerufen, und wieder in ihre Ehre und Güter eingesetzt wurde. Sie bewohnte aber in ihrer Demuth den herrschaftlichen Pallast nicht lange, begnügte sich mit der Herausgabe ihres Heirathgutes, stiftete mit einem Theile desselben das Spital zu Marburg, nahm die Regel des dritten Ordens des heiligen Franziskus an, und bezog eine geringe Wohnung in der Stadt.

Hier widmete sie sich, ohne sich selbst durch die Einladung ihres Vaters zur Zurückkehr an den königlichen Hof in Ungarn davon abwendig machen zu lassen, ganz den Werken der Gottseligkeit, dem Krankendienste und der Pflege der Armen, bis der Herr sie nun nach kurzen Jahren heimnahm in's bessere Land der Vergeltung, wo keine Trübsal mehr ist; denn beyläufig im vierten Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, im vier und zwanzigsten ihres Alters, erkrankte sie schwer, empfing mit inniger Andacht die heiligen Sacramente, und gab im Jahre 1231 ihren Geist in die Hände ihres Heilandes, dem sie hienieden in den Armen gedienet und in Demuth nachgefolgt hatte, und der den Seinigen allen die Verheissung hinterlassen hat: „Wo ich bin, wird auch mein Diener seyn.“

Papst Gregor der Neunte setzte sie, auf die vielen Wunderwerke, die bald an ihrer Grabstätte geschahen, schon im vierten Jahre nach ihrem Hinscheiden in die Zahl der Heiligen.

Wenn du, lieber Christ! eine solche Heiligin, oder einen Heiligen neben dir hättest, der so demüthig, so andächtig in der Kirche wäre, so eifrig die heiligen Sacramente empfinge, so eingezogen zu Hause lebte, so einfach erschiene

in Kleidung und Nahrung, so streng in Buße, so reich in Ausübung der Liebeswerke, dabey so geduldig, und in Allem nur auf Gott hinsähe, was würdest du thun? Etwa auch spotten und verhöhnen, auch anfeinden, auch von dir wegstoßen?

O es ist wunderbar, wenn Heilige mit uns leben, wir kennen sie nicht, achten sie nicht, folgen ihnen nicht, sondern thun ihnen Böses an! Das verdammet den Geist dieser Welt, weil er das Licht hasset, und die Finsterniß lieb hat. Oder willst du dich, falls du fromm wärest, abhalten lassen von der Frömmigkeit, und dem Beharren in der Gottseligkeit? Sieh! am Ende kann doch auch die arge Welt der Heiligkeit die Ehrfurcht nicht versagen. Oder willst du dich entschuldigen, du könntest nicht so fromm seyn? Hat es die Königstochter können, bey Hof können, unter Feinden können, in der Jugend können, in großer Noth und Elend können, warum du nicht? Darum gieb Acht, daß dein vermeintes Licht in dir nicht Finsterniß sey oder werde! —

74. Der gerettete Jüngling.

Wirkungen eines zuvorkommenden liebreichen Betragens.

Eine schöne Menschen-Seele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuer-Seele.

„Diesen Jüngling“ — sprach er zu dem Bischof —
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
„Stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge
„Mir und dir vor Christo die Gemeine.“

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleyen
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reitz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reitz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erste Frag' an ihren Bischof
War: „wo ist mein Sohn?“ — „Er ist gestorben!“
Sprach der Greis, und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ — „Er ist Gott abgestorben,
„Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.“

„Dieses Jünglings Seele,“ sprach Johannes —
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?“
„Auf dem Berge dort.“
„Ich muß ihn sehen!“

Und Johannes, kaum dem Walde nahend
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er),
„Führet,“ sprach er, „mich zu eurem Führer!“
Vor ihn trat er: und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
„Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
„Einen Greis. Ich habe dich gelobet
„Meinem Herrn, und muß für dich antworten.
„Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
„Für dich hin, nur dich fortan verlassen
„Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
„Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?
Und es wiederfand; und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct-Johannes Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit, und Lieb' und Wahrheit.

Herders zerstr. Blätter.

75. Jockli, zieh' das Käppli ab!

Höflichkeit.

„Jockli, zieh' das Käppli ab!" sagte allemal des Schneider Balzers Wittwe zu ihrem kleinen Sohn, wenn ein Fremder durchs Dorf ging. Und Jockli nahm das Käppli ab, und gewöhnte sich, gegen Jedermann, vornehm oder gering, immer freundlich und dienstfertig zu seyn.

Die andern Bauern im Dorfe waren aber grob, wie Bohnenstroh; und die Jungen waren es wie die Alten. Das war nicht fein.

Höflichkeit ist eine leichte Waare; sie kostet uns nichts, und macht uns alle Menschen zu Freunden. Grobe Leute liebt Niemand, Jeder verachtet sie, und wenn sie auch steinreich wären. Man pflegt sie, verblümter Weise, Flegel zu nennen, und das von Rechtswegen. — Freundliches Wesen und Dienstfertigkeit ist der Schlüssel zum Herzen aller Menschen.

Wenn ein fremder Herr in's Dorf kam, war Jockli immer der erste, welcher lächelnd grüßte. Die andern Bauern standen indessen da, wie Brunnenpfähle, und konnten die Kappe oder den Hut nicht vom Kopfe bringen, als wären sie angepicht.

Es kam wohl zuweilen, daß ein Fremder nach dem Wege fragte. Statt ordentlich zu antworten, standen die Bauern stumm da, und sahen sich wohl einander an, oder lachten, und machten alberne Gesichter, wie Gänse, wenn's donnert. Jockli aber war gleich bey der Hand, antwortete und begleitete den Fremden selbst auf den Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür ärntete er manchen freundlichen Dank ein, denn Almosen zu nehmen schämte sich Jockli.

Das gefiel der Mutter, die eine verständige Frau war, und sie sprach: „Du hast Recht! Könige und Fürsten grüßen ihren geringsten Unterthan freundlich, warum soll ein Bauer nicht desgleichen thun? Wenn ich durch ein Dorf gehe, wo die Leute ungefällig und grob sind, keinen grüßen, keinem beystehen, da denk' ich immer: diese armen Menschen wissen wohl auch nicht, daß wir Alle einen gar guten Vater im Himmel haben, der uns Alle als seine Kinder liebt, und will, daß wir als Geschwister mit Liebe, Freundlichkeit und Dienstfertigkeit einander begegnen sollen. — Vergiß das nie Jockli: auch der fremdeste, ärmste Mensch ist Gotteskind, dein Mitbruder und Miterbe des Himmels, in den du auch einst kommen willst. —

Nun, was geschah?

Jockli war sechzehn Jahre alt, stark und groß, und half seiner Mutter durch Taglohn das Brod verdienen, so er mit ihr theilte. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn Jedermann lieb.

An einem Sonntag saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause an der Landstraße. Da kam des Weges ein

alter Herr aus der Stadt, welcher spazieren ging. Ein besoffener Bauer ging ihm entgegen, fluchte und schwur lästerlich, und wollte mit dem alten Herrn tanzen. Da lachten die andern Bauern aus vollem Halse; aber keiner ging, den Fremden vor den Beleidigungen des Trunkenbolds zu schützen. Da sprang Jockli hin, warf den Besoffenen auf die Seite, und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er begehrte.

Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwey Karossen voller Herren und Frauenzimmer. Die Bauern saßen da, und gafften und sperrten die Mäuler auf, als sollten ihnen Kutsche und Pferde da hineinfahren. Endlich sagte einer: „Das ist gewiß der Oberherr: der zum Schlosse fährt!“— Da zogen sie alle, einer nach dem andern, den Pfanndeckel vom Kopf, obgleich die Wagen schon längst vorbey waren und am Schlosse hielten. Nun gingen sie hin, und gafften aus der Ferne, wie die Schafe, wenn ein fremder Hund kömmt.

Da sahen sie den alten Herrn vom Pfarrer begleitet zum Schloß gehen, und Jockli neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher seit vielen Jahren in fremden Kriegsdiensten gestanden und nun zurück kam.

Er behielt den höflichen Jockli sogleich bey sich, kleidete ihn ganz neu und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Jockli aber wußte durch seine Dienstgefälligkeit so aller Herzen zu gewinnen, und er war dabey so brav und treu, daß der alte Oberherr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte, und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Sogar, als der alte Herr sterben wollte, vermachte er seinem lieben Verwalter im Testament eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Jockli verehlichte sich, war sparsam und ist nun der reichste Bauer in seinem Dorfe geworden. Dieß Glück hat er seiner Artigkeit und Dienstbeflissenheit zu danken. Alle

Bauern wußten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Nützt es nichts, so schadet es nichts, dachten sie.

Und wenn noch irgend ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie Alle, wie Jockli's Mutter: „Jockli, zieh' das Käppli ab!" — Und es half.

Zschokke.

76. Die Güte der Väter.

Der Vater, der im Himmel wohnt
Hat diese weite Welt,
Für uns gebaut, und Sonn' und Mond
Gar herrlich aufgestellt.
Hat viele Felder angelegt,
Und gütig hingesä't
Was Obst und schöne Blumen trägt,
Und was die Sense mäht.
Er sieht herunter Nacht und Tag,
Auf seine Kinder all',
Und warnt, und liebt im Donnerschlag
Und in der Nachtigall.
Er schuf durch seinen Liebeshauch,
Nach seinem Ebenbild,
Auf Erden gute Väter auch,
Mit Herzen, fromm und mild.
Die Väter bau'n in Gotteshaus
Sich ihre Hütten an,
Und schmücken sie den Kindern aus,
So gut, wie jeder kann.
Sie ziehen Bäum' und Blumen auf,
Umzäunen grünes Feld,
Und tragen mancherley zu Haus
Für ihre kleine Welt.

Denn nimmer ist der Väter Brust
Von treuen Sorgen leer;
Die Sorgsamkeit ist ihnen Lust,
Und kommt von oben her.
Gott, dessen Licht auf Meer und Land
Zu unsrer Freude scheint,
Der hat durch solch ein Herzensband,
Uns insgesammt vereint!
Er gab den Vaternamen sich,
Daß uns von seiner Treu
Der Name schönster ewiglich
Ein heilig Zeugniß sey.

77. Das heldenmüthige Kind.

(Aeltern = Liebe.)

Ein Knabe war noch nicht acht Jahre,
Als ihn auf's nächste Dorf, wo Kirchweih' war,
Um auch einmal ihm eine Lust zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.
Der Knabe, der sonst nicht vom Hause kam,
Sah lauter wunderbare Sachen.
Neugierig war er von Natur,
(Denn das ist so den kleinen Leuten eigen)
Wie vielmal bat er nicht den Vater abzusteigen,
Und ihm bald dieß, bald jenes recht zu zeigen.
Bald sah er eine große Flur,
Für ihn ein Reich; ein Hügel, Pyrenäen *);
Ihm waren Teiche, große Seen;
Ein Birkenbusch ein ungeheurer Wald.
Zum Unglück kam aus einem Bauerngute
Ein großer Pudelhund daher.
„Was ist das, Vater?“ fragte er.

---

*) Eine Gebirgskette, die Frankreich von Spanien scheidet.

„Ach!“ rief der Vater, „Sohn! ein Bär! ein Bär!
„Umarme mich! er lechzt nach unserm Blute!
„Hier müssen wir des Todes seyn.“
„Gut,“ sprach das Kind, „mir fällt ein Mittel ein:
„Gleich, Vater, wirf mich von dem Pferde!
„Indem ich mich nun fressen lassen werde,
„So jage du davon: das wird dich doch befrey'n?“
O welch ein Muth in scheinbaren Gefahren
Für einen Knaben von acht Jahren!

Michaelis.

78. Die belohnte kindliche Liebe.

Der junge Robert stand bey seinem Boot *)
Am mastenvollen Hafen von Marseille,
Als schon des Abends purpurhelle Glut,
Sich spiegelnd, aus den Wellen wiederglänzte.
Gestützt auf's Ruder wartet er daselbst,
Ob Jemand käme, von der Lust gereizt,
Hinauszusteuern auf der glatten Fluth,
Und durch der Schiffe lange Reih'n zu kreuzen.
Da kam ein Unbekannter aus Gestad,
Und trat in's Boot und fragte nach dem Schiffer.
„Ich bin es selbst,“ erwiedert' Robert schnell,
Und griff schon freudig mit der Hand an's Ruder.
„Du bist kein Schiffer,“ sagte mürrisch d'rauf
Der unbekannte Mann, und wollte schon
Den Fuß zurück an's nahe Ufer setzen.

Betroffen blickt' ihn Robert an und sprach:
„Ich bin kein Schiffer zwar, wie du errathen,
„Allein ich weiß jedoch das Ruder gut
„Und mit gewohnter, starker Hand zu führen,
„Und habe mir dieß kleine Boot erkauft

*) Ein kleines Schiff.

„Damit ich etwas Geld gewinnen möchte,
„An Sonn= und Feyertagen, wenn die Menschen
„Der Arbeit ledig nach Vergnügen geh'n.
„Sonst dien' ich einem Bürger in der Stadt,
„Als Lehrling in der Kunst das Gold zu schmieden,
„Und kostbares Geräth' daraus zu formen."
Noch mürrischer versetzt der fremde Mann:
„So jung noch bist du und so frühe schon
„Der Habsucht Sklave? Deine Miene wird
„An dir zum Lügner; geh, und schäme dich!" —
Mit diesen Worten wollt' er ihn verlassen;
Doch Robert hielt ihn bittend noch zurück:
„O! wüßtest du, welch trauriges Verhängniß
„Auf mir und meinem armen Hause ruht,
„Du würdest nicht voreilig mich verdammen,
„Und mir des Mitleids zarte Thräne schenken." —
Verwundert sah der fremde Mann ihn an,
Und blieb und setzte sich im Boote nieder.
„Wohlan," so sprach er, „führe mich umher,
„Und laß die Trauerkunde mich vernehmen."
Der Jüngling faßte d'rauf das Ruder, stieß
Vom Ufer ab und schiffte fort und sprach:
„Mein Vater hatte nach und nach durch Fleiß
„Als Unterhandler bey der Kaufmannschaft
„Ein mäßiges Vermögen sich erworben.
„Mit Weib und Kindern konnt' er ehrbar leben;
„Allein der Zukunft ungewisses Loos
„Und zarte Lieb' und Sorgfalt für die Seinen
„Entflammte seinen rastlos regen Geist,
„Sein Glück mit Einem Wurfe zu versuchen.
„Schnell wurde nun das ganze Gut, so er
„Mit saurem Schweiß errungen, umgewandelt.
„Er kaufte Waaren ein, belud damit
„Ein Schiff, das an die Ufer der Levante

„Zu segeln in dem Port *) gerüstet lag,
„Und nahm von uns auf frohes Wiederseh'n
„Gerührten Abschied. Traurig folgten wir
„Ihm bis zum Hafen nach, wo er das Schiff
„Mit hoffnungsvollem Muth bestieg, und sahn'
„Noch lang hinaus in's weitgedehnte Meer,
„Bis er aus unserm Blick zuletzt verschwand.
„In uns gekehrt und banger Ahnung voll
„Verließen wir das Ufer und gelangten
„In unsre stille Wohnung, wo die Freude
„Und Fröhlichkeit nun ausgestorben war,
„Und ach, wir hatten nicht umsonst gefürchtet!
„Nach sieben Wochen, die gleich Jahren sich
„Verlängert hatten, kam uns endlich Nachricht
„Vom Vater an, die schreckenvolle Kunde,
„Daß er gefangen nach Marokkos Land
„Geführet werde. Jenes reiche Schiff,
„Mit allen unsern Hoffnungen beladen,
„Fiel einem Räuber in die schlimmen Hände,
„Und mein getäuschter, armer Vater ward
„Als Sklave dann nach Tetuan verkauft.
„Wie kann ich's dir beschreiben, welch ein Schmerz
„Uns jetzt ergriff, und welche Trauerbilder
„Die schrecklich aufgereizte Phantasie
„Umringten! Trostlos waren meine Schwestern,
„Und meine Mutter überlebte kaum
„Dieß jammervolle, schwarze Mißgeschick.
„So floß ein halbes Jahr uns hin, belastet
„Mit schwerem Gram und hoffnungslosem Kummer.
„Doch endlich schrieb der Vater uns: Sein Loos
„Sey nicht so traurig, wie vielleicht wir meinen;
„Sein Herr behandl' ihn menschlich und mit Huld,

*) Seehafen.

„Und zeichn' ihn aus vor allen andern Sklaven;
„Auch hab' er für ein Lösegeld ihm schon
„Die Wiederkehr in's Vaterland versprochen.
„Sechstausend Livres würden ihn befrey'n. —
„Von Stund' an kehrte der entschwundne Frieden
„In unser Haus zurück, denn Hoffnung hielt
„Uns über unser nächtlich Loos empor.
„Mit Freud' und Muth entschlossen wir uns jetzt,
„Um jenes Lösegeld uns zu erwerben,
„Mit jeder Kraft bey Tag und Nacht zu ringen,
„Dem Schlaf zu trotzen und die Nothdurft selbst
„Uns zu versagen. Einmal wollt ich schon
„Zum Vater zieh'n und dort für ihn mich stellen!
„Allein ein kluger Mann mißrieth es mir.
„Die Mauren, sprach er, werden dich behalten,
„Und doch wirst du den Vater nicht befrey'n.
„Indem die Schwestern und die Mutter nun
„Daheim der Arbeit schwere Last beschäftigt,
„Ersann auch ich ein Mittel zum Gewinn;
„Denn dieser Kahn vermehrt uns den Erwerb,
„Den wir als Lösegeld des Vaters sammeln."
Der junge Robert schwieg. Theilnehmend sah
Der fremde Mann ihn an. „Wie heißt dein Vater,"
Begann er d'rauf zu ihm, „wie heißt sein Herr?"
„Mein Vater," sprach der Jüngling, „nennt sich Robert,
„Sein Herr ist bey dem Kaiser von Marokko
„Der oberste Aufseher seiner Gärten."

Jetzt sank die Sonn' ins weitbeglänzte Meer.
Der unbekannte Mann gebot zu landen,
Und drückte, da er an dem Ufer stand,
Dem Jüngling einen Beutel in die Hand,
In dem sich zwanzig Karoline fanden,
Und eilte schweigend von ihm und verschwand.

Indessen hatte dreymal seine Hörner
Der Mond gefüllt. Bey einem kargen Mahl
Saß die verlass'ne Mutter, mit den Kindern.
„Wie mag es jetzt dem armen Vater geh'n?"
Hub sie nach einer langen Pause an;
„Vielleicht verbirgt er uns aus Schonung nur
„Sein hartes Loos und leidet in der Knechtschaft
„Den Uebermuth unmenschlicher Barbaren.
„Des Tags verschmachtet er im Sonnenbrand,
„Und keine Labung wird ihm dargereicht;
„Des Nachts hat er kein Lager, wo er sanft
„Das Haupt hinlegen könnte, und erliegt,
„Eh' unser Fleiß zu retten ihn vermag,
„Und unsre Hoffnung ist umsonst gewesen.
„Ihn hat die Lieb' und Sorge für sein Haus
„In dieses Elends Abgrund hingestürzt,
„Und wir vermögen es noch lange nicht,
„Und dann vielleicht zu spät, sie zu vergelten."
So sagte sie, und weinte schmerzensvoll
Und die betrübten Kinder weinten mit.
Da sieh, mit einmal öffnet sich die Thüre,
Und der beklagte, alte Robert stand
In dem Gemach. Welch freudiges Erschrecken!
Als sie ihn sah'n; welch jubelvoller Gruß!
Welch ungestümmes Eilen zu dem Lieben!
Wie ausgebreitet alle Hände nun,
Ihn zu umarmen und an's Herz zu drücken!
Ach; welche Lieb, in Worten und in Blicken!
Mit welcher Wonne sank er an die Brust
Der treuen Gattin, seiner kaum bewußt!
Wie schloß er nun, versöhnt mit jedem Harme,
Die lieben Kinder in die Vaterarme.
Jetzt als die Freud' ihn reden ließ
Begann er mit empfindungsvollen Worten:

„Dank euch, ihr Lieben, heißen Herzensdank,
„Für meine mir so schnell bewirkte Rettung.
„Ich dachte wohl, ihr würdet mich das Leben
„Nicht in der Sklaverey verseufzen lassen.
„Allein, so bald erwartet' ich sie nicht
„Die Stunde der Befreyung. Welche Müh'
„Und Arbeit sie gekostet haben mag;
„Doch Gott hat sichtbar euer Werk gesegnet!"

Als er's gesagt, ergriff ein neues Staunen
Die Mutter und die Töchter. Aber still
Und in Entzücken ganz verloren stand
Der junge Robert; Freudenthränen glänzten
In seinem Aug', und der Empfindung Macht
Band ihm die Zunge. Zweifelnd sah der Vater
Im Kreis umher; doch als er seines Sohnes
Bedeutungsvolles Angesicht erblickte,
Sprach er unmuthig: „Solltest du vielleicht,
„Unglücklicher! um mich befrey't zu sehen,
„Der Tugend ungetreu geworden seyn?
„Sprich! Meine Freyheit hab' ich dir zu danken;
„Woher hast du das viele Geld genommen?"
Der Jüngling wirft sich um den Hals des Vaters:
„Ich bin es nicht, der dich gerettet hat,
„Ein fremder Mann ist es, den ich nicht kenne,
„Der dich nicht kannte, dem ich die Geschichte
„Von deinem Unglück, als ich auf dem Kahn
„Im Hafen ihn geführt, erzählet habe:
„Kein Andrer kann es seyn. Ihn hat mir Gott
„Zu deiner Rettung in den Kahn gesendet.
„Er hat die That geheimnißvoll vollendet.
„Wie er's gethan, das kennt nur Gott allein
„Und wird des edlen Mann's Vergelter seyn."

Monatschrift für Frauenzimmer.

79. Verehrung der Mutter.

Eine gute Mutter ist
Ueber alles zu verehren!
Was das Leben ihr versüßt,
Sucht ihr, Kinder, zu vermehren!
Ihre Schmerzen gaben euch das Leben,
Ihre Sorgfalt nur erhielt es euch.
Nahrung, Pfleg' und Freude euch zu geben,
Scheuet sie
Spät und früh
Keine Arbeit nie,
Manche Nacht
Wird für's Kleine durchgewacht;
Mancher Kummer
Raubet ihr den Schlummer,
Denn in ihrem Kinde lebt und webet sie.
Unermüdet trägt
Sie den Liebling, wägt
Alles Gute für ihn ab.
Jeder Schmerz
Geht auch ihr durch's Herz,
Und so sinnt sie bis in's Grab
Ohne Unterlaß
Immer nur auf das,
Was ihn glücklich durch das Leben führt.

O! wen Mutterzärtlichkeit nicht rührt,
Der ist keiner Zähre,
Wenn er auch sonst alles wäre;
Wer die Dulderin nicht ewig ehrt,
Der ist nicht des Daseyns werth.

80. Die

80. Die Goldfischlein.

Gehorsam.

Es wohnten drey Goldfischlein mit ihrer Mutter in einem steinigen Wasser; die Sträucher beugten sich darüber her, und das Plätzchen war immer düster und kühl. Aber weiter unten glänzte die Sonne golden auf der Spiegelfläche des Baches. Und eines Tages sprachen die Fischlein zu ihrer Mutter: „Ey Mutter! warum bleiben wir denn immer hier, und gehen nie dort hinunter, wo die Sonne so schön glänzt auf dem Wasser? Vielleicht ist dort unten schöner sandiger Boden. Warum müssen wir uns immer hier unter den Steinen verborgen halten, wo die Sonne nie her scheint? Dort unten muß es ja so schön seyn!" —

Da antwortete die Mutter der Goldfischlein: „Es ist nicht Alles, wie es scheint. Jener Platz dort unten scheint lustig und gut; man kann sich hübsch sonnen auf den kleinen Wellen, und auf dem Grunde findet sich manches gute Würmlein. Aber unter dem ausgehöhlten Uferrande wohnt ein großer gefräßiger Fisch, vor dem kein kleinerer Fisch sicher ist. Darum gehen wir nicht hinunter an den schönen sonnigen Platz."

Eines Tages ging aber die Mutter der Fischlein aus, um Speise zu suchen; aber beym Fortgehen warnte sie noch die Fischlein, und sprach: „Gehe mir ja keines hervor aus unsern Steinen, ehe ich wieder bey euch bin, daß ihr nicht Schaden nehmet." Und die Fischlein versprachens, recht folgsam zu seyn, und gar nicht hervor zu gucken.

Da die Mutter aber fort war, und eine Weile ausblieb, sprach das älteste der Fischlein: „Mütterchen bleibt so gar lange, und wir sollen immer da unten sitzen, hinter den schlammigen Steinen. Was thuts denn, wenn wir ein bischen höher ins Wasser steigen? Bey uns ist ja kein gefräßiger Fisch, vor dem wir uns zu fürchten hätten."

Aber die andern wollten nicht, und sprachen: „Was würde die Mutter sagen, wenn sie käme, und uns oben anträfe?“

„Ey,“ — sprach das Fischlein dagegen: „Mutter ist weg! Mütterchen siehts nicht; und wenn sie kommt, so stecken wir uns wieder hinter unsere Steine, ehe sie es gewahr wird, daß wir oben waren.“

Und mit diesen Worten tauchte es hervor, und schwamm auf der Fläche; und es war ihm wohl, und rief seinem jüngern Bruder und seinem Schwesterchen. Da stieg das Brüderchen auch aufwärts auf die Oberfläche des Wassers; und sie spielten munter auf den krausen Wellchen. Das Schwesterchen der Goldfischlein aber war folgsam, und blieb unten hinter den Steinen versteckt.

Wie aber die beyden Brüderchen so spielten, sahe das jüngste hinab, auf dem Strome, wo die Sonne sich spiegelte in dem Wasser, und sagte zu seinem ältern Brüderchen: Sieh, wie sich dort unten die Sonne so schön spiegelt!“

Und das ältere Goldfischlein sprach: „Nun ist's doch eins; wir haben jetzt doch der Mutter Geboth übertreten, und sind hervorgegangen aus unserer Wohnung, laß uns lieber auch noch dort hinab gehen, nur einen Augenblick! Der große Fisch wird uns nicht gerade sehen.“ —

Aber das jüngere Fischlein wollte nicht, und das andere schwamm allein hinab, und spielte auf den goldschimmernden Wellen. Da schoß der große gefräßige Fisch, ein Hecht hervor, und verschluckte es.

Als nun die Mutter nach Hause kam, und ihr größeres Söhnlein nicht antraf, ward sie betrübt und weinte um dasselbe, und gebot nochmals den beyden andern Goldfischchen, ja nicht hervorzugehen aus ihrer Steinhöhle.

Da sie aber einst wieder ausging, dachte das Goldfischlein, welches schon einmal mit dem andern auf der Oberflä-

che des Wassers gewesen war, es wolle sich wieder das Vergnügen machen und auf den Wellen herumspielen. Da sprach es zu seinem Schwesterchen: „Komm, steig mit mir auf die Höhe des Wassers, und laß uns da herum schwimmen und spielen.“ —

Aber das Schwesterchen sagte: „Denkst du nicht mehr daran, wie der Hecht unser anderes Brüderchen gefressen hat, daß es nicht mehr heim kam?“

Das Brüderchen antwortete: „Ey, wir gehen nicht gerade hinunter, wo der gräßliche Fresser wohnt; wir bleiben hier oben.“

„Nein“ — versetzte das andere Goldfischlein, — „ich gehe nicht. Wenn auch der gefräßige Fisch nicht da wohnt, so hat es unsere Mutter verboten.“ —

Das Brüderchen aber hörte nicht, und stieg hinauf auf die Fläche des Wassers, und spielte herum; und indem es spielte, ward es ein gutes Würmlein gewahr, das im Wasser schwebte; und es schnappte darnach, und verschluckte es sammt der Angel, an die es der listige Fischer gesteckt hatte. Und es wollte sich wieder losmachen, aber der Fischer, der in dem Gebüsche stand, merkte es, daß er etwas gefangen habe, zog seine Angel heraus, und nahm das Goldfischlein zu den andern, die er gefangen hatte.

Als aber die Mutter wieder nach Hause kam, sah sie von Ferne schon den Fischer, und fürchtete gleich, er möchte eines ihrer Kinder gefangen haben, und tauchte unter, und vernahm mit Trauern von dem übriggebliebenen Goldfischlein, wie das Brüderchen hinaufgeschwommen sey auf die Oberfläche des Wassers. Aber ihr einziges Kindlein liebte sie nun dreyfach so sehr, als sie es vorher geliebt hatte. Und sie zog mit ihm das Bächlein weiter hinauf, wo auch die Sonne hineinstrahlte, und pflegte es mit doppelter Sorgfalt, weil sie wußte, daß es folgsam war, und die Sorge

und Pflege schon in der Jugend durch Achtsamkeit und Gehorsam gegen seine Mutter belohnte.

Grimm.

81. Das Himmelsschäfchen.

Eine Mutter hatte ein kleines Töchterchen, mit diesem ging sie spazieren, hinaus auf das grüne Feld. Die Sonne aber schien warm, und der Himmel war mit tausend und tausend silberweißen Wölkchen bedeckt. „Was sind denn das für Schäfchen,“ fragte das Kind. „Das sind Himmelsschäfchen,“ sagte die Mutter, „die treibt ein freundlicher Hirte auf die Weide, und wenn es vorher lange geregnet hat, und die Silberschäfchen kommen an dem Himmel, so scheint gewiß die liebe Sonne bald wieder. „Ach Mutter,“ sagte das Kind, „kauf mir doch so ein Silberlämmchen.“ „Das kann ich nicht,“ sagte die Mutter, „denn auf der Erde gibt es keine solche schöne Schafe, die gibts nur am Himmel, und der Hirte, der sie weidet, hat alle seine Schäfchen gezählt, und giebt keines davon her.“ „Ach bitte ihn einmal darum,“ sagte das Kind. Da versprach die Mutter, den Hirten darum zu bitten, und sie gingen mit einander heim.

Das Kind aber konnte die Himmelsschäfchen nicht vergessen, und wenn auch die Mutter, um sie zu beruhigen, sagte, sie hätte den Schäfer vergeblich darum gebethen, so verlangte sie nur um so begieriger ein Schäfchen, und ward endlich krank vor Sehnsucht und Bekümmerniß. „Ich will ja gewiß recht brav seyn,“ sagte das Kind, „aber gib mir nur ein Himmelsschäfchen.“ Da aber ward die Mutter um ihr Kind sehr besorgt, und ging hin zu einem Manne, der verfertigte ihr ein ganz kleines Schäfchen von Holz mit einem goldenen Halsbändchen, und strich es an mit Silberfarbe. Das brachte die Mutter dem Kindchen und sagte: „hier hast du ein Himmelsschäfchen, das hat mir ein Mann gebracht.“

Aber das Kindchen sprach: „Das ist kein Himmelsschäfchen, die Himmelsschäfchen sind viel größer und schöner; gib mir ein Himmelsschäfchen." Da ging die Mutter wieder zu demselben Manne, der machte ihr ein anderes Schäfchen, so groß als die Schafe gewöhnlich sind, und bedeckte es ganz mit weißer Wolle, in die waren Silberflittern eingewoben. Die Mutter brachte aber ihrem Töchterchen dieß Schäfchen, und sagte: „Da hat mir der Mann ein anderes Schäfchen gebracht, das wird wohl ein Himmelsschäfchen seyn; sieh, wie groß es ist, und welche schöne Wolle es hat." Aber das Kindchen weinte und sagte: „das ist kein Himmelsschäfchen. Die Himmelsschäfchen haben durchsichtige Wolle; gib mir ein Himmelsschäfchen oder ich sterbe."

Da ward die gute Mutter aber sehr betrübt, denn ihr Kindchen wurde kränker und kränker, und sie wußte nicht, wie sie ein Himmelsschäfchen bekommen sollte. Da setzte sie sich Nachts in das Kämmerlein, wo ihr Töchterchen krank lag und weinte vor Sehnsucht und Bekümmerniß und vergoß heiße Thränen.

Als sie aber so traurig vor sich hinsah auf den dunklen Boden, da kam ihr vor, als thäte sich die Wand auf, und sie sehe hinaus an den weiten Himmel, und in der Ferne gewahrte sie eine weibliche Gestalt, die trug ein silberweißes Lämmchen auf ihrem Arm, und schwebte, auf Wolken getragen zu ihr her. Da füllte sich aber das Kämmerlein mit wundersamen Glanze, und die Wände, die vorher dunkel waren, glänzten jetzt wie das sanfte Licht der Morgenröthe. Die königliche Frau aber stellte das Schäfchen in das kleine Blumengärtchen, das vor dem Fenster war, und sprach: „Ich habe Mitleid gehabt mit deinem Kummer, und habe deinem Töchterlein ein Himmelsschäfchen gebracht."

Da wachte das Kind in seinem Bettchen auf, und sah die königliche Frau und sah das Himmelsschäfchen, das ging im Blumengärtchen auf und ab. Da ward ihm ganz

wohl. Die königliche Frau aber sprach zu ihm: „ich schenke dir, was du so sehr gewünscht hast, aber gieb acht, daß du nicht ungehorsam bist oder eine Unwahrheit redest: denn erfahre ich einen einzigen Ungehorsam von dir, so ist dein Schäfchen verloren.

Da gelobte das Kind seiner Mutter, zu thun, was die königliche Frau gesagt hatte. Diese aber verschwand, wie sie gekommen war; der Lichtglanz verblaßte allmählig, aber statt dessen stieg die Sonne über den blauen Bergen hervor, und schien in's Kämmerchen und in's Blumengärtchen, wo das Himmelsschäfchen weidete. Es hatte aber silberglänzende Wolle, die war ganz durchsichtig, wenn die Sonne darauf schien, und um den Hals hatte es ein Band, das hatte sieben glänzende Farben wie der Regenbogen. Es blöckte nicht wie die anderen Schafe, sondern es sang zuweilen mit wunderschöner Stimme. Da lief das Kind zu ihm hinaus, und streichelte es, und brach ihm frischen Klee ab, aber es wollte nichts fressen, es roch aber zuweilen an den süß duftenden Rosen und an den weißen Lilien — das war seine Speise.

Das Kindchen aber hatte seine große Freude an dem schönen Lämmchen, und rief alle seine Gespielinnen herzu, und zeigte ihnen das Himmelsschäfchen. Es folgte ihr auf ihren Ruf, wenn sie es hinausführte auf die Wiese, wo die duftenden Kräuter wachsen, und ging mit ihr, wenn sie nach Hause zog; des Nachts aber schlief sie bey ihm in einem Bettchen; wenn sie des Morgens aufwachte, so stand das Schäfchen schon wieder im Blumengärtchen vor dem Fenster, und roch an Rosen und Lilien.

Eines Tages aber ging das Mädchen mit dem Himmelsschäfchen wieder auf eine große schöne Wiese, durch die Wiese aber floß ein silberklares Bächlein, und über den Bach ging eine kleine Brücke. Die Mutter aber sagte: „gehe mir

nicht weiter, als bis an die Brücke, ich fürchte, das Himmelsschäfchen möchte in den Bach fallen und ertrinken."

Das Mädchen aber ging mit dem Schäfchen auf die Wiese und spielte mit ihm, wie sie immer gethan hatte. Da kamen ihre Gespielinnen zu ihr, die sagten: „Komm, wir wollen einmal dort über den Bach gehen auf jenen Berg, dort ist's gar schön." Das Mädchen aber sagte, „nein, das darf ich nicht thun, meine Mutter hat mir's verboten." „Ey, warum denn," sagten ihre Gespielinnen, „wir können ja dort viel schöner spielen, als hier." „Ja," sagte das Mädchen, „ich fürchte, wenn wir über die Brücke gehen, so möchte mein Schäfchen in den Bach fallen und ertrinken." „Ey, dafür laß uns sorgen," sagten ihre Gespielinnen, „wir wollens schon halten, daß es nicht hineinfällt." Da gab das Mädchen nach, und ging mit ihren Gespielinnen an den Bach.

Als sie aber an die Brücke kamen, dachte das Mädchen doch an die Worte der königlichen Frau, als ihr sie gesagt hatte, sie solle ihrer Mutter nicht ungehorsam seyn. Darum sagte sie: „nein ich darf meiner Mutter nicht ungehorsam seyn, sonst wird mir mein Himmelsschäfchen genommen." „Ey, wer wird dir denn das nehmen?" sagten ihre Gespielinnen; „das hat die königliche Frau nur so gesagt. Und damit es ja nicht in den Bach fällt, so nimm es in den Arm und trage es hinüber."

Da nahm das Mädchen das Himmelsschäfchen auf den Arm und trug es hinüber. Wie sie aber auf die Mitte der Brücke kamen, da brach die Brücke, und die Mädchen, die vor ihr gingen, fielen alle in den Bach, sie selbst erschrack so sehr, daß sie das Himmelsschäfchen fallen ließ. Es fiel aber nicht in den Bach, sondern in dem Augenblicke tauchte dieselbe königliche Frau, die es ihr gebracht hatte, aus dem Wasser hervor, und fing es mit den Armen auf, dann erhob sie sich, und ein Paar Wolken trugen sie hin an den

Himmel, und sie setzte das Lämmchen wieder zu den andern Himmelsschäfchen, wo es früher gewesen war.

Das Mädchen aber weinte sich die Aeuglein roth, und bath ihre Mutter, sie möchte ihr ein anderes Himmelsschäfchen verschaffen, aber die Mutter sagte: das ist die Strafe des Ungehorsams. Ihre Gespielinnen aber, die sie zum Ungehorsame verleitet hatten, kamen dießmal mit dem bloßen Schrecken davon. Ihre Kleider aber waren ganz naß und schmutzig geworden, und sie mußten so nach Hause gehen, da wurden sie von Allen ausgelacht, und sie haben nachher nie mehr jemand zum Ungehorsame verleitet.

Rudolphi.

82. Die Geschwister.

Geschwisterliebe.

Ein reicher Mann starb; denn auch Reiche sterben;
Drey Söhne theilten sich als Erben,
Und blieben Jahre lang, ob jeder gleich
Ein Drittel nur bekam, bei ihrem Drittel reich.
Doch nun entstand ein Krieg: mit diesem — Wüsteneyen;
Zwey Brüder von den dreyen
Verloren durch der Feinde Wuth,
In wenig Wochen Hab' und Gut.
Der Dritte hört das Unglück seiner Brüder,
Verstummt in Zähren, faßt sich wieder,
Und spricht:
„Sie sollen elend seyn?
„Sie, meine Brüder? Ich allein
„Der Glückliche? Ich will den Segen,
„Den ich, seit unser Vater starb,
„Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
„Zu dem geerbten Drittel legen.
„Dieß Ganze theilen wir; so sind wir wieder gleich,
„Zwey Drittel geb' ich weg; allein für wen? für euch!

„Ihr seyd verarmt noch immer meine Brüder,
„Kommt theilt von neuem!“ — Und sie theilten wieder.
Den bösen Krieg gab Roms Triumvirat.
Er, der so väterlich an seinen Brüdern that,
Hieß Prokulejus, merkt des Edlen Namen
Und geht, und thut deßgleichen; Amen.

83. Geschwisterliebe.

Von dem kleinen Kirchorte Pill, oberhalb Schwatz im Unter-Innthale, zieht sich gegen Süden Tyrols ein längeres, sehr schmales und ebenes Thal, welches sich mit Felsen schließt, über dessen steile Wand sich ein Wildbach herabstürzt, der das Thal und Dörfchen durchströmt, und sich in den angränzenden Inn ausmündet.

Des Thales beyde Seiten sind mit Fichten und wildem Gestrippe bewachsen, oft aber von Wuhrbrüchen und kahlen Steinwänden unterbrochen, von denen ungeheure Klösse sich ablösten, die in des Gebirgsstromes Bette herumliegen, Wirbel und Untiefen bilden, und bey größerer Ergießung des Baches die ganze Wuth desselben durch ihren Widerstand aufreitzen.

Um die Zeit der Gewitter, und so lange der vom Regen angeschwollene Wildbach des Thales Ebene überströmt, ist selbes unzugänglich, und nur selten von einzelnen Hirten und Holzarbeitern besucht.

In diesem Zustand der Verödung war das Thal am 12. August des Jahres 1819 — als Vormittags 9 Uhr Peter Hirner, ein fünfzehnjähriger Sohn des armen Söldners Franz Hirners am Piller-Niederberge, auf der rechten Bachwand in Mitte des Thales stand, wo er für seines Vaters Ziegen von den Steinritzen sprossendes Gras mit einer Sichel abschnitt.

An seiner Seite war sein Bruder Georg, ein Knabe von 10 Jahren und mehr oberhalb der noch jüngere Bru-

der $6\frac{1}{2}$ Jahr alt. Mit einmal glitschte Peter Hirner aus Versehen von dem schlüpfrigen Pfade aus, stürzte die steilen vorragenden Felsen hinunter, und entschwand seines Bruders Georg ihm ängstlich nachstarrenden Blicken.

Die bekannte Tiefe des Falles und das Brausen des Waldstromes verkündeten dem letztern nur zu laut des Bruders erlittenes Unglück.

Schrecken, Furcht vor ähnlichem Schicksal und mächtige Liebe kämpften heftig in des Knaben biedrer Brust, allein ein unbesiegbarer Trieb, den Bruder zu retten, entschied diesen Kampf im Augenblick seines Entstehens.

Von einem Steinklumpen zum andern kletterte er den nämlichen Weg, den sein Bruder stürzte, herunter, und schwang sich, unbekannt mit der ihm drohenden Gefahr, durch Hülfe der Zweige eines einzeln dastehenden Strauches bis an des Wildbaches Rand — aber welches Bild stellte sich da seinen Augen dar!

Gerade vor ihm her, links der felsigen Wand, hatte der Bach einen reißenden Zug, nicht möglich zu durchwaden, an den ein tiefer Wirbel stieß. Beynahe in Mitte des Rinnsals ragten zwey mächtige Felstrümmer hervor, an die dieser Wirbel sich trieb. Auf einem derselben sah Georg seinen unglücklichen Bruder unter sich gekehrt liegen, sah dessen Kopf, Vorderleib und Arme in den Kreisel des Wassers gesenkt, und die treibende Oberfläche vom frischen Blute geröthet. Daß des Bruders Leben von einem Augenblick abhänge, fühlte der Knabe tief, wagte — von Verzweiflung und Liebe gespornt — einen kühnen, äußerst verwegenen Sprung, und erreichte glücklich das Felsenstück; wäre ihm dieses mißlungen, so würde der Wildbach rettungslos ihn fortgerissen haben.

Hier nun stand er — zu beyden Seiten vom Wasser umschlossen, wie auf einem Eylande — stemmte sich mit

äußerster Anstrengung seiner jugendlichen Kraft fest an den Stein, hob den Unglücklichen ungeachtet seiner überwiegenden Schwere aus dem Wirbel empor, und hielt ihn dann sitzend mit seinen Armen umschlungen. Bewußtlos war der Gefallene, ganz todtenähnlich, und von seiner Wunde, da sich die ganze Haut von der linken bis zur rechten Seite des Oberhauptes sichelförmig losgerissen hatte, gräßlich entstellt.

Ihn fortzuschleppen, war er so wenig im Stande, als selbst durch das Wasser zu setzen, um fremde Hülfe zu suchen, und befand sich daher in neuer qualvoller Angst.

Indessen war auch der kleinste Bruder Aloys etwas heruntergeklettert, und diesem rief er, dem Vater die traurige Nachricht zu bringen.

Lange dauerte es, bis der Kleine das entlegene älterliche Haus erreichen, und der Vater durch Umwege auf diesen Platz des Entsetzens gelangen konnte.

Nun erst wurden die beyden Brüder aus den Fluthen getragen, und der Verunglückte, der durch zwey Tage besinnungslos blieb, und von den Seelsorgern schon zum Tode vorbereitet war, mit thätigem chirurgischen Beystand noch gänzlich gerettet.

* * *

So ist die Geschichte. Ihr Inhalt ist wahr, und von der Geistlichkeit, so wie von den angesehensten Besitzern dieser Gemeinde verbürgt.

84. Die edlen Schwestern.

Es war Jahrmarkt in einer Stadt; da kaufte eine Mutter für jede ihrer vier Töchter ein schönes feines Strickkörbchen. „Liebe Kinder,“ — sprach sie, — „nehmt das Körbchen zur Belohnung für euern Fleiß; doch die beste unter euch soll morgen früh noch ein Geschenk in ihrem Körbchen finden.“

Halb freudig, halb verwirrt nahm jedes Kind sein Körbchen, und küßte dankbar die Hand der vielgeliebten Mutter. „Du erhältst den Preis!“ — rief jede von den Schwestern der andern zu, als sie allein waren. „Nein dir,“ — erwiederte dann eine Jede, „dir ist er zugedacht.“ — Nicht wahr, das war ein schöner Streit? —

Die Nacht brach an, sie legten sich zur Ruhe nieder, doch keine konnte schlafen; — es war bald Mitternacht, als sich endlich ihre Augen schlossen, und kaum dämmerte der Morgen, so waren sie schon wieder wach. Auf Geheiß der Mutter hatte jede der vier Schwestern ihr Körbchen in ein besonderes Zimmer hingestellt.

Jede naht am Morgen sich voll Furcht und Hoffnung ihrem Körbchen, und — jede findet einen goldenen Ring darin, und glüht vor Freude, und steckt ihn an den Finger. Doch plötzlich denkt die eine, wie die andere an ihre lieben Schwestern. „Sie sind so gut,“ — spricht Jede bey sich selbst — „sie werden sich betrüben; ich will ihnen das Geschenk verhehlen, und mich bemühen, die Freude zu verbergen.“

Jetzt ruft die Mutter ihre Kinder; sie kommen eilig, und freundlich wünschen sie ihr einen guten Morgen. „Nun“ — fragt die Mutter — „welche von euch hat den Preis erhalten?“ — Die Kinder schwiegen. —

Da drückte die Mutter sie liebreich an ihr Herz, und Freudenthränen rollten über ihre Wangen. „Ihr lieben Mädchen“ — spricht sie dann — „Ihr habt nicht nöthig, euch einander eure Freude zu verhehlen, denn Jede fand den Preis in dem Körbchen, weil Jede ihn verdient. Bleibt immer gut, und fahret fort, euch stets so schwesterlich zu lieben!“ —

85. Die beyden Eichen.

Freundschaft.

Zwey Jünglinge, Freunde wie einst Damon und Pythias, wandelten an einem Frühlings-Tage Arm in Arm in einem Walde. „Laß uns hier“ — sprach einer zu dem andern — „ein Bild unserer Freundschaft suchen! — Findet doch der Mensch so gerne sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!“ —

„Siehe dort,“ sagte Damon — „den Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! — Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, geschmückt mit dem Epheukranze. Der zarte Epheu umschlingt ihn, als ob er Eins mit ihm zu werden strebt. Ohne die Eiche läg' er im Staube!“ — Die Jünglinge sahen sich an, und sprachen: „Schön ist das Bild, und lieblich schmückt der frische Epheu den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt das Starke, durch Liebe sich selbst veredelnd, das Zarte und Schwache. Schöner freundlicher Bund! — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!“ —

„Siehe, dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! — Ein kluger Verein! — Das Feste trägt das Geschmeidige und Nützliche, um den Menschen die schönste Frucht zu bereiten. So füllet ihr uns den Becher mit Freuden! — Seyd auch ihr uns dankbar gesegnet im nützlichen Bunde! — Aber ist es nicht ein Bund von Menschenhand gestiftet?“ — sagten die Jünglinge — „Gewinn ist sein Ziel. Kann nicht auch leicht der Weinstock mit Trauben beladen, die Zweige des stützenden Baumes zerreissen, und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken! — Schön ist das Bild — es ist das Bild des Vereines menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht.“

„Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche:“ — riefen die Jünglinge. — Sie standen in dem vereinten Schatten zweyer junger Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. „Welch ein herrliches Gewächs!“ — sprachen sie. „Ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter streben in gleicher Höhe zum Himmel empor! — Beyde zum Himmel emporstrebende Eichen, widerstehen sie gemeinsam dem Sturme, und überwältiget er sie, so können sie nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unserer Freundschaft?“ Und statt der Antwort umarmten sie sich im Schatten der jungen Eichen.

Krummacher.

86. Leander und Selin.

Höchste Freundschafts-Probe.

Leander und Selin, zwey Freunde, die
Ein gleiches Herz und gleicher Edelmuth
Verbunden, traten in Geschäften einst
Zusammen, eine Fahrt durch's Weltmeer an.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sah'n.
Das Ufer floh', und bald erblickten sie
Rings um nur Luft und Meer. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Wiederschein geruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel,
Als schnell ein reissender Orkan erwacht;
Der peitscht das Meer, durchwühlt den tiefen Grund,
Treibt, Bergen gleich, die hohen Wogen fort,
Und schleudert mächtig gegen einen Fels
Das Schiff. Es scheitert. Jeder sucht dem Tod'
Auf Trümmern von dem Schiffe zu entflieh'n.
Den beyden Freunden ward ein Brett zu Theil;
Allein es war zu leicht für seine Last.

„Wir sinken,“ — sprach Selin, — „das Brettchen trägt
„Uns beyde nicht; o Freund! leb' ewig wohl!
„Du mußt erhalten seyn; an dir verliert
„Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
„Wär' mir das Leben doch nur eine Qual.“ —
„Nein,“ — sprach Leander — „nein, ich sterb',
o Freund!“

Allein Selin verließ zu schnell des Brett,
Und übergab dem nassen Grab'
Der Wasserwogen sich.
Die Vorsehung,
Die über Alles wacht, sah' seine Treu'
Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe seyn. Mitleidig trägt's
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leandern schon daselbst. — O! wer
Beschreibt die namenlose Freude, die
Sie fühlten? Sie umarmten sich
Mit einer Thränenfluth. Leander sprach:
„O allzu theurer Freund, in was für Qual
„Hat deine Freundschaft mich gestürzt! Ich hab'
„Um dich zehnfache Todesangst gefühlt.
„Was du thatst, wollt' ich thun, denn ohne dich
„Wünscht ich das Leben nicht.“ — „Geliebtester!
„Was wär' ich ohne dich?“ — versetzt Selin, —
„Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!
„Komm, laß uns Ihn, der uns vom Tod befreyt,
„Verehren, und Ihm ganz das Leben weih'n!“

Sie knieten nieder an das Ufer hin,
Und dankten dem, der sie errettete;
Und ihr Gebeth drang durch die Wolken, drang
Zu Gott — Leander theilte mit Selin,
Der arm an Geld, doch reich an Tugend war,

All' seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch beglückter fand.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus,
Und lange waren sie der Nebenmenschen Glück.

Kleist.

87. Der Rosenbusch.

Nutzen der Feinde.

Ein frommer Mann, der tief gekränkt und verwundet mitten unter seinen Feinden und Verfolgern lebte, ging traurig einmal auf und ab in seinem Garten, an dem Weg der Vorsehung fast verzweifelnd. Wie festgehalten blieb er vor dem Rosenbusche stehen, und der Geist der Rose sprach zu ihm also: „Belebe ich nicht ein schönes Gewächs? einen Kelch der Danksagung voll süßer Gerüche dem Herrn, im Namen aller Blumen, sein Weihrauch=Opfer. Und wo erblickest du mich. Unter Dornen. Aber sie stechen mich nicht, sie beschützen mich und geben mir Säfte. — Eben dieß thun dir deine Feinde, und sollte dein Geist nicht mehr seyn und fester als eine hinfällige Blume?" Gestärkt ging der Mann von dannen, seine Seele war ein Kelch der Danksagung für — seine Feinde.

Herders Adastrea.

88. Die Grasmücke.

Eine Grasmücke hatte einmal zwey Eyer in ihr Nestchen gelegt, und war dann davon geflogen, um sich ein Paar Raupen und Fliegen zum Mittagsessen zu holen. Es hatte sie aber ein träger Kukuk von ihrem Neste wegfliegen sehen, da flog er hin, warf eines von den Grasmückeneyern heraus, und legte dafür ein Kukuksey hinein. Dann flog er wieder fort, und dachte: „Die Grasmücke mag das Ey ausbrüten und mein Kukukssöhnchen groß ziehen."

Die

Die Grasmücke hatte es aber nicht gemerkt, daß sie ein fremdes Ey in ihrem Neste habe, sondern sie brütete Tag und Nacht, bis sie nach einiger Zeit zwey junge Vögel ausgebrütet hatte. Sie sahen aber einander gar nicht ähnlich. Das junge Grasmückchen war gar zart gebaut, aber der junge Kukuk hatte einen gewaltig großen Bauch, und schrie den ganzen Tag: „Mutter, essen, Mutter, essen!“ und wenn die Mutter mit einer Raupe oder einer Fliege nach Hause geflogen kam, so schnappte der Kukuk immer zuerst darnach, so daß das kleine Grasmückchen fast gar nichts bekam.

Er machte sich auch im Neſtchen so breit, daß das kleine Grasmückchen keinen Platz hatte zum Sitzen. Es waren aber noch nicht zwey Wochen vergangen, da sagte einmal der Kukuk zum Grasmückchen: „mache Platz!“ Da sagte das Grasmückchen: „ich kann gar nicht mehr weiter rücken, du nimmst ja das ganze Nestchen allein ein.“ „Mache mir Platz!“ schrie der Kukuk, „oder ich fresse dich.“

Da setzte sich klein Grasmückchen auf den Rand des Nestes, und hielt sich mit dem Schnabel fest: aber der Kukuk schüttelte und rüttelte sich, da fiel das arme Grasmückchen hinunter auf den Boden, denn seine Flügel waren noch nicht gewachsen.

Es ging aber ein kleiner Knabe unten am Baume vorbey, der hörte das Grasmückchen schreyen, da nahm er es mit sich nach Haus, und fütterte es mit Würmern und Brosamen, und das Grasmückchen wuchs und ward stark und munter. Es flog aber in der Stube umher und fraß die Fliegen und zwitscherte und sang gar munter und lustig. Wenn ihm aber der kleine Knabe rief: „Grasmückchen komm;“ so flog Grasmückchen herbey, und setzte sich auf seine Finger. Grasmückchen aber lebte bey dem Knaben den Herbst und Winter über, und ergötzte alle durch seine Fröhlichkeit und sein munteres Wesen.

Als aber im Frühjahre der Schnee von den Bergen geschmolzen war, und die Erde fing an wieder grün zu werden, und die Bäume bekamen Blätter und die Vögel sangen lustig darin, und die Sonne schien so freundlich zum Fenster herein, da ward es dem Grasmückchen zu enge in dem kleinen Stübchen, und es wäre gerne draußen gewesen im grünen Walde bey seiner Mutter.

Der Knabe merkte sein Begehren, und öffnete ihm das Fenster; da flog es hinaus zu dem Baum, wo seiner Mutter Nest gestanden hatte, aber es war nicht mehr da; auf dem Boden lagen aber Heu, Pferdehaare und ausgerupfte Federn herumgestreut, und es sah, daß jemand das Nest zerrissen haben mußte. Darüber betrübte sich das Grasmückchen sehr, und flog in den Wald hinein, und fragte alle Vögel, ob sie seine Mutter nicht gesehen hätten. Aber Niemand konnte ihr etwas von ihr sagen.

Mit der alten Grasmücke aber war es also zugegangen: Nachdem nämlich der Kukuk das Grasmückchen aus dem Neste geworfen hatte, war die Mutter nach Hause gekommen; da fragte sie, wo klein Grasmückchen sey. Der Kukuk aber sagte: „ja das ist ein recht boshaftes Kind, es hat mich aus dem Neste jagen wollen, ich habe mich aber gewehrt, und da ist es davon geflogen. Die alte Grasmücke hatte das geglaubt, und war fortgeflogen, um den Kukuk Fressen zu holen, der war aber nicht mehr zu sättigen, und die alte Grasmücke wurde ganz matt von vielem Hin- und Herfliegen.

Als sie aber eines Abends sehr müde nach Hause gekommen, wollte er, daß sie noch einmal ausflöge; da sagte sie aber, „du kannst satt seyn für heute, du fauler Vielfresser, warte bis morgen.“ Da riß er aber seinen Schnabel ganz schrecklich auf, und sagte: „Wenn du mir nicht gleich zu essen giebst, so fresse ich dich.“

Da fürchtete sich die alte Grasmücke und flog davon; als aber am andern Morgen der Kukuk sah, daß die alte Grasmücke nicht mehr zurückkommen wollte, sah er sich gezwungen, jetzt selbst seine Nahrung zu suchen; er flog darum aus dem Neste, aus Bosheit aber zerriß er es, und warf es auf die Erde.

Die alte Grasmücke aber hatte ihr Grasmückentöchterchen überall aufgesucht, hatte es aber nicht finden können; da flog sie auf einen Busch, dessen Blätter hatte ein Knabe mit Vogelleim bestrichen. Als sie aber wegfliegen wollte, konnte sie nicht; da fing sie an zu schreyen und mit den Flügeln zu schlagen, aber sie konnte nicht loskommen, und der Knabe kam hinzu und nahm sie, und setzte sie in einen Käfig. Er gab ihr aber zu essen und zu trinken, und behielt sie den Herbst und Winter über bey sich.

Unterdessen hatte aber auch klein Grasmückchen seine Mutter vergeblich gesucht; da kam sie einmal zu einer Nachtigall, die sagte: „ich will dir einen guten Rath geben: Wir reisen jetzt bald ab in das Land nach Mittag, da gehe du nur mit uns, vielleicht findest du deine Mutter.“ Das war Grasmückchen zufrieden, und als es Nacht war, flog es mit den Nachtigallen fort, die wurden von einer Königin angeführt. Sie flogen nur des Nachts, am Tage aber schliefen sie in einem dichten Gehölze, oder sie suchten ihre Nahrung und aßen und tranken.

Nachdem sie aber über ein großes Meer geflogen waren, kamen sie in ein Land, das war lauter Sand, so weit man sehen konnte. Ganz am Ende aber sah man einen erhabenen Punkt, das war eine Insel im Sandmeer, die grünte das ganze Jahr, während rings herum Alles verdorrt und erstorben war. Mitten auf der Insel war eine kleine Quelle, die floß aus einem Felsen heraus, und lief über eine Wiese,

wo sie aber in den Sand kam, versiegte sie plötzlich vor der großen Hitze, auf der Insel hingegen war es kühl und schattig und Nachtigallen sangen wunderschön, und wenn sie gesungen hatten, badeten sie sich in dem klaren Wässerchen.

Grasmückchen suchte vergeblich nach seiner Mutter, sie war nirgends zu finden. Die Nachtigallen blieben aber so lange hier, bis in ihrer Heimath der Winter vorbey war, und auf der Insel der Herbst anfing, da flogen sie wieder fort der Heimath zu, die Nachtigallenkönigin aber flog voraus. Ehe sie aber über das große Meer flogen, machten sie einmal halt, und setzten sich am Ufer nieder, um Kräfte zur Ueberfahrt zu sammeln. Da scharrte Grasmückchen ein wenig im Sand, und fand zwey schwarze Kugeln. Da dachte es, die will ich mitnehmen, und will sie dem Knaben schenken, der mich gefüttert und gepflegt hat. Sie nahm sie also in ihre Klauen, und flog mit ihnen über das Meer in ihre Heimath.

Es war aber gerade Frühling, und die Sonne schien so freundlich durch das Fensterlein, hinter welchem Grasmückchen Mutter im Käfig gefangen saß; sie wäre aber gar gerne draußen gewesen in der frischen, freyen Luft. Das merkte der Knabe, und hing den Käfig vor das Fenster, und die Grasmücke wurde lustig und munter.

Da sah sie eine andere Grasmücke herbeyfliegen, die hatte zwey schwarze Kugeln in ihren Krallen; es war aber ihr Töchterchen, das junge Grasmückchen. Da rief sie schnell: „mach auf, mach auf!“ Da schob klein Grasmückchen den Riegel vor dem Thürchen zurück, und husch flog die Alte heraus; als sie einander wieder sahen, weinten beyde vor Freude, und erzählten sich auf einem nahen Baume Alles, was ihnen seitdem begegnet war.

Als sie aber fertig waren mit Erzählen, sagte die Alte: „willst du denn nicht dem Knaben, der mich den ganzen Win-

ter gefüttert hat, eine von deinen Kugeln schenken? Du hast ja noch eine.“ „Ach ja,“ sagte das kleine Grasmückchen, und flog hin zum Käfig, und legte die eine Kugel in das Nestchen. Dann flogen sie fort zu dem Knaben, der klein Grasmückchen gepflegt hatte, und warf ihm die andere Kugel zum Fenster hinein, wie sie aber auf den Boden fiel, zerbrach sie in zwey Stücke, aber aus der Höhlung fiel ein Diamant heraus, der glänzte wie Feuer. Den fand der Knabe, und sein Vater trug ihn in die Stadt, und verkaufte ihn für vieles Geld, so daß der Knabe sehr reich wurde.

Der andere Knabe hatte aber auch seine Kugel gefunden. Da betrachtete er sie lange, und hielt sie für ein Ey. Das will ich ausbrüten lassen, sagte er, darin muß ein sonderbarer Vogel stecken. Während dem er die Kugel so in der Hand betrachtete, hörte er an dem Busch mit Vogelleim gewaltig schreyen, er lief hinaus, um zu sehen, was es denn gäbe, und sieh da, es hatte sich der Kukuk in dem Vogelleim festgeklebt. Das war der nämliche, der die junge und die alte Grasmücke aus dem Neste getrieben hatte. Da nahm ihn der Knabe und setzte ihn auf das Nest in seinem Käfig und sagte: „jetzt brüte mir einmal das Ey aus.“

Der Kukuk aber, weil er sonst gar nichts zu thun hatte, brütete, und brütete recht lange; da zerplatzte auf einmal das Ey, aber statt eines Vögelchens kam eine junge Schlange heraus, die wickelte sich um seinen Hals und erwürgte ihn, dann schlüpfte sie zum Käfig hinaus, und verkroch sich in die Erde.

Die beyden Grasmücken aber bauten sich ihr zerrissenes Nestchen wieder, und lebten noch lange in Friede und Eintracht bey einander.

Rudolphi.

89. Der Hurone.

Großmuth.

Ein Amerikaner, der Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Verkünstlung frey, im Busen trug,
Brachte einst, was seines Bogens Sehne
Fern in Gunbecks überreiften Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er, froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seiner tief versteckten Horde,
In die Arme seiner treuen Gattin.
Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freyem Himmel
Schnell der schrecklichste der Regenstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Trof der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilt der gute, brave, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,“ —
Bat er mit der herzlichsten Geberde,
Den civilisirten Eigenthümer,
„Hier in eurem Hause Obdach finden!“
„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,“
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebgesicht, mir aus dem Hause?“
Und ergreift den schweren Stock im Winkel,

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von seiner unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt er bey dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem harten Sinn des Europäers.
Und sie schlossen sich um seine Kniee,
Hingen aufmerksam an seinem Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.
Kurze Zeit darauf war unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde irr' gegangen;
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuße eines Berges
Noch ein kleines schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen;
Er ermannte sich und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme aus der tiefen Höhle,
Und ein Mann trat aus der dunkeln Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,"
Sprach der feine Europäer schmeichelnd;

„Gönnt mir diese Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt morgen früh, ich werd' euch danken,
Nach der Stadt mir die gewissen Wege!“
„Kommt herein,“ versetzt der Unbekannte,
„Wärmt euch, noch ist Feuer in der Hütte!“
Und er führt ihn auf das moos'ge Lager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs, und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speis'te,
Festlich wie bey einem Erndteschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer;
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend in's Gesicht,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm wirthlich bey dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut, auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.
Wie der kalten Zone wild'ster Krieger
Schrecklich stand, mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckte ihn; der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre,
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Wendung
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch den Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;

Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in's Gesicht.
Sprach: „Herr habt ihr mich noch nicht geseh'n?“
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte in dem edlen Manne
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig ernsthaft sagte der Hurone:
„Seht; ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Auch wir Wilden sind doch gute Menschen,“
Und er schlug sich seitwärts in's Gebüsche.

90. Joel und Heman.

Mitleid gegen Thiere.

Es begab sich zu der Zeit, da Ehud Richter in Israel war, daß der kleine Joel, der Sohn Hemans, des Sohnes Jareds, mit der Sonne aufstand, um am Fuße des Tabors heilsame Kräuter zu suchen, für seinen Vater, der krank lag an der zehrenden Seuche. Heman war fromm und arm; eine Wasserfluth hatte ihm seine Heerde ersäuft, bis auf eine einzige Ziege, die ihn ernährte, indeß sein Sohn von den Wurzeln des Feldes lebte.

Da nun der Knabe, ehe der Morgenthau fiel, seine Kräuter sammelte, hörte er plötzlich ein Geräusch über seinem Haupte, und als er seine Augen aufhub, sah er einen Habicht, der eine Ringeltaube verfolgte, die halb todt herunter stürzte zu seinen Füssen. Joel haschte sie, und sagte bey sich selbst: „Diesen Vogel will ich meinem Vater zum Mahl zubereiten, auf daß er esse und sich labe, ehe denn er sterbe.“ —

Die Ringeltaube aber sah den Knaben traurig an, und schien ihm zu sagen: „Wie, auch du willst mich tödten?“ — Da jammerte der arme Vogel den Knaben, und er sprach

zu ihm: „Nein, dein Retter, und nicht dein Mörder will ich seyn. Der Herr, der unsre Väter mit Wachteln speis'te in der Wüste, wird auch meinen Vater erquicken. Und der Knabe ließ die Ringeltaube los, und als sie empor flog aus seiner Hand, siehe! — da schwebte ein lieblicher Jüngling vor ihm, schön wie Adam, als er hervorging aus der Hand seines Erschaffers. Sein Antlitz glänzte wie die Sonne, sein Gewand war weiß wie der Schnee, und ein goldener Gürtel umzingelte seine Lenden.

„Heil dir!“ — sprach er zum Knaben — „daß du Barmherzigkeit gethan hast an dem Vogel. Ich bin einer von den sieben Geistern, die vor dem Throne Gottes stehen, und wurde herabgesandt, dein Herz zu prüfen. Zieh hin im Frieden; ein schöner Lohn wartet auf dich.“ —

Joel fiel auf seine Knie und bethete an, aber der Geist verschwand vor seinen Augen. Da machte der Knabe sich auf, und hüpfte fröhlich mit einem Bund Kräuter in der Hand, nach der väterlichen Hütte. Als er aber den Hügel hinabstieg, auf den die Hütte gebauet war, siehe da kam ihm sein Vater mit rüstigen Schritten entgegen, und sprach zu ihm: „Freue dich mit mir, mein Sohn, denn ich habe Gnade gefunden vor dem Herrn, und er hat seinen Engel gesandt, daß er mich gesund machte. Um die zweyte Stunde saß ich auf meinem Lager, und lechzte nach Odem. Da trat ein fremder Wanderer in meine Hütte. Sein Bart reichte bis an seinen Gürtel, und hundert Winter schienen auf seinem grauen Scheitel zu ruhen. Aber sein Auge blitzte wie der Morgenstern, und seine Stirn glich einer marmornen Tafel, auf der geschrieben stand: „Friede.“ „Sey mir gegrüßt,“ — sprach er zu mir, und reichte mir seine Rechte. „Kannst du mir keine Labung reichen?“ —

Mein letzter Becher mit Milch stand neben meinem Lager, ich gab ihm den Becher, und sprach: „Hier, Vater,

nimm hin und trinke, der Gott Israels weiß, daß ich dir sonst nichts geben kann.“ —

Da nahm er den Becher aus meiner Hand, und zog aus seinem Busen ein Fläschlein von lauterem Golde, und goß daraus sieben Tropfen wohlriechend wie Balsam aus Gilead in den Becher: „Trinke du,“ — sprach er, indem er den Becher mir reichte — „mich dürstet nicht mehr, dein guter Wille hat mich gelabet, trinke mein Sohn, im Namen dessen, der Leben giebt seinen Geschöpfen.“ —

Ich gehorchte seinem Befehl, und indem ich trank, ward es mir dunkel vor den Augen, und ich fühlte, daß ich zurück sank auf mein Lager. Als ich wieder aufwachte aus meinem Schlummer, sah ich den Alten nicht mehr, aber ich spürte ein sanftes Feuer in meinen Adern, und eine neue Kraft in meinen Gebeinen. Verjüngt stand ich auf, und eilte dir entgegen, um dir zu erzählen, welche große Dinge der Herr an mir gethan hat.“ —

Indem Heman so redete, siehe da trat der Geist zwischen Vater und Sohn. In Hemans Augen war es der hundertjährige Greis, in Joels Auge der glänzende Jüngling. — „Der Herr hat sich euer erbarmet, weil ihr euch seiner Geschöpfe erbarmet habt. Gehe hin Heman, und grabe eine Grube unter dem steinernen Troge, woraus du sonst deine Heerde tränktest. Da wirst du hundert Seckel Silber finden, die dein Vater Jared, als du noch ein Kind warest, an dieser Stelle verbarg, ehe er in den Streit zog gegen die Moabiter, die ihn erschlugen.“ —

Nun verschwand der Geist, und hinterließ einen Duft lieblich wie die Blüthe des Weinstocks, und Heman und Joel eilten zum Wassertroge, und fanden das Silber, und zerschlugen den Krug, und baueten aus den Steinen dem Herrn einen Altar, auf dem sie ihre Ziege zum Dankopfer schlachteten.

Pfeffel.

91. Joseph Köberle,

Bauer und sogenannter Kapell-Wirth zu Nonnenhorn.

In dem freundlichen Dorfe Nonnenhorn, an dem östlichen Ufer des Bodensees, lebte vor wenigen Jahren ein überaus braver Bauersmann, Namens Joseph Köberle.

Man nannte ihn gemeiniglich nur den Kapellwirth, theils weil seine Wohnung nur ganz nahe an der Kapelle des Ortes stand, theils aber auch, weil er sich mit der Wirthschaft abgab. Jeder, der ihn näher kennen lernte, schätzte und liebte ihn wegen seiner trefflichen Eigenschaften, die er besaß, und die so recht eigentlich den schönsten Kranz seines Lebens ausmachten, welcher aus seinen Aeusserungen und Handlungen hervorstrahlte.

Das viele Gute, das dieser schlichte, gerade Mann in den Tagen seines Hierseyns stiftete, verdient mit allem Rechte, dem Staube der Vergessenheit entrissen, und zum dankbaren Andenken aufbewahrt zu werden, damit sich noch viele, die in ähnlichen Verhältnissen leben, in ihm wie in einem klaren Spiegel erschauen, und dadurch ermuntert werden, in seine Fußstapfen einzutreten.

Hierüber soll nun durch den gegenwärtigen Entwurf seiner Lebensgeschichte das nöthige Licht verbreitet werden.

1. Joseph Köberle's erste Lebensjahre.

Joseph Köberle war den 3. October 1746 geboren auf dem sogenannten Bühel, einem kleinen Weiler der Pfarre Wasserburg, der auf einer anmuthsreichen Anhöhe liegt, wo man mit Einem Blicke das ganze Rheinthal und den größten Theil des Bodensees übersehen kann. Von dieser erhöhten angenehmen Lage hat dieser kleine Ort auch seinen Namen erhalten.

Schon in der ersten Blüthe seines Lebens verlor er seine Aeltern, und zwar so frühe, daß er sie nicht einmal

kennen lernte. Er hatte nunmehr als ein unmündiges, armes, und verlassenes Kind keinen Menschen, der sich seiner angenommen hätte. Seine einzige, obgleich schwache Hoffnung ruhte daher jetzt allein auf seinen ältern Geschwistern, die ihm nach dem Tode der Aeltern noch übrig geblieben waren. Da aber auch diese, zumal ihnen die Aeltern kein zeitliches Vermögen hinterlassen konnten, selbst arm und verlassen waren, und sich ihren nothdürftigen Unterhalt durch's Dienen erwerben mußten, so konnte auch die Unterstützung nur sehr unbedeutend seyn, die sie ihm aus theilnehmendem Herzen zufließen ließen.

Das Loos, welches auf den armen Knaben gefallen war, konnte deshalb nicht anders als hart und traurig für ihn seyn. Noch klein und völlig unerzogen hatte er einer besondern Pflege von frühem Morgen bis zum späten Abend nöthig. Wie unzulänglich mußte aber diese Pflege seyn, da sie für Kinder in einem so zarten Alter die Liebe einer sanft fühlenden Mutter und eines sorgsamen Vaters in Anspruch nimmt? Und wie wenig war deßhalb von Geschwistern zu erwarten, die ihre ganze Zeit in fremden Diensten hinbringen, und alle ihre Kräfte für dieselben verwenden mußten? — Nur kümmerlich war daher des Knaben tägliche Nahrung und dürftig sein Gewand, welches beydes ihm die Hand der liebenden Geschwister bot.

Da er auf solche Weise keine Erziehung im älterlichen Hause erhalten konnte, und sich Niemand mit ihm deßhalb besonders abgab, um ihn wenigstens auf den Weg hinzuleiten, auf dem er in der Folge fortgehen sollte, so mußte sich bey ihm nothwendig alles bloß auf das beschränken, was sich ihm in dem Thun und Lassen derjenigen darstellte, die er in seiner nächsten Umgebung hatte. Diese war für ihn gleichsam die einzige Regel seines Thuns, und der Leitstern, dem er folgen konnte. Zum Glücke fielen die Erstlinge seiner Tage

noch in jene goldene Zeit, wo die guten Beyspiele, nicht wie jetzt, unter die seltenen Erscheinungen des menschlichen Lebens gehörten.

Kaum war Köberle den ersten Jahren der Kindheit mühesam entrückt, als die unbedingte Forderung an ihn gemacht wurde, das Wanderstäblein zu ergreifen, um in die ihm noch unbekannte Welt hinauszugehen, und sich durch's Viehhüten sein tägliches Stücklein Brod und die nöthige Kleidung zu erwerben.

Das Beklagenswertheste hierbey war, daß er ohne allen Unterricht in dem Allernothwendigsten unter fremden Menschen leben mußte. Er wußte noch nichts von Gott, seinem himmlischen Vater, nichts von Jesus Christus, seinem göttlichen Erlöser, der in die Welt gekommen war, aller Elenden Trost und Hülfe zu seyn. Ihm war nichts bekannt von der himmlischen Lehre, welche die Kraft hat, Alle glücklich und selig zu machen, die von ganzem Herzen daran glauben, und darnach zu leben suchen. Wie versiegt war ihm die Quelle von Kraft und Licht und Leben, welches vom Himmel stammt, und eben darum auch zum Himmel froh erhebt, als dem Zielpunkt alles menschlichen Strebens auf Erden. Was er von der Lehre Gottes inne ward, lernte er nur durch den Umgang mit seines Gleichen kennen.

Lange mußte er sohin die edlern Freuden entbehren, die jenem am Pfade seines Lebens erblühen, welcher das unschätzbare Glück hat, schon frühe eine rechte Erkenntniß von dem Worte des Heils zu erlangen, welches dem Munde des Sohnes Gottes, voll Gnade und Wahrheit entflossen, und in den heiligen Schriften niedergelegt ist; bis er dann später durch eigenen Fleiß zu einiger Erkenntniß seiner im Christenthum, und somit auch zur Erkenntniß seiner Pflichten, seiner höhern Bestimmung und der ewigen Vergeltung des Guten und Bösen gelangen konnte.

Wen sollte es noch befremden, wenn Köberle, als ein noch kleiner und bereits völlig aufgegebener Knabe, sich schon frühe mancherley Vorurtheilen und schädlichen Meinungen hingegeben, und die breite Strasse jugendlicher Verirrungen eingeschlagen hätte, da er eine wohlangelegte christliche Erziehung in den Blüthetagen seines Lebens entbehren mußte? Da nun dieß nicht geschah, sondern vielmehr noch der Keim des Guten sich in seinem Herzen so lieblich entfaltete, das hatte er bloß sich selbst und seinem Verlangen, die Kirche eifrig zu besuchen, welche bey ihm die Stelle der Schule vertrat, zu verdanken.

Hier vernahm er — ohnehin auf Alles aufmerksam, was an heiliger Stätte vorging, aus dem Munde des damaligen Pfarrherrn, sowohl in Predigten als Christenlehren, was er bis daher nie gehört hatte, und nicht hören konnte. Hier, im Tempel des Herrn, lernte er Gott, den Urheber seines Lebens, und die Urquelle alles Seyns und Wirkens kennen.

Hier erst vernahm er, daß Jesus Christus als das Heil der Welt erschienen sey, und aus lauter Gnade und Erbarmen die Menschen durch seine himmlische Lehre zu erleuchten, wie die Sonne am hohen blauen Gewölke des Himmels, die Erde erleuchtet. Hier war es, wo er zur geeigneten Einsicht kam, daß in Christus allen Sündern Gnade angeboten, allen Schwachen Hülfe und allen Trostbedürftigen die reichhaltigste Quelle von Trost und Hülfe eröffnet werde.

Diesen und ähnlichen Grundlehren, in der Kirche verkündet und erklärt, öffnete der Knabe willig sein Herz, bewahrte sie mit aller Treue darin, und dachte in einsamen und geschäftsfreyen Stunden darüber nach. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß ihm der hohe Sinn dieser Lehren aufging, so wie er ihm später wirklich schön und herrlich aufgegangen

ist, wie im Frühlinge aus der verschlossenen Knospe die Rose im Garten hervorbricht. Hiezu kam ihm sein schnell und richtig auffassender Verstand trefflich zu statten, und seine, wie es schien ererbte Liebe für das Göttliche ließ ihn nicht einen Augenblick ungewiß, auf welche Seite er sich wenden, und was er vor allem wählen und festhalten sollte.

Daher betrachtete er den aus der Predigt geschöpften Unterricht, und die empfangenen Lehren des Evangeliums als einen köstlichen Schatz, dem alle übrigen noch so anziehenden Güter der Erde weichen und nachgesetzt werden mußten. Dadurch ward aber auch das rechte Leben in ihm angeregt, das sich dann später so unvergleichbar schön in seiner eigenthümlichen und herrlichen Gestalt mit jedem Tag mehr zu offenbaren anfing.

Um desto mehr muß man sich aber auch im Herzen freuen, und dem Herrn, der so unendlich reich an Gnade ist, und seine Gnade eben so freygebig mittheilte, danken und lobpreisen seinen Namen, daß er nach dem Reichthume seiner Güte den Samen jugendlicher Frömmigkeit in die Seele des armen und einfaltsreichen Knaben streuete, und denselben segnete mit himmlischen Segen, damit er sich entwickeln, emporwachsen, und so ungemein liebliche Früchte nach seiner Art und Weise erzeugen konnte. Denn der Knabe zeichnete sich nicht nur sehr bald durch ein stilles, fröhliches und ansprechendes Benehmen, sondern auch durch eine treue und gewissenhafte Erfüllung aller seiner Pflichten beyfallswürdig aus.

Mit dem redlichsten Fleiße und einer sich gleichbleibenden Unverdrossenheit verrichtete er jedes der ihm übertragenen Geschäfte, und konnte weder Rast noch Ruhe finden, so lange er glaubte, diese oder jene Arbeit sey noch nicht nach dem Willen Gottes vollendet und abgethan. Mochte der Lohn, der ihm für die Viehhut gereicht wurde, noch so geringe seyn, und konnte er sich damit nicht einmal die nöthigsten Klei-

dungs-

dungsstücke anschaffen, so machte ihn dieß doch keinen Augenblick mißmuthig und unverdrossen, und spornte ihn vielmehr zu desto größerem Fleiße an, um bald so viel zu verdienen, und dem tiefgefühlten Mangel begegnen zu können.

Wenn er in seinen spätern Jahren noch auf diesen Umstand zu reden kam, so sagte er lächelnd: „Um alle meine Kleider, die ich trug, als ich noch die Heerde weidete, hätte mir Niemand auch nur ein Sechskreuzerstück gegeben, so schön und zierlich waren sie." Und so mußte es der gute Knabe bey seiner ärmlichen Lage frühe genug fühlen und einsehen lernen, wie hart es sey, und wie schwer es fällt, nicht einmal so viel zu haben, um sich ehrlich bedecken und sich vor Kälte und Nässe schützen zu können.

Dieß sollte er frühe und aus eigener Erfahrung kennen lernen, damit er in der Folge desto geneigter würde, mit andern Menschen, die sich in Noth befinden, und mit Mangel kämpfen müssen, Mitleid zu haben und ihrer Noth theilnehmend entgegen zu eilen, um auf solche Weise des Wohlthuns selige Freuden desto reichlicher genießen zu können. Wer selbst nie Noth und Mangel litt, weiß nicht, wie dem zu Muthe ist, den der Mangel drückt und die Noth umgiebt, und wird auch nicht so bereitwillig seyn, fremdem Drange kräftig abzuhelfen, damit sich verwandle das Leiden in dankbare Freude.

Wenn daher der Lebensmorgen des kleinen Josephs mühevoll und beklagenswerth war, und manche Thräne des Kummers in sein sonst heiteres, blaues Auge trat, so war dieß der Vorbothe, der ihm einen schönern Tag verkünden sollte. Indessen tröstete er sich in seinen frühen Leiden immer schon damit, daß ihn Gott nach dem, was er in der Kirche vernommen, nie verlassen noch versäumen werde; Er, der die Blumen des Feldes so herrlich kleide, und den Vö-

geln ihre Speise gebe, werde auch ihm mittheilen, was er brauche, wenn er nur in Allem das Seinige thue, und auf Ihn kindlich vertraue. Mit diesem Herz erweiternden Trostgedanken ermuthigte er sich immer, und das Morgenroth einer bessern Zukunft erglänzte jedesmal wieder freundlicher auf seinem Angesichte, wenn er sich dem Mißmuthe und der Traurigkeit hingeben wollte. —

2. Joseph kömmt zu einem Bauer, dann zum Pfarrherrn des Ortes in den Dienst.

Als er inzwischen mehr herangewachsen war, und die erforderliche Kräfte und Geschicklichkeit erlangt hatte, trat er als Knecht in die Dienste eines Bauers. Allein sein Jahrlohn war für jetzt noch immer so gering, daß er kaum so viel abwarf, sich damit die nöthigen Kleider verschaffen zu können. Doch sein stilles, anspruchloses Betragen gegen seine Dienstherrschaft, sein treuer Fleiß, womit er jedes Geschäft verrichtete, seine unbescholtene Redlichkeit, die alle seine Handlungen verkündeten, und sein munteres und fröhliches Wesen, womit er jedem Menschen begegnete, wendeten ihm bald die Herzen aller derer zu, in deren Umgebung er lebte und wandelte.

Achtung und Gegenliebe konnte ihm Niemand versagen, wenn anders nicht der letzte Funke von Menschenliebe in seinem Herzen verloschen war. Gern und oft weilte jedes rechtschaffene Auge auf seinem Antlitze, auf dem sich ein frommer Sinn so milde und einnehmend spiegelte, wie die Sonne im Thautropfen, der des Morgens am Grase hängt. Diese Eigenschaften verschafften ihm aber auch bald, und ohne daß er es vermuthen konnte, den besten Empfehlungsbrief an die Welt, und an ein glücklicheres Loos in derselben.

Der damalige Pfarrherr des Ortes, in welchem Joseph diente, vernahm nur zu bald das rühmliche Zeugniß, welches ihm in Absicht auf seine Geschicklichkeit, und seinen

tadellosen Wandel gegeben wurde, und konnte von diesem Zeitpunkte an nicht mehr ruhen, bis er ihn selbst in seinem Hause hatte. Dieß geschah, und Joseph mußte, kaum noch zwanzig Jahre alt, die Besorgniß einer bedeutenden Haus = und Feldwirthschaft übernehmen. Diese wurde ihm aber auch von dem Pfarrherrn mit einem so freudigen und sichern Bewußtseyn übergeben, daß er dafür hielt, er hätte selbe Niemand besser anvertrauen können.

Von jetzt an ließ sich Joseph nichts so sehr am Herzen angelegen seyn, als der gehegten Erwartung des Pfarrherrn in jeder Beziehung möglichst zu entsprechen. Denn er hielt es für ein großes Glück, eines solchen Dienstes theilhaftig geworden zu seyn, und betrachtete ihn als den eigentlichen Anfang seines bessern Geschickes, das sich hieraus für ihn entwickeln würde. Jetzt glaubte er, die Dunkelheit, die auf den Erstlingen seiner Tage lag, und seinen frühesten Lebenspfad umhüllte, werde durch die kommenden erhellet werden.

Die Freude über dieses unerwartete Begegniß, die in seinem Innern herbergte, kündigte sich in seiner Miene und in seinem ganzen Aeußern an und sprach sich aus seinen Handlungen so zuversichtlich und kennbar aus, daß jedermann daraus abnehmen konnte, Joseph wisse dankbar zu würdigen, was ihm zu Theil geworden sey. Um dafür recht erkenntlich zu seyn, that er nun auch Alles nach seinem besten Wissen und Gewissen. Sein Eifer in Ausrichtung der ihm übertragenen Geschäfte nahm daher mit jedem Tage zu, so wie auch sein Bestreben, sich mehr und mehr darin zu vervollkommnen.

Sein Leben, wie es sich hier in dem ihm angewiesenen Kreise bewegte, glich einem jungen, kraftvollen Baume, an dem jeder Zweig genußreiche Früchte trägt zur Freude dessen, der ihn gepflanzt hatte. In seinem Innern wohnte eine Kraft,

welche ihn stets belebte und in froher Thätigkeit erhielt. Und diese seine umsichtsvolle Thätigkeit war um desto gehaltvoller und segensreicher, je tiefer sie in Gott gewurzelt war, und jemehr sie ihn ermuthigte, den Nutzen dessen zu fördern, von dem er Lohn und Unterhalt zog.

Bey einer jeglichen Arbeit, die er begann, leitete ihn stets eine höhere, reine und heilige Absicht, oder wie man es sonst zu nennen pflegt, eine gute Meinung, die seinem Thun den rechten Werth verlieh, und ihn eines guten Erfolges gewiß seyn ließ. „Gehorsam gefällt Gott mehr, als Opfergaben, die auf seinem Altar niedergelegt werden.“ Dieser göttliche Ausspruch war gleichsam das Motto oder der Wahlspruch seines Lebens. Damit befreundete er sich so innig, daß alle seine Mühen und Anstrengungen sich aus demselben ableiteten, wie das Wasser sich aus seiner Quelle ableitet. Mochten ihn auch die Geschäfte und Sorgen der Zeit noch so sehr in Anspruch nehmen, nie war er ungeduldig dabey, und nie kam deßhalb eine Klage aus seinem Munde.

Die edelsten Freuden des Lebens erblühten ihm auf dem Grunde des Bewußtseyns treuerfüllter Pflicht. Dieß Bewußtseyn ergoß sich in seinem Herzen voll Trost und Zuversicht, wenn er des Tages Last und Hitze tragen mußte. Diese innere Freude, machte ihm alle Mühe und Arbeit leicht, die mit seinem Berufe verknüpfet waren.

„Der Mensch, so hörte man ihn damals öfter sagen, ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen.“ Und er hatte Recht. Denn Gott hat zwar in die Erde die Kraft gelegt, daß sie Gras und Kräuter, Blumen und Früchte jeglicher Art erzeuge, aber der Mensch muß sie bauen, wenn sie ihm ihren Schooß öffnen und ihre Schätze zum fröhlichen Genuße mittheilen soll.

Dazu hat Gott dem Menschen Kraft und Einsicht verliehen, damit er sie nütze und brauche, um Gutes für sich

und andere zum Lobe und Preise des Herrn zu stiften. Die gebratenen Tauben, sprach daher Joseph oft, fliegen Keinem in den Mund. Und weil er denn mit so viel Lust und Freude sein Berufswerk trieb, und dabey überall den Ruf Gottes an sein Herz vernahm, so diente er nicht, um nur den Menschen zu gefallen, sondern sich dem als ein lebendiges Opfer zu weihen, der ihn nach seinem Bilde geschaffen, und ihm das Werk der Hände zu treiben befohlen hatte.

Daher schreibt sich die hohe Munterkeit, die ihn nie verließ, wenn auch seine Arbeiten noch so gehäuft und anstrengend wären. Niemand war aber auch ein so abgesagter großer Feind des Müssiggangs, als er. Einmal gewohnt, seiner treuen Pflichterfüllung nicht das Mindeste zu vergeben, konnte auch hier bey seinem ersten eigenen Wirken keine Spur von Trägheit und Verdrossenheit wahrgenommen werden. Er wußte jede Stunde mit nützlicher Thätigkeit auszufüllen, und keine entschwand ihm jemals, von der er hätte sagen können: „sie ist verloren.“ Glücklich entging er daher auch allen jenen Gefahren und Thorheiten welche so gerne den Geschäftslosen und Müssiggänger bedrohen, ihn in das ausgespannte Netz verstricken, und ihn früher oder später auf den Weg des unvermeidlichen Verderbens hinüberführen.

So umsichtsvoll und thätig aber auch Joseph war in Allem, was ihm oblag, so besorgt war er auch: jede Gelegenheit zu benützen, seine noch mangelhaften und eingeschränkten Kenntnisse zu erweitern, und auf Alles genau zu achten, was irgend dem Hause Nutzen bringen, und Nachtheil von demselben entfernen möchte. Er brachte es durch Fleiß und Nachdenken bald so weit, daß er die meisten häuslichen Geschäfte mit großer Gewandtheit verrichten konnte. Dadurch enthob er seinen Herrn von mancher Ausgabe, die ohne sein Zuthun hätten gemacht werden müssen.

An Sonn- und Feyertagen, nachdem er dem öffentlichen Gottesdienste in stiller Andacht beygewohnet und seinem Geiste wieder neue Nahrung durch das göttliche Wort und frommes Gebeth zugeführt hatte, brachte er die übrigen Stunden zu Hause zu, und verlegte sich auf's Lesen und Schreiben, was er früher, weil er in keine Schule geschickt wurde, nicht lernen konnte, und brachte es in beyden zu einer entsprechenden Fertigkeit. Liebend die stillern Freuden, die er im Umgange mit seinem Pfarrherrn oder im Lesen eines gottseligen Buches genoß, vermied er sorgsam alle jene öffentlichen und geräuschvollen Ergötzlichkeiten, die an den Gott geweihten Tagen statt fanden, und wobey mancher schon seine Tugend und Unschuld — das Beste was der Mensch auf Erden erringen kann — unwiederbringlich verloren hat.

Mit der stets regen Thätigkeit, die dem Joseph Köberle, so ganz eigen war, stand die Tugend der Sparsamkeit im schönsten Lichte. Seine frühere ärmliche Lage, in der er sein Stücklein Brod so oft mit Thränen würzen mußte, und die er in seinem Leben nie vergaß, wirkte mit besonderer Kraft auf ihn, daß er sich strenge an die Lebensregel hielt: „arbeite und spare;" oder wie er sich dann später auszudrücken pflegte: „Wer im Sommer den Rock zerreißt, muß im Winter nackt gehen."

Daher kam es, daß er das mühesam Erworbene wohl zu Rathe zog, und jede unnütze und überflüssige Ausgabe sorgfältig vermied. Er wußte es wohl am besten, wie wehe die Armuth thut, und wie vielen Versuchungen derjenige ausgesetzt ist, der mit ihr schlafen gehen und aufstehen muß. Deßhalb konnte man ihn nie bereden, irgend ein Spiel mitzumachen, wobey er auch nur Einen Kreuzer hätte verlieren können.

Auf solche Weise diente er im Pfarrhause zu Wasserburg durch sieben volle Jahre, und erwarb sich die Zufrie-

denheit des Pfarrherrn so ganz und ungetheilt, daß dieser ihm Alles überließ, und ihn nicht so fast als seinen Knecht, sondern vielmehr als seinen Freund behandelte, ohne dessen Zustimmung er in zeitlicher Beziehung durchaus nichts vornahm, noch vornehmen ließ.

Da nun der altgewordene Pfarrherr erkrankte, und das Uebel mit jedem Tage bedenklicher zu werden schien, durfte Joseph nicht von dessen Bette weichen, zumal der Kranke Niemand andern um sich haben wollte, als ihn, so wie er dann auch in seinen Armen entschlummerte, und in eine bessere Welt hinüberging.

Nach dem Tode des alten Pfarrherrn, der unserm guten Joseph so sehr zu Herzen gegangen war, und seinen Augen so manche Thräne frommen Dankes entlocket hatte, besorgte er nichts destoweniger die nämlichen Geschäfte, und dienete auf's Neue, unter dem Nachfolger des Verstorbenen noch weitere sieben Jahre, und genoß nicht nur das volle Vertrauen desselben, sondern auch des damaligen Stiftes St. Gallen, welches ihm den ganzen umfassenden Zehentbezug übergab. Dieß Geschäft verwaltete er neben der Führung des Hauswesens im Pfarrhause, bis ihm die Stunde, ein eigenes Tagewerk zu übernehmen, schlug.

3. Joseph Köberle gelangt zur Führung eines eigenen Hauswesens.

Die oben bemerkten Gaben und Eigenschaften, die zusammen genommen, das treffliche Bild eines wahrhaft christlichen Hausknechtes und eines jeden guten Menschen darstellen, waren es nunmehr auch, welche unserm Joseph nebst dem schönsten innern Lohne, den sie dem menschlichen Herzen verleihen, den Weg zum künftigen Lebensglücke anbahnten. Mußte er gleich anfangs arm und verlassen in die Welt hinaustreten, und sich so manches Herbe gefallen lassen, so besaß er doch an seinem frommen Sinne, an seiner Thätig-

keit und Sparsamkeit ein Kapital, das ihm die reichlichsten Zinsen hienieden schon abwarf. Dadurch gründete er sein besseres Schicksal in der Welt, und machte sich des Segens fähig, den der Himmel in so seltenem Maaße über ihn, wie wir hören werden, ausgegossen hat.

Während der 14 Jahre, die er im Pfarrhause zu Wasserburg zugebracht, hatte er sich durch seine frühe Sparsamkeit ein kleines, jedoch zureichendes Vermögen erworben, und sich dadurch in den Stand gesetzt, ein eigenes Hauswesen anzufangen. Zu dem Ende kaufte er in Nonnenhorn ein Bauerngut, sammt der damit verbundenen Wirthschaftgerechtigkeit. Das Gut selbst befand sich in einem sehr schlechten Zustande, da es durch längere Zeit vernachläßiget wurde.

Das Wohnhaus war alt und schadhaft, und bedurfte einer gänzlichen Verbesserung. Doch Joseph hatte zum vorhinein Alles bey sich berechnet, und nährte in seinem Herzen die frohe Hoffnung, ungeachtet der trüben Aussichten, die sich ihm zeigten, dennoch mit dem Beystande des Himmels sein ausgestecktes Ziel glücklich erreichen zu können.

Im Jahre 1781 begann er nun sein eigenes Werk, und weil ihm eine treue Gehülfin unentbehrlich war, so reichte er der Marianne Morser, einer Bauerstochter von Bettnau, die ihm an Geist und Herz ganz ähnlich war, seine Hand zum ehelichen Bündniß. Mit dem verwahrlosesten Gute und dem baufälligen Hause mußte Joseph noch viele Schulden übernehmen. Und so wälzten sich ihm Hindernisse in den Weg, die nur der zu besiegen vermag, der in Allem das Seine thut und auf Gott vertraut, von dem Segen und Gedeihen kömmt.

Josephs unverdrossener Fleiß, seine fortgesetzte Sparsamkeit, und seine Umsicht, der nichts entgehen konnte, was seine häuslichen Umstände verbessern mochte, bekämpften alle Schwierigkeiten, die sich ihm und seiner Marianne ent-

gegenstellten. Er hatte schon im Pfarrhofe während der langen Dienstzeit vieles durch Beobachtung gelernt, was mit einer nützlichen Führung des Hauswesens so enge verbunden ist, und dadurch seinen beyden Pfarrherrn mancherley Vortheil verschafft. Jetzt war er nur um desto mehr darauf bedacht, von seinen erworbenen Geschicklichkeiten nöthigen und gewinnreichen Gebrauch zu machen.

Da, wo viele Hausväter selbst in den kleinlichsten Angelegenheiten von der Handleitung Anderer abhangen, war er der Mann, der sich überall selbst zu rathen und zu helfen wußte. Selten gab es ein Geschäft im Hause, das er nicht ganz befriedigend verrichten konnte. Bald war er Küfer, bald Wagner, bald Koch, bald Kellner, bald Metzger.

Dadurch, und durch seine eigene treue Verwendung ersparte er sich manche Auslage, die er sonst hätte machen müssen. Kam er durch eigenes Nachdenken oder fremde Mittheilung auf Mittel, seine häuslichen Verhältnisse zu verbessern und in Aufnahme zu bringen, so machte er Gebrauch davon. Er gehörte nicht zu denen, die steif am Hergebrachten halten, und daher so gerne Alles beym Alten lassen. Sitte und Herkommen waren nicht die Regeln seines Thun's. Was besser war, und sich als solches durch die Erfahrung bewährte, das ergriff er, und hielt sich fest daran.

Der Mensch muß täglich mehr lernen, und den engen Kreis seiner Kenntniß möglichst zu erweitern suchen. Daher er in dieser Beziehung mehrmals sagte: „Auch der Papst ist in die Schule gegangen," und wollte dadurch zeigen, daß man nie stille stehen dürfe, sondern Alles sorgsam beachten müsse, wenn man sein Geschäft mit Einsicht treiben, und sich davon mehr Segen und Gewinn versprechen wolle.

Er benützte deßhalb auch sowohl eigene als fremde Erfahrungen gewissenhaft, um seinem kleinen Bereiche einen reichlichern Ertrag abzugewinnen. Und weil er wußte, wie

viel es brauche, etwas in der Welt zu erwerben, und wie manchen Tropfen sauern Schweißes es ihm gekostet habe, bis er sich das nöthige Auskommen errungen hatte, so durfte man sich nicht wundern, wenn er auf dem betretenen Wege der Sparsamkeit immer fortwandelte, ohne von demselben jemals rechts noch links abzulenken.

Daher hörte man ihn, wenn er auf diesen Gegenstand zu reden kam, auch öfter und ernstlich sagen: „Man muß einmal in's Haberstroh beißen, besser ist's, man thu es bey Zeiten, wo man noch besser beißen kann." Frühe schon an's Entbehren gewöhnt, konnte er sich auch jetzt und später ein jedes Vergnügen versagen, wenn gleichwohl der Genuß desselben seiner Hauswirthschaft entweder keine oder wenigstens nur ganz unbedeutende Nachtheile gebracht hätte.

Willig versagte er sich Manches, wozu sich tausend andere nicht verstanden haben würden, wenn sie in seiner Lage gewesen wären. Er that es, nur um sich aus seinen Schulden, die er bey der Uebernahme seines Gutes machen mußte, sobald wie möglich herauszuwinden. Daher war sein Anzug einfach und reinlich, und ganz dem Stande angemessen, in dem er lebte. Eben so einfach waren auch seine sämmtlichen Hausgeräthe. In Allem wußte er sich mit dem Nothwendigsten zu begnügen.

Sein Herz strebte nie nach eiteln Dingen. Ihm kam es nie zu Sinn, so allgemein es auch Sitte im Lande war, jemals eine Taschenuhr oder sonst etwas von Silber zu tragen. „Wozu," sprach er, „dieser Flitter? Mein Magen sagt mir auch ohne Uhr, wenn es Zeit zum Essen ist, und wenn die Sonne hinter den Bergen ist, so weiß ich, daß es Nacht wird. Uhren und andere eitle Geräthe sind fressende Kapitalien. Und so suchte er an der Hand der Sparsamkeit das sauer Erworbene zu erhalten und zu mehren.

Durch Fleiß und Sparsamkeit, die übrigens die Hand zum Geben bey ihm immer offen hielt, brachte er es nach und nach dahin, daß er sein Bauerngut, so sehr es auch anfänglich verwahrloset war, ungemein verbesserte und vergrößerte. An die Stelle des alten baufälligen Hauses erbaute er ein neues und dauerhaftes, welches seiner Betriebsamkeit ganz angemessen war, und jetzt noch eine Zierde des Dorfes ist. Benützend jede Gelegenheit, die sich ihm als gerecht empfahl, setzte er sich auch bald in den Stand, seine neuerdings gemachten Schulden rein abzuzahlen, und sich freyer zu bewegen.

Wie sorgsam er darauf achtete, eine jede Gelegenheit und jeden Vortheil zu benützen, um sein Hauswesen in einen blühenden Zustand zu erheben, beweiset die sprüchwörtliche Redensart, die er oft im Munde führte: „Man muß den Vögeln richten, wenn sie im Striche sind.“ Dabey war er immer auch auf einen Nothpfennig für unvorhergesehene Fälle bedacht, und suchte deßhalb so viel zu erübrigen, als es mit seinen Pflichten vereinbarlich war. Wenn es ihm auch keinesweg darum zu thun war, sich Schätze zu sammeln, welche der Rost angreift, die Motte verzehrt und Diebe rauben, so wollte er doch so viel an zeitlichen Gütern erübrigen, um sich und die Seinigen vor Mangel und Noth zu schützen, und nebenher noch höhere Zwecke damit zu erreichen.

Sein früheres ärmliches und bekümmertes Leben, und die traurigen Folgen der Sorglosigkeit und Verschwendung sprachen zu ernstlich an sein Herz, als daß er ihren Ruf überhören konnte. Daher sagte er öfter, wenn dieser oder jener aus Selbstverschuldung trüben Tagen entgegenging: „Man muß sich in der Jugend ein Stecklein schneiden, wenn man im Alter daran gehen will.“ Eben so oft hörte man ihn sagen, wenn Jemand die Tage regsamen und frischen Lebens nicht nach Pflicht und Recht verwendet hatte,

und sich erst dann dazu anschicken wollte, wenn es nichts mehr helfen mochte: „Man zeigt der Katze zu spät den Speck, wenn er gefressen ist.“

So eifrig Joseph auch immer sein Berufswerk trieb, und so sorgsam er das mühsam Erworbene bewahrte, eben so beflissen war er auch, die Ordnung und Reinlichkeit in und ausser dem Hause handzuhaben, und das Fortbestehen derselben zu sichern. Hier ging er überall mit seinem leuchtenden Beyspiele voran. Nie fiel es ihm bey, in irgend einem Geschäfte eine Ausnahme für sich zu machen, oder auf andere hinüber zu wälzen, was er selbst nicht auf sich nehmen mochte. Er wies die jedesmaligen Arbeiten an, und war der erste dabey und der letzte davon. Zugleich richtete er dieselben immer so ein, wie es Zeit und Umstände nöthig machten. Jedes, hieß bey ihm, zur rechten Zeit. Das erste mußte zuerst geschehen, und das minder Wichtige dem Wichtigen nachgesetzt werden.

Die sämmtlichen Haus- und Feldgeräthe befanden sich stets an einem und demselben Orte, so daß er oder die Seinigen nur hingehen, und sie nehmen durften. Und eben, weil er Ordnung und Reinlichkeit liebte, so war ihm auch nichts mehr zuwider als Schmutz und Koth. Von dieser Reinlichkeit zeigten alle vorhandenen Geräthschaften; sie mochten Namen haben, welchen sie wollten. Was hievon bey Vielen vor der Zeit zu Grunde geht, blieb bey ihm lange brauchbar, und enthob von manchen überflüssigen und lästigen Ausgaben. Betrachtete man die Aussenseite seines Hauses, so kündigte sie auch so den Mann an, der darinnen wohnte. Und damit die nöthigen Geschäfte nie zu lang unterbrochen werden durften, ging sein Augenmerk dahin, daß neben dem Essen nie zu viel Zeit verloren ging. Er gönnte zwar sich und andern bey Tische die nöthige Erquickung und Erholung und suchte selbst diese Zeit durch frohe Gespräche

hinzubringen; nur durfte sie die bezeichnete Gränze nicht überschreiten.

4. Joseph Köberle als Haus- und Familienvater.

Wenn irgend in einem Hause Friede und Eintracht grünten, so war es vornehmlich der Fall in seinem Hause. Kein unfreundliches oder rohes Wort hat je seine Lippen entweiht. Dem Zank, Hader und Streit war er vom Herzen gram. In stiller Bescheidenheit, und in zutraulicher Offenheit, die nichts verheimlicht, woran dem einen Theile so gut als dem andern gelegen ist, wandelte er mit seiner guten Marianne auf seinem Lebensweg fort.

Wie er selbst beständig heiter und fröhlich war, so waren es die Seinigen um ihn her. Er sah Alles im rechten Lichte an, und wußte deßhalb bey jedem Ergebnisse sogleich wieder einzulenken, ohne daß dabey der holde Friede auch nur einen Augenblick gestört werden durfte. Für seine Kinder, davon zwey, ein Sohn und eine Tochter am Leben blieben, sorgte er mit nie rastender Sorge. Die gute Erziehung derselben, und die Förderung ihres zeitlichen und ewigen Glückes lag ihm vor Allem nahe am Herzen. Um dieß zu erzielen, ließ er sie frühzeitig in dem Allerwichtigsten unterrichten, was der Mensch bedarf zu einem frommen und Gott wohlgefälligen Leben.

Nicht roh und unwissend, wie so manche andere, sollten sie aufwachsen. Denn er hatte es an sich erfahren, wie traurig es sey, wenn Kinder nicht gehörig unterrichtet sind. Deutlich sollten es seine Kinder einsehen und lernen, wozu sie da seyen, und was sie auf Erden auszurichten haben, um ihre höhere Bestimmung erreichen zu können. Deßhalb schickte er sie fleißig zur Schule, und hielt sie auch zu Hause zum Lesen, Schreiben und Rechnen an.

Müssiggehen durften sie nicht. Immer hatte er was in

Bereitschaft, womit sie sich beschäftigen mußten. Hatten sie was in der Schule gelernt, so wurden sie vom Vater darüber zur Rede gestellt, und mußten zeigen, wie weit sie im Lernen gekommen seyen. Und jedesmal freute er sich inniglich, wenn er neue Fortschritte bey ihnen gewahr wurde.

Die Hauptsache aber, worauf er es bey ihnen anlegte, war der Unterricht im Christenthum. Dadurch suchte er ihrem Geist und Herzen die rechte Richtung zu geben, und in ihrem Innern eine nie versiegende Quelle von Friede, Trost und Freude zu eröffnen. Was er selbst hiezu beyzutragen vermochte, that er mit Liebe und strenger Gewissenhaftigkeit. Er selbst führte sie an zur Gottesfurcht durch Wort und That, und war so zu sagen, der beste Katechismus im Hause, in dem sie deutlich lesen konnten, was sie zu thun und zu lassen hätten. —

Um aber seine Kinder vor jeglichem Bösen möglichst zu sichern, gewöhnte er sie schon frühe an nützliche Thätigkeit, und damit die Reinheit ihrer Sitten nicht gefährdet würde, durften sie sich seinem und dem Auge der Mutter nicht entziehen. Er wußte es nur zu gut, welchen Gefahren die Kinder ausser der Aufsicht und dem Hause der Aeltern ausgesetzt seyen, und welche trügliche Netze so manche verwegene Hand ausspannet, um sie damit zu bestricken und zu fangen.

Und siehe! der Lohn für seine Sorge und Mühe blieb ihm nicht aus; denn seine Kinder wuchsen heran, zu Gottes Wohlgefallen und der Menschen Freude, so daß man sagen kann: „An ihnen wiederstrahlet unverkennbar des guten Vaters und der Mutter Bild.“ Selbst dann noch, als beyde Kinder *) schon versorgt waren, und ihr eigenes Hauswesen

*) Der Sohn widmete sich den Wissenschaften und wurde geistlich, und als solcher an seinem Vaterorte angestellt, die Tochter aber bekam das väterliche Erbe.

führten, trug der edle Vater noch Alles bey, um ihr beyderseitiges Wohlergehen zu erhöhen. In allem ging er ihnen mit Rath und That an die Hand, und freute sich jedesmal mit hoher Freude, wenn sich auch ihre häuslichen Verhältnisse verbesserten.

Aber nicht umfaßte Josephs sorgende Liebe bloß die eigenen Kinder, sondern auch die Dienstbothen des Hauses. Unverbrüchlich hielt er auf gute Zucht und Ordnung unter denselben. Nachdem, daß er weisen Ernst brauchte, wo es Noth that, wußte er sie doch immer durch sein freundliches Benehmen an sich zu fesseln. Froh und zufrieden sollten sie bey ihm seyn, und ihm das häusliche Wohl befördern helfen, als wenn es das ihrige wäre. Er, der selbst von früher Jugend an gedient, und fremdes Brod gegessen hatte, wußte es auch, wie hart es ankomme, dienen zu müssen. Daher versüßte er seinen Dienstbothen ihr hartes Loos, so viel er konnte, und erhellete auf solche Weise die Dunkelheit ihres Lebens.

Gewahrte er unter denselben bald diesen, bald jenen Fehler, so suchte er ihn mit schonender Geduld abzustellen. Wer aber auf seine wohlgemeinten Mahnungen und Warnungen nicht achtete, sich in die eingeführte Ordnung des Hauses nicht fügte, oder mit anbrechender Nacht, besonders an Sonn- und Feyertagen, nicht zu Hause war, hatte am längsten gedient. Unbeweglich bestand er darauf, daß zur gehörigen Zeit im Hause seyn sollte, was darein gehörte. Unter seinen Augen wollte er haben, was ihm anvertraut und wofür er Gott verantwortlich war.

Auf gute Dienstbothen hielt Joseph sehr viel, und behielt sie so lange bey sich, bis sie zu einer eigenen Versorgung gelangten, und sohin seinen Dienst aufgeben mußten.

Weil ihm, dem guten Hausvater, Zucht und Ordnung heilig waren, und er eine feindliche Stellung gegen jede

Ausgelassenheit annahm, so erzielte er hiedurch nichts Geringeres, als daß ausgeartete und ungezogene Menschen vor seinem Hause flohen, dagegen die Rechtschaffenen dasselbe desto mehr besuchten, und sich freuten, an der Seite des stets schlichten, freundlichen und muntern Wirthes weilen zu können.

6. Joseph Köberle in Absicht auf die Sorge für seine ewigen Angelegenheiten.

Wie er sich um das Zeitliche bemühete, ebenso und noch ungleich mehr umfaßte sein Herz die Angelegenheiten für das Ewige — für Tugend und Seligkeit. Was er früher im Heiligthume Gottes, im Hause des Herrn, aus dem Munde des Pfarrherrn vernommen hatte, ließ einen so tiefen Eindruck in seinem Gemüthe zurück, daß er durch alle andere Geschäfte und Sorgen der Zeit nicht vertilget werden konnte. Er bethete gerne, und fand im Gebethe Kraft und Stärke für die müde Seele. Daher datirt sich sein oft wiederholter Ausdruck: „Niemand zahlt lieber als Gott.“

An jedem Tage, welcher dem Herrn geheiliget ist, fand er sich in der Kirche beym vor- und nachmittägigen Gottesdienste ein, und hörete aufmerksam das göttliche Wort, und bethete voll Andacht in Mitte der Gemeine. Häufig schloß er sich auch an Sonn- und Feyertagen in seine stille und verschwiegene Kammer ein, damit sich da sein Herz freyer vor Gott ergießen, und er sich zu einem frommen Wandel wie auf's neue stärken konnte. Gern las er in erbaulichen Büchern, und brachte damit manche selige Stunde zu. Das Buch von der Nachfolge Jesu wußte er bereits völlig auswendig, und es war ihm, um des himmlischen Geistes, der darin athmet, unter allen Büchern dieser Art das liebste. Er erkannte es nur zu deutlich, daß er nicht da sey, bloß um zu erwerben, und das Erworbene zu genießen, sondern

höhere

höhere Zwecke damit zu erreichen. Sein Wandel, den er auf Erden führte, und den die Menschen sahen, war ein Wandel, wie er dem wahren Christen ziemt.

Das Christenthum war sein Anker und Haltungspunkt, an dem er sich fest anschloß, bey allen Begebnissen auf seiner irdischen Pilgrimschaft. In Freuden und Leiden, im Genießen und Entbehren, in der Einsamkeit und in der Gesellschaft verlor er Gott und seine höhere Bestimmung nie aus dem Auge und Herzen. Sein mildes, freundliches und heiteres Wesen, das sich immer gleich blieb, und jeden Menschen wie mit einer unwiderstehlichen Kraft anzog, kann, ob es gleich von seiner natürlichen Gutmüthigkeit unterstützt wurde, doch immer nur als ein reines Erzeugniß seines Christenthums betrachtet werden, welches auch zugleich die reichhaltige Quelle des vielen Guten war, was er im Laufe seiner Tage gestiftet und verbreitet hat.

6. Joseph Köberle's Benehmen gegen jeden Menschen, und insbesondere gegen seine Obrigkeit.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Joseph Alles, was er sich erworben, auf dem Wege von Pflicht und Recht erlangt habe. Auf diese und auf keine andere Art wollte er zum Besitze irdischen Gutes kommen, was ihm auch durch Fleiß und Sparsamkeit und den Segen des Himmels gelungen ist. Es konnte daher kein ungerechter Heller seine Seele jemals beschweren, weil er sich lediglich nur der rechtmäßigen Mittel bediente, zeitliches Gut zu erwerben und dasselbe zu mehren. Mochte auch der Weg dazu zu gelangen, beschwerlich und langwierig scheinen, so kam er doch auf demselben glücklich bey dem ausgesteckten Ziele an. „Gerade fort," war einer seiner Lieblingsausdrücke,

„ist der nächste Weg.“ Fern war von ihm, dem Manne voll Redlichkeit und Liebe, jeder auch der kleinste Betrug im Handel und Wandel, und fern jede Uebervortheilung seines Nebenmenschen. Nie konnte ihn schnöde Gewinnsucht blenden, und nie fremdes Gut sein Herz und seine Hände beflecken, denn er wandelte vor Gott mit redlicher Seele.

Und so gingen unter seiner Leitung und Betriebsamkeit alle Geschäfte gut von statten, und sein Hauswesen blühete immer schöner auf, weil der Segen des Herrn sichtbar auf demselben ruhete, und wo dieser waltet, da erwahret es sich, was Joseph mehr als hundertmal im Kreise seiner Kinder mit dem innigsten Dankgefühle wiederholet hatte: „Wenn Gott will, so grünt ein Besenstiel.“ Dadurch wollte er, als ein besonderer Freund von sprichwörtlichen Redensarten nur so viel sagen: „Von oben kommt der Segen und das Gedeihen. Der Mensch kann nichts als ihn annehmen mit Demuth und Dank zu Gott, und dieser Segen wird nur jenem zu Theil, der auf den Herrn vertraut, und in Allem das Seinige redlich thut.“

So handelte Joseph überall treu und ehrlich als ein Mann, in dessen Herz kein Falsch war. In Allem hielt er auf das, was recht und billig ist, und ging in keinem Stücke weder um eines nahen noch entfernten Vortheils davon ab. Einem jeden zeigte er sich, wie er war, und gab ihm, was er mit Recht von ihm verlangen konnte. Niemand that er jemals wehe, und es wurde nie gehört, daß irgend Einer gegen ihn sich beschwerte, als wäre er von ihm gekränkt worden. War er Taglöhnern oder Handwerksleuten etwas schuldig, so zahlte er willig und ungesäumt. Sie arbeiten, hieß es bey ihm um Brod, und es darf ihnen nicht geschmälert, oder vorenthalten werden. Was er von seinen Rebgütern jährlich an Wein gewann, gab er wieder ab, wie es ihm Gott und die Rebe gegeben, und jedesmal um

den billigsten Preis. Gewissenhaft entrichtete er an die Obrigkeit, die er als Stellvertreterin Gottes auf Erden mit willigem Gehorsam ehrte, was er nach den bestehenden Gesetzen zu entrichten schuldig war. Niedrige Habsucht, die so manchen zur Treulosigkeit verleitet, und ihn den Gebrauch unerlaubter sündhafter Mittel kennen lehrt, war seinem Herzen fremd.

Er konnte nur dann mit sich zufrieden seyn, wenn er seine Pflicht getreu erfüllt hatte. Nie fühlte er sich glücklicher, als wenn er seinen Berufsgeschäften ungestört obliegen konnte. Aus dem Grunde war ihm aber auch nichts mehr zuwider, als wenn er mit Klagen und Beschwerden seine Gerichtsstelle überlaufen und behelligen sollte. Nur der Drang der Umstände und besondere Lagen, welche die Noth herbeyführte, konnten ihn von seinem gefaßten Entschlusse ablenken. In Processe sich einzulassen, oder an bürgerlichen Zwisten und Händeln Theil zu nehmen, dazu konnte er sich um so weniger verstehen, jemehr er bemüht war, mit Jedermann in Friede und Einigkeit zu leben. Lieber gab er ein Opfer hin, als sich wegen Kleinigkeiten mit seinen Nebenmenschen abzuwerfen.

Nur seinem Beruf lebend, den ihm die göttliche Vorsehung angewiesen hatte, und wandelnd in Frieden und Liebe unter seinen Nachbarn, durfte er sich auch wenig darum bekümmern, ob er die Gunst des Herrn, wie er seine Vorgesetzten nannte, besitze oder nicht. Sein Wohlwollen und Rechtthun schien ihm dieselbe völlig überflüssig zu machen, ob er sie gleich, ohne sein eigentliches Zuthun, im hohen Grade besaß. Denn niemand konnte dem unbescholtenen und klagelos wandelnden Manne abhold seyn.

Am liebsten gab er sich immer mit seines Gleichen ab. Nur in ihrer Mitte war ihm wohl. „Herrn Gunst und Vogel-

sang," sprach er öfter, „klinget wohl, und währt nicht lang." Und diese sprichwörtliche Lehre der Weisheit war auch in diesem Betracht ein schöner Leitstern für ihn, dem er in seinem Leben unverrückt folgte.

Daß Joseph aber auch ein von Liebe und Mitleid durchglühtes Herz hatte, bey dem jeder Hülfs- und Trostbedürftige eine sichere Zufluchtsstätte fand, davon zeugen mehr als hundert Beyspiele, wovon wir jedoch nur zwey ausheben wollen, weil sie vorzüglich geeignet sind, auf die übrigen hinzuweisen, und uns einen scharfen Blick in seine wohlmeinende Seele gestatten.

Eines Tages, da er sich gerade in der Kirche befand, näherte sich ihm unter der Menge versammelten Volkes ein junger Mensch, und zupfte ihn seitwärts am Kleide. Schnell sah er sich um, und erkannte beym ersten Anblicke in dem Menschen einen seiner ehemaligen Jugendgenossen, der aber sehr schlecht gekleidet und so zu sagen in zerrissenen Lumpen eingehüllt war. Seine Gestalt war der des ärmsten Bettlers völlig gleich. Kaum war der Gottesdienst zu Ende, als Joseph den fast unkennbar gewordenen und zerlumpten Armen um die Ursache seines kläglichen Zustandes fragte.

Dieser erzählte ihm hierauf umständlich, was sich mit ihm begeben, wie er in solch Elend gekommen sey, und wie er wünsche, irgendwo in der Nähe wieder Unterkunft zu finden. Da nun Joseph wohl einsah, daß sich schwerlich Jemand dazu verstehen werde, den Unglücklichen in seiner äußerlich abschreckenden Gestalt aufzunehmen, so that er an ihm, was ihm die Liebe gegen Bedrängte zu thun geboth. Er versah ihn vorerst, da er selbst noch als Knecht im Hause des Pfarrherrn war, mit der nothwendigsten Leibesbedeckung, und sorgte dann für dessen weiteres Unterkommen. Ein jeder, der von dieser wohlthätigen Handlung

Kunde erhielt, lächelte anfänglich darüber, und hielt sie für weiter nichts, als für ein Werk leichtgläubiger Gutmüthigkeit.

Indessen war dem Armen geholfen; er war nunmehr wieder anständig gekleidet, und konnte sich somit wieder um einen angemessenen Dienst umsehen, den er auch durch Josephs thätige Verwendung erhielt. Und da es ihm bey erneuerter Arbeitstreue und Redlichkeit gut ging, begab er sich nach Umfluß längerer Zeit zu Joseph, und dankte ihm mit Thränen in den Augen, als dem Stifter seines nunmehrigen glücklichen Zustandes.

Ein anderes Mahl kam ein junger Geistlicher, der noch keine Anstellung hatte, zu Joseph, und trug ihm sein Anliegen vor. Von dem Augenblicke an hatte er nun keine Ruhe mehr, und sinnte hin und her, wie er dem noch unangestellten jungen Diener der Kirche verhülflich werden könnte. Inzwischen begab sich der Geistliche wieder nach Hause. Kaum hatte Joseph vernommen, daß eine Verwesersstelle erlediget worden sey, als er sich beeilte, und mit Hintansetzung aller seiner auch noch so nöthigen Haus- und Feldgeschäfte, einen Weg von vier Stunden machte, um diese frohe Kunde demselben zu hinterbringen. Da aber der Geistliche Anstand nahm, mit ihm an den Ort der erledigten Stelle zu gehen, so benahm ihm Joseph jede Bedenklichkeit, und geleitete ihn dahin, und mittelte für ihn die gewünschte Anstellung wirklich aus.

Und so bemühte er sich, einem jeglichen zu thun, was ihm möglich war. Jedem stand er willig bey mit Trost und Rath, und half so viel er konnte. Daher kam es auch, daß so viele seiner Nachbarn in allerley Verlegenheit ihre Zuflucht zu ihm nahmen, um sich bey ihm Raths zu erholen und Hülfe zu verlangen; was sie auch jedesmal erhielten. Manch-

mal ging er Stunden weit, um ihnen bald diesen, bald jenen Dienst der Liebe zu erweisen. Wer könnte sie alle beschreiben, die Handlungen des Wohlthuns, und die Werke der Barmherzigkeit, die er vom Jahre 1770 bis 1817 im Stillen geübet hat. —

Genug für ihn und uns, daß sie Der kennt, der ins Verborgene sieht, und keine derselben unbelohnt lassen wird! — Wie manchen Bissen Brod hat Joseph, besonders in den Zeiten allgemeiner Noth, an seinem eigenen Munde erspart, und Hungrige damit gespeiset. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, sagte er oft zu den Seinigen, wie wehe der Hunger thut, und welche Freude man dem Herzen des Nothleidenden bereitet, wenn man ihm Erquickung reichet. Daher ging kein Bedrängter und Nothleidender je von ihm, dem er nicht mit fröhlichem Herzen entweder ganz, oder zum Theile geholfen hätte. —

Hieraus erkennen und sehen wir, wie er — der Mann voll redlichen Gemüthes — sein so mühesam erworbenes und durch Gottes Segen vermehrtes Gut der Erde zu höhern und heiligen Zwecken benützet, und es in einen Schatz für's ewige Leben verwandelt hat.

7. Joseph Köberle's Feyerabend.

Was er in seinem Leben nicht gesucht, ward ihm von selbst zu Theil. Ehre und Achtung und Liebe wurde ihm nicht nur von allen seinen Mitbürgern, sondern von jedem, der ihn kannte gezollt. Denn es wußte ja Jedermann, daß er im Handel und Wandel gerade durchgegangen, und in seiner Lage des Guten so viel ihm möglich aus den reinsten Absichten gestiftet habe. Jeder wußte es, wie offen er in allen Sachen, und wie unzweydeutig er in seinem ganzen Thun und Lassen war. Darum konnte es ihm auch an allgemeiner Achtung und Zutrauen nicht fehlen. Die beyden

Gemeinsprüche: „Zeit bringt Rosen,“ und „es tröpfelt eh' vor's regnet,“ die man aus seinem Munde so oft vernommen, und womit er sich auch in seinen frühern Jahren so manchmal getröstet hatte, schienen sich an ihm ganz bestätiget zu haben. Denn wirklich hat die Zeit für ihn in jeder Beziehung die schönsten Blumen des innern und äußern Glückes erzeugt.

Aus kleinem und unbedeutendem Anfange hat sich für ihn Großes, das er kaum zu ahnen vermochte, entwickelt. Sein Hauswesen blühte mit jeglichem Jahre schöner und herrlicher auf. Mit seiner Marianne, die so redlich Leiden und Freuden mit ihm theilte, lebte er in unzertrennlicher Liebe und Eintracht, und genoß in ihrem Umgange so manche stille Lebensfreude. Seine beyden Kinder wuchsen empor zu seinem Troste, und in ihnen erschaute er das holde Morgenroth einer schönern Zukunft. Und konnte er auch manchen Fehlern und Schwachheiten, die das Loos selbst der besten Menschen sind, nicht ganz entgehen; traf es bey ihm auch zu, wie er selbst erkannte und bekannte: „Es ist kein Fuhrmann so gut, er fährt bisweilen aus dem Gleise,“ so war er sich doch des Guten mehr bewußt, das er gewollt und gethan, und dieß Bewußtseyn konnte die Quelle des Friedens in seinem Innern nicht trüben.

Ruhig und voll Hoffnung konnte er, da der Abend seiner Tage niedersank, hinaufblicken, wo die Waage der Gerechtigkeit thront, an der sein Verdienst gewogen werden sollte. Ueberblickte er auch manchmal die zurückgelegte Strecke seiner Pilgerschaft, so mußte ihn auch dieser Ueberblick mit stiller Ruhe und Heiterkeit belohnen. Denn Niemand seufzte über ihn, Keiner schickte ihm den Vorwurf in die Ewigkeit nach, daß er Schuld an seinem Unglücke sey. Vielmehr folgten ihm des Dankes fromme Thränen von jenen nach,

denen er des Guten viel gethan, und die ihm nächst Gott ihre irdische Wohlfahrt zuzuschreiben haben.

Im Jahre 1818, da das Nervenfieber sich auch in die Pfarre Wasserburg einschlich, und große Verwüstungen unter Alt und Jung anrichtete, und viele der kräftigsten Menschen, wie ein gewaltiger Strom, mit sich fortriß, brach auch für unsern Joseph der Feyerabend seines thätigen und wirksamen Lebens an. Von dieser Krankheit überfallen, dauerte der Aufenthalt unter den Seinigen nur noch drey Tage. Während dieser kurzen Frist, die ihm gegönnt war, schickte er sich zur Abreise in die ewige Heimath an. Er ließ sich unverweilt mit den Mitteln des Heils versehen, und nährte keinen andern Wunsch mehr in sich, als mit seinem göttlichen Erlöser durch den Empfang der heiligen Kommunion vereiniget und hiedurch auf seiner Heimathreise gestärkt zu werden.

Als er das Zeichen vernahm, daß der Herr ihm mit Gnade und Erbarmen erscheine, sprach er noch: „Bringt mir, ehe der Herr aller Herren zu mir kömmt, eine frisch gewaschene Haube, denn es muß alles innerlich und äusserlich geordnet seyn!“ — Und so ging er tief betrauert von den Seinigen den 21. Hornung, Morgens fünf Uhr, in einem Alter von nicht gar 72 Jahren so sanft und ruhig in das bessere Leben über, wie er hienieden sanft und friedvoll und heiter gelebt hatte. Auf seinem Angesichte erglänzte noch der Friede der Kinder Gottes, wie das milde Roth auf den Wangen eines unschuldigen Kindes. Ewig ruhet er nun aus von seiner Arbeit, und genießt dafür den höhern Lohn, der den treuen Arbeitern vom Herrn verheissen ist.

Wir können ihm kein schöneres Denkmal weihen, als das, welches er sich in seinem Leben selbst gestiftet hat, und das zugleich die treueste Inschrift auf dasselbe ist:

„Wer das Seine thut und Gott vertraut,
„Hat sein Glück auf festen Grund gebaut.“

M. L. Münch,
k. würtemb. Schulinspektor und
Pfarrer zu Gattau *).

92. Die Kinder auf dem Gottesacker.

Großer Nutzen der frühzeitigen weisen Todesbetrachtungen.

Es ging einmal ein Vater mit seinen Kindern spazieren. Die Hitze des Tages war groß gewesen. Blumen und Kräuter hingen ihr Haupt. Auch die schönsten waren schon verwelkt. Die Kinder bedauerten die schönen Blümchen. „Nehmet hier ein Exempel, lieben Kinder!“ — sagte der Vater — „an der Vergänglichkeit der Blumen. So ist auch das Leben der Kinder. Eben so vergeht es auch, wie eine Blume verblühet. Und ihr seyd so sorglos, so vorwitzig, so unvorsichtig, daß ihr gar nicht an den Tod gedenkt?“ —

„Wie wenig schont ihr eurer Gesundheit und eures Lebens! — Ihr erhitzt euch, und trinkt darauf. Ihr springet, klettert, balget, stoßt und rauft euch. Wie bald ist's um euer junges Leben geschehen! — Seht diese Blümchen an. Heute Morgen haben sie noch so schön geblühet, und nun ist alle Schönheit, alles Leben weg. So bald kann auch ein blühender Knabe, ein schönes munteres Mädchen dahin seyn! — Seyd fromm, tugendhaft, mäßig, vorsichtig, fleißig, so seyd ihr auch immer bereit, denn ihr seyd keinen Augenblick vor dem Tode sicher. Denkt an diese Blumen, und vergesset nicht, daß Gott auch oft seine guten Ursachen habe, Kinder frühzeitig sterben zu lassen. Erinnert euch nur, daß vor ein Paar Jahren innerhalb zwey Monaten in einer benachbarten Stadt über zweyhundert Kinder an den Masern gestorben

*) Aus dem trefflichen Volksbuche, „Goldener Spiegel“ v. Fr. J. Rosenlächer. Augsburg, Kranzfelder, 1827.

sind.“ — Die Kinder waren hiebey sehr aufmerksam, und sahen immer die verwelkten Blümchen an.

Unter diesen Gesprächen kamen sie an dem Gottesacker vorbey. „Ich dächte,“ — sagte der Vater — „wir gingen einmal hinein, und besuchten die Todten. Es ist Kindern nichts heilsamer, als sich oft ihrer Sterblichkeit zu erinnern. Glaubt es mir, liebste Kinder! — glaubt es eurem Vater, der schon so viele Erfahrungen des menschlichen Lebens machte — es hat mich in meiner Kindheit und Jugend nichts mehr vom Bösen zurückgehalten, als wenn ich dachte: du könntest in diesem Augenblicke sterben. Wolltest du wohl in und mit einer bösen That sterben? — Es hat mich auch nichts mehr zum Guten, zum Gehorsam gegen meine Aeltern und Lehrer, zur Mäßigkeit, zur Vorsichtigkeit, zur Ehrlichkeit und Treue, und zu einer ungeheuchelten Gottesfurcht ermuntert, als wenn ich dachte: Wenn du so stürbest, so würde dich der liebe Gott mit Wohlgefallen zu sich aufnehmen. Du dürftest dich nicht vor ihm fürchten, und hättest ein gutes Gewissen. —

Damals lebte in meiner Nachbarschaft ein Knabe von zwölf Jahren. Der ließ sich von andern bösen Buben verführen, mit auf ein benachbartes Dorf in ein Wirthshaus zu gehen. Da wurde gespielt, getrunken, geflucht, gelärmt. Einige böse Menschen wollten sich das abscheuliche Vergnügen machen, den Knaben zu berauschen, und der unglückliche Junge ließ sich nöthigen, so viel Wein und Branntewein zu trinken, bis ihm endlich die starken Getränke das Herz abstießen, und er todt seinen Aeltern in das Haus gebracht wurde. Was der Tod dieses jungen Menschen damals für einen Eindruck in mein Herz machte, Kinder! — das kann ich euch gar nicht beschreiben. Gott! — dachte ich bey mir selbst, das ist doch ganz erschrecklich, so recht in seinen Sün-

den — so recht durch das Böse selbst, das man thut, zu sterben, oder sich durch's Laster zu tödten! —

Es hat mich nichts mehr zur Geduld, zur Gelassenheit, zur Zufriedenheit ermuntert, als die öftere Vorstellung des Todes. Es waren mir einmal ein Paar Brüderchen gestorben. Ein Paar allerliebste, bildschöne Kinder. Ihr Bild ist mir noch immer vor den Augen. Da dachte ich oft, wenn ich sah, daß sich andere Kinder so schön geputzt hatten, und sich wohl gar was darauf einbildeten: Wie kann doch der Tod aller Schönheit ein Ende machen! — Da dachte ich oft, wenn von meinem Spielzeuge etwas zerbrach, oder wenn nicht alles nach meinem Kopfe gehen wollte: Es ist vergänglich, und wir müssen Alles hier lassen, wenn wir sterben.

So lernte ich in der Schule des Todes das rechte A. B. C. der Geduld — Demuth und Zufriedenheit. Darin lernte ich, wie ich mein Herz nie zu sehr an eine Sache hängen sollte, die mir lieb war. Hier lernte ich, wie ich meine Begierden mäßigen müßte, daß sie nie zu heftig würden. O Kinder! — das hat mir auf meine ganze Lebenszeit gut gethan. Folget dem Exempel eures Vaters, und denket fleißig an den Tod! — Es wird euch eben so wohlthun, und ihr werdet dadurch erst lernen, wie ihr leben müsset, wenn euch der Tod nicht fürchterlich seyn soll. Kommt nun, laßt uns auf den Kirchhof gehen."

Sie gingen durch das weite Thor desselben, das mit Geräthschaften des Todes, Sarg, Spaten, Hacken, Brettern und Stricken bezeichnet war. Da waren nun viele hundert Gräber mit und ohne Leichenstein. Kein Schritt, wo nicht ein Grabhügel war, und wo nicht Todtengebeine ruheten. Hie und da ein Bäumchen. Viele noch frische Gräber, große und kleine. Die meisten schon mit Gras, Blu-

men und Moos bewachsen. „Wer mag wohl unter diesem Erdhaufen liegen?“ fragte der Vater. — „Wer kann das wissen? — Und wenn der Todte, der hier schläft, ausgegraben würde, und wäre mein Vater gewesen, so würde ich ihn doch nicht kennen; Knochen, Staub, Erde und Asche würden wir finden, — — sonst nichts, gar nichts. — O Kinder! — was ist der Mensch im Grabe? — Seht ihr nun wohl, daß man sich auf Ehre, Reichthum, Stand und Würde, auf die Vorzüge seiner Geburt nichts einbilden darf. Hier sind alle Stände gleich; der Fürst so viel als der Bettler. Wenn hier auch ein König begraben läge, wer würde ihn herausfinden können? — Ach! — was ist der Mensch im Grabe?“ —

Indem kamen sie an das Beinhaus, worin die ausgegrabenen Knochen und Hirnschädel aufbewahrt werden. Da mußten denn die Kinder Alles recht eigentlich besehen. „Seht einmal,“ sprach der Vater, — „diesen Kopf hier! — Das mag wohl ein vornehmer, reicher und gelehrter Mann — dieser Kopf aber ein armer geringer Mensch gewesen seyn?“ — Die Kinder sahen einander an, und sagten: „Da ist kein Unterschied.“ — „Und hier seht ihr alle,“ — erwiederte der Vater — „euer künftiges Bild. Was diese sind, müssen wir Alle über kurz oder lang werden. Und wer weiß, wie bald? — Das lehre euch Gott fürchten, demüthig seyn, und Gutes thun.“ —

„Ach! — was steht denn da?“ — riefen die Kinder, da sie an einen Bogen an der Mauer kamen. — „Das sind ja Särge; wie sie aufgeplatzt sind! — Aber das ist doch erschrecklich, die Todten nicht zu begraben! — Was steht denn da an der Tafel? — „Dies sind zwey Brüder, die sich vor fünfzig Jahren beym Spiel veruneiniget, und sich beyde im Zorn einander selbst erstochen haben. — Der jungen Nachwelt zur Warnung hier unbegraben.“ — Die Kinder kehr-

ten ihr Gesicht weg, und — „Da seht ihr,“ — sprach der Vater, „wozu die Leidenschaften, Spielsucht, Zorn, Wuth und Rache, den Menschen bringen können. Da verwandeln sich ein Paar Brüder gegen einander in grausame Tieger, vielleicht um einiger Groschen willen, und ruhen nicht eher bis sie sich beyde ermordet haben. Wolltet ihr auch wohl so unter einander werden? — Andern zum Abscheu und zur Warnung stehen sie hier unbegraben.“ — „O Vater!“ — riefen die Kinder — „lassen sie uns hier weggehen, den Anblick können wir nicht länger ausstehen.“ —

Sie gingen nun von einem Grabe, von einem Leichenstein zum andern. Die Kinder suchten immer die kleinen Gräber. Denn darin lagen die Gebeine der Kinder. „Hier,“ — sprach der Vater — „mag schon manches gute und böse Kind vermodert — schon manche Vater- und Mutterthräne geweint seyn!“ — „O hier!“ — rief Karl — „was ich hier gefunden habe! — Kommet doch alle her! — Das ist werth, daß wir's Alle lesen, was an diesem Leichensteine steht.“ — Da lief Alles nach dem Leichensteine. Es war eine kleine niedliche Pyramide. In dem einen Felde stand der Name:

„Emilia Karolina v. Edenfeld, alt 12 Jahre.“

Im zweyten Felde war eine verwelkende Pflanze abgebildet, mit der Ueberschrift: „Wie eine Blume des Grases.“ — Im dritten Felde sah man eine aufgehende Sonne mit der Inschrift aus dem Buche der Weisheit, (Kap. 8. V. 19, 20.) „Ich war ein Kind guter Art, und habe bekommen eine feine Seele. Da ich aber wohl erzogen war, wuchs ich zu einem unbefleckten Leibe.“ — „Das klingt anders,“ — sagten die Kinder — „als dahinten an der Tafel.“ — „O du gutes Kind! — wer du auch gewesen bist,“ sprach Emilie — „ich freue mich, daß du meinen Namen geführt hast. Du bist schon einige zwanzig Jahre älter

in deinem Grabe, als ich gelebt habe. Und ich muß dir noch gut seyn. Ruhe wohl gutes Kind! — der liebe Gott bewahre deine Gebeine!" —

Ein Paar Thränen fielen auf's Grab, und die Kinder sammelten Blumen von dieser Stätte, die sie zum Andenken dieses guten Kindes aufheben wollten. „Was denkt ihr? — Was empfindet ihr, liebe Kinder!" — sprach der Vater — „bey dieser Grabschrift? — Gewiß haben die Eltern dieses liebe Kind nicht gerne verloren, und zu seiner Ehre diese Inschrift setzen lassen. O ein Kind guter Art! — Ein Kind mit einer feinen Seele! — das konnte gewiß keine andere als recht gute, feine, tugendhafte und fromme Gesinnungen haben. Nothwendig mußte es das Herz gehabt haben, das Christus so gerne haben will, wenn er sagt: „Wir sollen Gottes Wort bewahren in einem feinen guten Herzen, und Früchte bringen in Geduld." — O! — das gute Kind hatte sie schon getragen diese Früchte, und hatte sich gut erziehen lassen. Daher war es schön aufgewachsen zu einem unbefleckten Leibe, oder zu einem tugendhaften und unbefleckten Leben, und seine Aeltern hatten schon viele Freude an ihm gesehen.

Welche Ehre! — Welcher Nachruhm auch nach dem Tode! — Welches Muster der Nachfolge noch für alle Kinder! — Welche Freude der Aeltern, ein solches Kind gehabt zu haben, und zugleich, welcher Trost für sie, bey seinem Tode, ein solches Kind in Gottes Händen zu sehen! — O lieben Kinder! — die ihr noch lebt, denkt fleißig an dieses gute Kind; so werdet ihr auch die feine Seele bekommen, euch wohl erziehen lassen, und zu einem unbefleckten Leben aufwachsen. Eure guten Aeltern, wie ihr selbst wißt, wollen euch gerne wohl erziehen. Was ist nun besser, durch die Tugend, und durch einen guten Nachruhm, noch nach dem

Tode zu leben, wie dieß gute Kind, oder wie jene bösen Brüder verabscheuet zu werden?" —

Die Kinder waren so gerührt, daß sie nicht gleich von der Pyramide wegkommen konnten. „Dich werden wir,"— sprach Karl und Emilie — gewiß alle Wochen einmal besuchen. Ich will dein Grabmahl in mein Zeichenbuch mahlen," — setzte diese hinzu. — „Lebe wohl, du Kind guter Art! — Gott erfreue deine feine Seele!" — Sie gingen hierauf nach Hause. Unterwegs aber sagten sie: „Emiliens Grab wäre ihnen noch immer vor den Augen." — „O es bleibe das Andenken dieses guten Kindes, — sprach der Vater — „auch stets in eurem Herzen. Denkt an Emiliens Grab, wenn euch eine böse Lust reitzen und verführen will, und ihr werdet sie nicht vollbringen. Denkt an Emiliens Grab, wenn ihr euch Kinderfreuden macht; wenn ihr spielt, tanzt, springet und lustig seyd. Was sagt euer lieber Gellert, der auch noch durch seine Tugend lebt, wenn er gleich todt ist:

Kann deine Lust sein (des Todes) Bild vertragen,
So ist sie gut und unschuldsvoll.

Denkt an Emiliens Grab, wenn euch eure lieben Aeltern warnen, und zum Guten ermahnen. Folget ihrem Beyspiele, und beweiset euch auch als Kinder guter Art, daß eure Seelen immer feiner, immer besser gesinnt werden! O! — Emilie lebet noch. Auch für euch lebt es noch, das gute Kind. Sie ist als eure unsichtbare Freundinn, durch ihr gutes Beyspiel, immer bey euch. Sie begleitet euch, wenn ihr aufstehet, wenn ihr in die Schule gehet, wenn ihr spielet, wenn ihr euch freuet, wenn ihr euch zu Bette legt — auch wenn ihr krank und traurig seyd. Ach! — sie begleite euch in eurem ganzen Leben, bis ihr sterbet. Und so oft ihr das Grab dieses guten Kindes wieder besuchet, so gehet mit dem Vorsatz zurück:

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.

„Und nun, meine lieben Kinder, noch ein Wort. Ich habe in der Welt nichts liebers, als euch, meine Kinder! — Das wisset ihr. Ihr seyd mein Reichthum, meine Ehre, meine Freude. Gott weiß es, wie herzlich ich euer Leben wünsche; wie sehr ich mich freuen würde, euch zu einem unbefleckten Leben, und zu guten Menschen groß zu ziehen. Sollte es aber Gott gefallen, eins von euch in diesen frühen Jahren mir abzufordern, so gebe Gott, daß ich mich eben dadurch über seinen Tod trösten möchte, daß ich ihm Emiliens Grabschrift setzen könnte:

„Es war ein Kind guter Art, und hatte bekommen eine feine Seele."

Götze.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.

„Und nun, meine lieben Kinder, noch ein Wort. Ich habe in der Welt nichts liebers, als euch, meine Kinder! — Das wisset ihr. Ihr seyd mein Reichthum, meine Ehre, meine Freude. Gott weiß es, wie herzlich ich euer Leben wünsche; wie sehr ich mich freuen würde, euch zu einem unbefleckten Leben, und zu guten Menschen groß zu ziehen. Sollte es aber Gott gefallen, eins von euch in diesen frühen Jahren mir abzufordern, so gebe Gott, daß ich mich eben dadurch über seinen Tod trösten möchte, daß ich ihm Emiliens Grabschrift setzen könnte:

„Es war ein Kind guter Art, und hatte bekor eine feine Seele.“

Götze

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauber, Johann Michael, 1778-1843

Blüthengärtlein enthaltend Erzählungen, Parabeln, Legenden und Mährchen, zur Beförderung eines christlich-relgiösen Sinnes

München 1828

Paed.pr. 1693-8/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760063-0